

Kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

Floh de Cologne, Dieter Süverkrüp, Dietrich Kittner, Jens Hagen, Ingeborg Drewitz, André Müller, Werner Dürrson, Rigo Ros, Volker Erhardt, Peter Schütt, Henrike Leonhardt, Heinz Ehemann, Manfred Römbell, Heidelore Kluge, Mike Dorn, Richard Limpert, Peter Renz, Hannelore Dauer, Anno F. Leven, G.C. Krischker, Slang

Dietrich Grünewald: Der heilige Haß

Ursula Reinhold: Satire und Ironie in der Literatur der DDR

Ernst Antoni: Schwierigkeiten mit einem Bayern – O. M. Graf

Diskussion und Rezensionen: *Elvira Högemann-Ledwohn,*

Roland Lang, Oskar Neumann, Uwe Timm

Wortgruppe München: Was heißt überhaupt Freizeit?

SPD und ein Sozialdemokrat: Ein Briefwechsel

SPD – Linker Flügel ratlos!

**SATIRE
Soziale Demontage**

kürbiskern

Die Presse zu 10 Jahren „kürbiskern“:

„Die produktive Aneignung der Methoden und Ergebnisse des osteuropäischen ‚sozialistischen Realismus‘ und die Stärkung des auch in der Bundesrepublik vorhandenen Bedürfnisses nach wirklichkeitsbezogener und engagierter Literatur bewahrte die Zeitschrift vor emphatischen Endzeitparolen à la ‚Die Literatur ist tot‘. Hier wurde Literatur niemals bloß als Ausfluß von Kulturredaktionen und PEN-Zentren gesehen, sondern immer auch als Ausdruck und Eigentum der lohnabhängigen Bevölkerung.“

Frankfurter Rundschau

„*Produktive Erfahrungen — 10 Jahre kürbiskern* — unter diesem Thema zieht die Zeitschrift in ihrer jüngsten Ausgabe Bilanz. Um es vorwegzunehmen: Diese Bilanz kann sich sehen lassen, sie ist von einer begründeten Bewußtheit des Geleisteten.“

Die Wahrheit

„Fazit: Wie eine Umfrage der ‚Deutschen Welle‘ ergab, ist der *kürbiskern* das zur Zeit relevanteste Literaturmagazin.“

die tat

Noch lieferbare Hefte:

2/72 Freizeit	2/74 Dokumentation & Fiktion Wirklichkeit in der Literatur
3/72 Gemeinsam gegen rechts	3/74 Venceremos Chile — Kämpfendes Lateinamerika
4/72 Abhängigkeit in der Kulturindustrie	
1/73 Sowjetische Literatur heute 50 Jahre UdSSR	4/74 Kultur & Nation 25 Jahre BRD
2/73 Theater 1973 Für Bertolt Brecht	1/75 Science Fiction Soziale Utopie
3/73 Das andere Amerika Gegen US-Imperialismus	2/75 Literatur des Widerstands Programme der Befreiung
4/73 Realismus Aufgabe und Probleme	3/75 Heimat und Revolution
1/74 Kinder- und Jugendliteratur	4/75 Produktive Erfahrungen 10 Jahre kürbiskern

Die Hefte der Jahrgänge 1972—1974 sind noch zum alten Preis von DM 4,80 pro Heft beziehbar. Ab 1/75 Einzelheft DM 6,80, Jahresabonnement DM 22,— + Porto. Dieser Auflage liegt eine Bestellkarte bei!

Damnitz Verlag GmbH, 8 München 40, Hohenzollernstraße 144
Telefon (089) 30 37 83

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Walter Fritzsche, Friedrich Hitler, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

ZU DIESEM HEFT

3

Guido Zingerl	7
<i>Floh de Cologne:</i> Tilt	8
<i>Dieter Süverkrüp:</i> Gespensterballade	15
<i>Henrike Leonhardt:</i> Erlaß gegen Radikale / Himmelangst	17
<i>Mike Dorn:</i> In der Nebelkammer	18
<i>Werner Dürrson:</i> Veradtet mir die Meister nicht	26
<i>Gerhard C. Krischker:</i> das gleiche / aufklärungsunterricht / deutsch gesprochen	28
<i>Volker Erhardt:</i> Werbe-Roman	29
<i>André Müller:</i> Erfahrungen in Sète	33
<i>Heidelore Kluge:</i> Das Duell / Hochzeit auf mexikanisch / Rauhe Sitten	39
<i>Ingeborg Drewitz:</i> Kennen Sie mich?	40
<i>Peter Schütt:</i> Revoltschon in Eppendorf / Eppendorf is „in“	41
<i>Heinz Ehemann:</i> Assoziation / Die Frau meines gegenwärtigen Chefs	42
<i>Anno F. Leven:</i> Der Hausbesitzer	42
<i>Hannelore Dauer:</i> Das Fenster	43
<i>Manfred Römbell:</i> Das Übel / Vermögensbildung	46
<i>Rigo Ros:</i> Der Milchkrieg	48
<i>Dietrich Kittner:</i> Märchen / Wie wir alle Opfer bringen müssen	61
Automatenlied	62
Wie bei uns jeder das werden kann, was er will	63
<i>Richard Limpert:</i> Der Lage entsprechend ...	65
<i>Jens Hagen Armin Kerker</i>	66
<i>Peter Renz:</i> Rettet die Zärtlichkeit	67
<i>Slang:</i> „... das ist meine Himmel auf der Ä-ärde!“	82
Der Weg zum Glück	83
<i>Dietrich Grünewald:</i> Der „heilige Haß“	85
<i>Ursula Reinhold:</i> Satire und Ironie in der Literatur der DDR	97
<i>Ernst Antoni:</i> Schwierigkeiten mit einem Bayern	106
<i>Uwe Timm:</i> Sensibilität für wen?	118
<i>Elvira Högemann-Ledwohn:</i> Gegen die Verarmung des Realitätssinnes	123
<i>Oskar Neumann:</i> Die Chronik einer Münchner Arbeiterfamilie	130
<i>Roland Lang:</i> Neue Erkenntnisse über die Habgier, Verschwendungsucht und Unfähigkeit bundesdeutscher Arbeiter	134
<i>Roswitha Zärtlich:</i> Der zehnte Fall	139
<i>Wortgruppe München:</i> Was heißt überhaupt Freizeit?	142
<i>Ferry Stützinger:</i> Nymphenburger Straße 125	148
Zwei Briefe — SPD und ein Sozialdemokrat	153
<i>SPD:</i> Linker Flügel ratlos!	156
Nachlese „10 Jahre kürbiskern“: SONNTAG / Peter Renyj / Wolfgang Werda / Frankfurter Rundschau / DKP-Präsidium	162
Peter Schütt, Thomas Mann und der NDR	166
Das Konkordat und bayerische Lehrerausbildung 167 / Religionszwang statt Kunst	168
Brief aus Chile	169
ANMERKUNGEN	176

Millionen Bundesbürger haben heute nichts zu lachen, wo Arbeitslosigkeit, Sozialabbau, Kürzung der Bildungs- und Kulturetats in jedermanns Leben eingreifen. Nichts zu lachen haben die von Berufsverbot und Einsparung betroffenen Lehrer, auch nicht ihre Kollegen an den Schulen, die oft mit Furcht ihren Unterricht halten.

Warum macht der *kürbiskern* gerade jetzt ein Satireheft, und dann noch zum Thema Sozialabbau?

Das Leben zeigt sich in diesem Land momentan durchaus nicht grau in grau; die beste aller Welten lacht wie eh und je von den Seiten der Regenbogenpresse, und auch das Fernsehen, mutig aktuelle Themen aufgreifend, zeigt, wie herrlich es doch gerade ein Arbeitsloser in diesem Staat hat. Ganz im Gegensatz zum Sozialismus natürlich, wo er a) nicht arbeitslos ist und b) es nicht gut haben kann. Satirischer als jede literarische Satire tönt die Sprache der Offiziellen in Bund und Land, wenn sie darangehen, die Krisenwirklichkeit des Kapitalismus verbal zu bewältigen. Minister Apel mahnt ausgerechnet diejenigen, die jetzt mit jedem 20-Mark-Schein eisern rechnen müssen, sie sollen den nächsten Wirtschaftsaufschwung „nicht kaputsparen“. Da räkern sich die Unternehmer mit ihrem Risiko ab, unter Aufbietung aller Kräfte treiben sie die Preise noch ein wenig in die Höhe — und was machen die Proleten? Überhaupt kein Einsatz, sie sparen!!!

Auch Begründungen für Berufsverbote können umwerfend sein, wie im Fall des Lehrers Moosmüller, der von der Regierung von Niederbayern abgelehnt wurde, weil er sich in einem Flugblatt gegen die „angebliche Unterprivilegierung der Arbeiterkinder“ gewandt hatte. Denn: „Das ist Ausdruck des Klassenkampfgedankens. Das Grundgesetz kennt aber keine Klassen, sondern nur Bürger.“

Wagt doch mal einer in den oberen Rängen auf die miserablen Verhältnisse hinzuweisen, wie der bayerische Kultusminister Maier, als er von den verfügten Kürzungen in seinem Amtsreich erfuh, so läuft eine kabarettreife Posse ab, bis alles wieder im Lot ist. Immerhin hat der Minister erfahren, was viele Leute hier in diesem Moment beschäftigt: die Angst um den Arbeitsplatz. Er blieb und hielt den Mund.

Stoff wäre also übergenug vorhanden — warum tut sich die Satire so schwer in diesem Land? Liegt es am Unvermögen der Autoren, liegt es am Publikum, dem einfach der Spaß vergangen ist über Entwicklungen der letzten Jahre? Zum großen Teil hängen die Schwierigkeiten sicherlich mit der hohen Bereitschaft der offiziellen Stellen zusammen, zurückzuschlagen, sobald ein satirischer Angriff sie trifft. Gerechnet auf die zu veranschlagenden Prozeßkosten, von übrigen Nachteilen mal abgesehen, ist das Berufsrisiko für Satiriker in dieser bundesdeutschen Gesellschaft, der zunehmend die Liberalität abhanden kommt, einfach zu groß. Die jüngsten Erfahrungen des Marburger Asta mit Peter Schütt und Klaus Staech bestätigen es einmal mehr (4000 DM Geldstrafe).

Die Schwierigkeiten auf der Autorenseite lassen sich dennoch so nicht ganz erklären. Das waren Zeiten, als Günter Grass noch mit satirischem Biß die Bonner Prominenz in ihrer Wahrsageseligkeit lächerlich machen konnte, und als auch das Kabarett, bis in die 60er Jahre hinein, noch blühte und Ansehen genoß! In den

letzten Jahren lahmt die Produktion auf diesem Gebiet und kommt auch nicht mehr so recht an. Die Maßstäbe der satirischen Kritik des Kabaretts, damals noch im echten Widerspruch zum Establishment der Adenauerzeit, stimmen längst nicht mehr. Diese Maßstäbe kamen weitgehend aus der Hoffnung auf eine alternative Politik, die die künftige sozialliberale Koalition zu vertreten schien, und die sich — damals — in vielen Texten auch nicht genauer als der Ausspruch von dem Etwas mehr an Demokratie, das man wagen wollte, artikulierte. Darüber ist die gesellschaftliche Wirklichkeit samt der SPD-Führungsenschaft hinweggeschritten. Den Texten bleibt, sich neu zu orientieren. Für das Schreiben von Satire ist es schon eine Lebensfrage, ob man der Resignation entgeht über die unvermutete Entwicklung nach rechts, die sich ausdrückt in den Wahlergebnissen und in der Politik aller Parteien des Bundestags und der Länderparlamente. Wer findet da noch Grund zum Spotten? Woher kommt dem Kabarettisten, dem Satiriker die Hoffnung, daß sein Lachen nicht einfach Großmäuligkeit, verbale Gigantomanie vor einer Entwicklung ist, die ihn im nächsten Moment zu überfahren droht? Soll einem nicht das Lachen im Hals stecken bleiben über die Aussicht, was sich alles anfangen läßt mit dem Paragraphen 130 des Strafgesetzbuches, der in diesem Frühjahr neugefaßt wurde und der jetzt die „Aufforderung zur Gewalt“ unter Strafe stellt? Sicher, es kommt darauf an, was man unter Gewalt versteht. Die Rechtsspredung war so freundlich zu präzisieren, was darunter fallen kann: Streikposten stehen, zum Beispiel, ist schon Gewalt im Sinne dieses Gesetzes. Das Lachen wiederfinden auch bei einem solchen Thema können heute nur die, die eine Möglichkeit sehen, den immer groteskeren Widersprüchen zwischen demokratischem Anspruch und seiner offiziellen Realisierung, zwischen wachsender Macht der ohnehin Mächtigen und der wachsenden Abhängigkeit der Arbeitenden in der Praxis beizukommen. Wo das fehlt, entsteht heute beim besten Willen nicht viel mehr als ein moralischer Appell oder milde Belehrungen, die leicht ins Schönfärbereiche abgleiten.

Und beikommen heißt zunächst einmal erkennen, daß nichts mehr geht, wenn man widersprüchliche Erscheinungen auf den Gegensatz zwischen mehr reaktionären und mehr progressiven Parteien zurückführt — erkennen also, daß die Widersprüche, die sich heute an der Oberfläche des täglichen Lebens zeigen, unmittelbar mit der gesellschaftlichen Struktur, mit der Eigentumsordnung hier zusammenhängen. Wo einer heute sich nicht an den Strukturfragen vorbeimogelt, da trifft Satire den Nerv.

In der Redaktion waren wir überrascht, wie viele Texte es auf dieser Grundlage gibt. Deshalb steht in diesem Heft mehr Literarisches als Theoretisches. Um so mehr ist eigentlich zu verwundern, daß die Satire heute in der traditionellen literarischen Öffentlichkeit keine allzu große Rolle spielt. Oder verläuft hier einfach die Grenze des noch Machbaren für den großen Teil der literarischen und publizistischen Medien? Und die in diesen Bereichen eingeschränkten Verbreitungsmöglichkeiten für Satire wären Teil der heutigen Widersprüche in der Gesellschaft, die charakterisiert sind durch die schleichende Krise des Kapitalismus und die forcierte Entwicklung nach rechts?

So daß die Satire, wo sie heute entsteht, mehr als je zuvor auf die eigene Verbreitung angewiesen ist. Die neuen Inhalte verweisen sie auch, mehr als je zuvor, auf die unmittelbare gesellschaftliche Praxis, oft genug auch auf direktes politisches Wirken. Nicht zufällig haben satirische Texte eine feste Heimstatt gerade bei den politisch engagierten, unmittelbar vor einem großen Publikum agierenden Liedermachern und Gruppen bekommen. Dieter Süverkrüp, Kittner, Floh de Cologne — sie zeigen, was heute an Satire möglich ist, wenn man auf die politische Aktivität des Publikums baut: so kann man die brutalen Tricks und Raffinements der Herrschaftsmaschinerie verlachen, ohne den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Dort, wo Autoren zusammen mit allen Werktagen auf jenem Boden stehen, der es ihnen erlaubt, ihre eigene Zukunft selbst mitzugestalten, im Sozialismus nämlich, können sie mit fruchtbarer Wirkung ihrer Satiren rechnen, „wenn es auch nicht immer die gewünschte ist“. Ursula Reinhold demonstriert an einigen Beispielen der DDR-Literatur, daß satirische Kritik an einer wünschenswerten Ordnung nicht zur Verkleisterung von Widersprüchen führen muß, sondern dazu beitragen kann, Widersprüche produktiv zu machen.

Vom rein Literarischen her ist es der BRD-Satire ganz gut bekommen, daß sie nicht mehr nur die engen Zirkel der betuchten Kleinkunstliebhaber erreicht. Daß sie sich dabei neuer Ausdrucksmittel aus Show und anderen Gebieten der Trivialkultur bedienen konnte (am deutlichsten in „tilt“), hat ihr nicht geschadet. Die Grenzen des Genres, sowieso schwer auszumachen, werden fließend gegenüber der reinen Faktenmontage, der Dokumentarerzählung. Satirische Programme können solche Formen einschmelzen; und von daher ergeben sich auch in diesem Heft Beziehungen zwischen formal so unterschiedlichen Texten wie der Dokumentation zum „Milchkrieg“ von Rigo Ros und beispielsweise Manfred Römbells satirischen Überlegungen zur Mieterfrage, auch zu der Erzählung von Peter Renz, der eine Betriebsschließung in einer 20 000-Einwohner-Stadt zugrundeliegt, in der es keine DKP-Organisation und „nicht einmal Jusos“ gibt, wie der Autor uns sagte, und die PH als der Hort allen linken Übels gilt.

Weil heute Satire die gesellschaftlichen Widersprüche behandeln muß, will sie nicht in harmloser Spöttelei versanden, wird auch die satirische Tradition wieder aktuell, die sich mit den strukturell gleichen Widersprüchen herumschlug. Wir freuen uns sehr, daß wir helfen können, den Satiriker Slang, der in der kommunistischen Presse der Weimarer Zeit ein Massenpublikum erreichte, wieder zu entdecken. Ebenso gern haben wir die Erinnerung an einen anderen Autor in unser Heft aufgenommen: an Oskar Maria Graf, der recht ungemütlich über die widersprüchlichen Aspekte der bayerischen Existenz spotten konnte.

Zu den Widersprüchen, mit denen die Satire auf vertrautem Fuß steht, gehört auch, daß sie selbst vom Ernstnehmen lebt: vom Ernstnehmen der Ansprüche und Aussichten, die von einer bestimmten Sache ausgehen. Offensichtlich macht das Kittner in seinem Schulaufsatz, Delius in seiner Siemens-Festschrift, Grewe in seinem Buch mit den sechs Bestsellern (das in einem Verlag erschien, dessen innere Situation einen siebenten Bestseller wert wäre), und schließlich Böll, der die

Gesinnungsschnüffelei, die ausgeht vom „Radikalenerlaß“, mit seinen Geheimdienstberichten ad absurdum führt. Selbstverständlich ist auch der Grad, in dem die heute verbreiteten satirischen Texte ihr Publikum aktivieren, unterschiedlich, er hängt auch vom Medium ab. Je literarischer die Form, um so leichter wird der Leser eine kulinarische Haltung gegenüber dem Wort- und Konstruktionsspaß einnehmen. Es kommt eben darauf an, wie genau der Text die aktuellen Widersprüche der Wirklichkeit in die Zange nimmt. So wird Literatur, die sich ernst nimmt, in zunehmendem Maße „eingreifende Literatur“, und die Satire ist, deutlicher als in den früheren Jahrzehnten der BRD, vornedran bei dieser Entwicklung.

Irgendwo im Straßengraben kauert jedoch, malerisch kostümiert, der Herausgeber des Literaturmagazins Hans Christoph Buch und zeigt auf ein gesellschaftliches Phänomen, das ihm zufolge vordringlich die Literatur interessieren sollte: Den Terrorismus. Nicht etwa, um die gesellschaftlichen Zusammenhänge der Sache aufzuweisen, sondern damit der Autor bei dieser Gelegenheit „seine Existenz in die Waagschale“ werfe, weil das dem Dichter offenbar wesensmäßig zukommt. Denn er sei, als Schriftsteller, sowieso „ein Anarchist“, „subversiv“ in einem überaus privaten Sinn, da er sich — immer laut Buch — „keinem außen geleiteten Programm verschreiben“ darf (*Literaturmagazin* 4, S. 17). Damit ist, bei aller gefährlich ‚linken‘ Attitude, wohl heraus, was programmatisch sein soll an Buchs Hinweis: Jeder Autor soll nur weiter schön für sich bleiben, er kann und darf es ruhig ein wenig toll treiben, aber die Literatur ist am Ende, wenn er gemeinsam mit anderen — „außenseiter“ — handelt. Ein Witz, wenn Buch sich dabei auf Wallraff beruft. Gerade bei diesem Autor wären praktische Solidarität anstelle hysterischen Posierens, nicht das eitle Ausstellen der eigenen Person, sondern der strikte Bezug auf die Praxiswirkung des Geschriebenen zu lernen. Gefährlich, sogar lebensgefährlich, um mit Wallraff zu reden, sollte Literatur vor allem für die gesellschaftlichen Phänomene sein, gegen die sie anschreibt. Eine Literatur, die ihre Lebendigkeit nicht aus Kamikazeflügen vereinzelter Autoren bezieht, sondern die lebendig ist, weil sie die schlimmen Verhältnisse für veränderbar hält und an der Veränderung mitwirkt, braucht keine spektakulären Zirkusopfer. Unter den herrschenden Verhältnissen wird dem Autor sowieso eine hinreichende Menge Mut und Klugheit beim Wahrheitsagen abverlangt.

Der Autor bleibe daher als derjenige übrig, der am wenigsten zu lachen hat, besonders wenn er kritische Literatur, Satiren gar, schreibt? Er muß sich schon mit Energie den momentanen Verhältnissen entgegenstellen, wenn er sie mit seiner Satire packen will. Und die bringt man nicht auf, wenn man seinen nächsten Gladiatorenauftritt oder auch die Emigration vorbereitet, sondern nur an der Seite der Leute, die das Ändern der Gesellschaft praktisch betreiben. Ohne die hätten wir alle nichts zu lachen.

Dezember 1975

Redaktion *kürbiskern*



Floh de Cologne
Tilt

Auszüge aus einer Rock-Show

Als Direktor des Arbeitsamtes heiße ich Sie herzlich willkommen. Guten Abend. In allen Räumen des Arbeitsamtes bieten wir Ihnen heute Spannung, Unterhaltung und Kurzweil. Viel Vergnügen!

Moderator:

Guten Abend liebe Hörerinnen und Hörer! Im Rahmen der diesjährigen Aktion „Lebensqualität im Arbeitsamt“ findet hier heute die erste Bundesveranstaltung für Arbeit statt, die wir teilweise direkt übertragen. Doch zu Beginn schalten wir uns kurz in die Eröffnungsansprache des Präsidenten der Bundesanstalt für Arbeit ein:

... kurz zur Vorgeschichte: Aus dem Recht auf Arbeit wurde das Recht auf Mehrarbeit, daraus wurde das Recht auf Kurzarbeit, daraus das Recht auf Keinarbeit, daraus wiederum das Recht auf Arbeitsamt, und nun schließlich nach der jüngsten Arbeitsreform das Recht auf schönes Arbeitsamt...

Moderator:

Soweit der Ausschnitt aus der Eröffnungsrede, ein erfolgversprechender Anfang, die jungen Menschen sollen hier nicht nur keine Arbeit kriegen, sie sollen sich hier auch heimisch fühlen, sie sollen weg von der Kneipe, weg von der Flipperhalle, weg von der Straße, ins Arbeitsamt.

...

Moderator:

Wir treffen hier in der Vorhalle gerade einige jugendliche Arbeitslose und fragen sie nach ihren Zukunftsplänen:

A: Ja, das weiß ich noch nicht. Sehr wahrscheinlich zur Bundeswehr oder vielleicht schul' ich mich um.

Frage: Was erwartest du dir von der Berufsschule?

B: Im Moment bin ich dann wenigstens von der Straße runter, also bin ich daheim und kann noch etwas dazulernen.

C: Ja, ich möchte schon was machen, vielleicht umschulen oder so, aber is ja nichts, is ja nichts; wenn man da hört: Mädchen ab 18 Jahre. Und wir sind noch keine achtzehn.

D: Und die nehmen ja auch überall erst ab achtzehn Jahre an, wegen der Berufsschule.

Mußt du auch ein Jahr warten? das ist ein Jahr
um das man dich bescheißt
dein Alter der macht Kurzarbeit
und dich legt man auf Eis
sind auch deine Eltern froh
wenn du aus dem Haus raus bist
liegst ihnen auf der Tasche und so

Floh de Cologne: Tilt

und dann das Zeugnis, der Taugenichts
und weil eure Suppe dünner wird
wird auch an dir gespart
was machst du so jung und schon arbeitslos
was machst du mit den paar Mark

deine Zukunft, nicht da oben
da unten die, im Dreck
das ist deine
nimm die da oben keinem weg

und fragt dich deine Mutter auch
wo treibst du dich rum allein
mach dich wenigstens nützlich im Haus
steh nicht rum, trockne ab, kauf ein
und gehst du mal tanzen und reißt wen auf
und sagst „Halt!“ grad wenn's dir gefällt
du bist kein Kind mehr, aber willst auch keins
aber für die Pille hast du kein Geld

deine Zukunft, nicht da oben
da unten die, im Dreck
das ist deine
nimm die da oben keinem weg

wo triffst du mit deinen Freunden dich
im Freizeitheim jeden Tag?
ihr kennt es nicht? das gibt's auch nicht
ihr trefft euch wie immer am Park
da hängen an der Ecke Automaten rum
voll Markstücke, das ist gar nicht so schwer
Ride out on a Honda. Pepsi gibt Schwung
danach machst du's bestimmt nicht mehr

deine Zukunft, nicht da oben
da unten die, im Dreck
das ist deine
nimm die da oben keinem weg

zeig mal deine Muskeln her
zeig mal wie arbeitskräftig du bist
du hast deine guten Redete hier
doch Recht auf Arbeit nicht
und wenn du Glück hast so jung und willig
und kriegst eine Hilfsarbeit
tritt nicht so doll ein, du bist noch neu
paß auf, da liegt was vor dir

du mußt schon etwas genauer hinseln
das ist deine Zukunft hier

deine Zukunft
deine Zukunft
deine Zukunft
deine Zukunft
Tilt

...

Moderator:

Das Arbeitsamt ist festlich geschmückt, alles ist in fröhlichen Farben angestrichen, geschmackvoll dekoriert, die einzelnen Interessenverbände, Parteien und Ministerien haben sich in der Ausgestaltung ihrer Räume geradezu übertragen. Wie bitte, was haben Sie gesagt? Kommen Sie doch mal her! Ja, Sie da! Sie mit dem grünen Hut!

Man kann ja Ironie leider nie anwenden, Herr Schneider. Ich hab' einmal gesagt, ich wünsche, dem deutschen Volk geht's nie so schlecht, daß man mich rufen wird. Das war eine ironische Bemerkung.¹

Nun, Herr Strauß, das konnten wir ja nicht wissen, daß das eine ironische Bemerkung war.

...

Meine liebe Werksfamilie!

Die Arbeitslosigkeit kommt uns allen zugute, ja, ich will sogar noch weiter gehen: Die Arbeitslosigkeit verhindert den Kommunismus. Denn

1. Durch Entlassungen wird die Ausbeutung Schritt für Schritt abgebaut.
2. Die Angst vor Entlassung bewirkt weniger Krankmeldungen, dadurch steigt die Produktivität, und es können weitere Mitarbeiter entlassen werden.
3. Weniger Krankheitsmeldungen entlasten das Gesundheitswesen erheblich. Dadurch werden Reformen überflüssig und kann Personal entlassen werden.
4. Weniger Arztbesuche bewirken ein vorzeitigeres Ableben der arbeitenden Menschen draußen im Lande. Dadurch werden Milliarden an Rente gespart.
5. Diese Milliarden kommen der Landesverteidigung, also der Verteidigung unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung gegen den Kommunismus voll zugute.
6. Ich freue mich hiermit mit Ihnen, daß Sie entlassen sind. Herzlichen Glückwunsch.

Moderator:

Meine lieben Hörerinnen und Hörer, wir haben im Formularlager des Arbeitsamtes ein kleines Studio eingerichtet, und mein Kollege hat dort gerade einen Vertreter des Bundesarbeitsministeriums am Mikrofon. Wir schalten um in das Formularlager:

R.: Ich werde warmherzig dem Minister das vortragen, ne, und ihre Wünsche da mit dem gebührenden Ernst vortragen.

Frage: Sie sind Referent des Ministers, darf ich mal fragen?

R.: Ja, ich bin persönlicher Mitarbeiter des Ministers.

¹ Franz Josef Strauß.

Frage: Wie beurteilen Sie denn persönlich die Situation? Es sind ja immerhin 130 000 junge Leute, wie man hört, denen es so ähnlich geht wie diesen hier.

R.: Ja, wissen Sie, ich persönlich, wie soll ich sagen, es ist sehr hart für'n jungen Menschen, der am Anfang des Berufslebens steht, gleich ohne Arbeit sein zu müssen, und wir tun ja auch alles. Ich versteh' das schon, aber wir tun alles, was wir können.

Frage: Bloß im Moment kann man eben nicht ...

R.: Im Moment kann man nichts tun. Ob noch Sonderprogramme zu starten sind, das kann ich all' nicht sagen. Ich bin ja auch nicht der Fachmann, sondern ich bin persönlicher Mitarbeiter des Ministers, der nicht so sehr in diesen fachlichen Dingen drin ist. Ich weiß nur: der Minister nimmt die Arbeitslosigkeit sehr ernst.²

...

Hallo Frankfurt, bitte kommen ...

Hier ist Frankfurt. Das große Rennen um die Lehrstellen in Frankfurt hat begonnen. Rund 3000 von 7500 Schulabgängern des Arbeitsamtsbezirks Frankfurt haben sich bereits bei der Berufsberatung vorgestellt. „Was darf ich werden“ ist da die Frage. Aber nur ein gutes Viertel aller gestarteten Teilnehmer wird die schwere Strecke durchstehen, denn das Angebot ist knapp: um die 2000 Lehrstellen. Besonders schwer wird es werden, eine Plazierung unter den Bank- oder Versicherungskaufmännern zu erringen, wenn man nur mit Hauptschulabschluß in dieses mörderische Rennen gegangen ist. Auch Realschüler werden für diese Plazierung kaum noch eine Chance haben, denn dort drängen sich bereits die vom Numerus clausus bedrohten Abiturienten. Ich gebe zurück ins Studio.

Moderator:

Zufällig treffen wir hier im Kohlenkeller des Arbeitsamtes den Vorsitzenden der CDU. Herr Kohl, Sie waren heute morgen oben im Raum HS 30, im Schulungsraum der Bundeswehrhochschule. Bitte sagen Sie uns, wie läuft es dort?

Das läuft so, und das läuft so, und wir alle waren Zeuge heute früh, wie das so läuft.³

...

Die CDU ist für die Jugend
aber gegen eine bessere Berufsausbildung
die CDU ist für die Frauen
aber gegen die Abtreibung
die CDU ist für die Arbeiter
aber gegen die Mitbestimmung
die CDU ist für mehr Wohlstand
aber gegen Lohnerhöhungen
die CDU ist für den Frieden

² Aus einem Interview mit dem persönlichen Referenten des Bundesarbeitsministers anlässlich einer Demonstration von jugendlichen Arbeitslosen vor dem Ministerium Anfang 1975.

³ Helmut Kohl in der Bundestagsdebatte über Innere Sicherheit am 13. 3. 1975.

aber gegen die Ostverträge
die CDU ist für die Sicherheit
aber nicht am Arbeitsplatz
die CDU ist für den Fortschritt
aber nach hinten
die CDU ist für die Zukunft
aber von gestern
die CDU ist für'n Arsch

...
Frage: Darf ich Ihnen einmal eine etwas brisante Frage stellen? Wie meinen Sie denn, kommt es, daß solche Erscheinungen immer nur in Ländern der freien Marktwirtschaft zu schaffen machen? Es gibt ja einen Bereich, wo so etwas gar nicht akut ist, also jugendliche Arbeitslose, Arbeitslosigkeit überhaupt.

R.: Ja, ich glaube, das liegt an unserem freiheitlichen System, ne, wir haben keinen gelenkten Arbeitsmarkt. Die Länder drüben im Osten, die haben da 'ne Planung, und da wird das alles geplant.

Frage: Das scheint ... doch zunächst mal ein Vorteil zu sein dann. Ich meine, hier ist das Risiko dann recht einseitig verteilt mitunter.

R.: Sicher, das scheint ein Vorteil, aber ich glaube, das scheint nur ein Vorteil zu sein, ich glaube aber doch, die freiheitliche Grundordnung bei uns, die ist ja auch sehr hoch anzuschlagen.⁴

...
Laut „Wirtschaftswoche“ hielten 1968 noch 59 % der Bundesbürger den Unternehmer für sozial. Fünf Jahre später waren es nur noch 17 %.⁵

„Das ungerecht viele Geld, das Unternehmer im Kapitalismus verdienen, kommt kraft unternehmerischer Gier, Gerissenheit und Dynamik am Ende der Gesellschaft zugute“.⁶

„Die Ölkrise stampft neuen Stahlbedarf geradezu aus dem Boden. Hoffen wir, daß sie recht lange anhält“.⁷

„Ihre soziale Aufgabe ist es, Profit zu machen — zum Nutzen der Allgemeinheit, auf ihre ruchlose Art, in ungerechter Höhe. Darin und nur darin besteht Ihre Tugend“.⁸

„Die Flick-Enkel haben zwei Jahre gearbeitet und setzen sich mit zwei Milliarden zur Ruhe. Meine Rente beträgt 734,20 Mark“.⁹

Wer Stress hat, soll auch Liebe haben. Gold — Gold ist Liebe. Und eine goldene Uhr sagt uns mehr als nur die Zeit. Kommen Sie ins Fachgeschäft mit diesem Zeichen, denn bleibende Werte erfordern Beratung.¹⁰

...

⁴ Wie 2.

⁵ Nach Wirtschaftswoche 27/74.

⁶ Wie 5.

⁷ Vorstandssprecher der Thyssen-Handelsunion, nach UZ 17. 12. 1973.

⁸ Wie 5.

⁹ Leserbrief in STERN 7/75.

¹⁰ Werbespot der European Gold Corporation.

Die Verfassung ist zum Ändern da,
falleri und fallera,
auch zum Verfassungsschützen
kann man sie benützen
Wollt ihr die totale Demokratie ...
Frauen und Männer sind gleichberechtigt,
es sei denn sie sind weiblich

jeder ist vor dem Gesetz gleich,
es sei denn er besteht darauf
jeder kann seine Meinung frei äußern,
es sei denn er hat eine
eine Zensur findet nicht statt,
es sei denn man merkt es
die Wahl des Arbeitsplatzes ist frei,
es sei denn, man ist arbeitslos
Eigentum verpflichtet,
es sei denn man hat welches

...
Des Volkes Fesseln sind der Herren Rechte
des Volkes Tränen sind der Herren Sekt
des Volkes Armut ist der Herren Reichtum
des Volkes Hunger macht die Herren fett

der Herren Güte gilt ihren Ministern
der Herren Liebe gilt ihren Armeen
der Herren Sorge gilt unseren Muskeln
der Herren Vorsicht gilt unseren Ideen
und unsre Angst macht die Herren sicher
und unsre Feigheit macht den Herren Mut
und unsre Schwäche ist ihre Stärke
und unsre Spaltung ist ihr höchstes Gut

Genossen, Kollegen,
nicht lange überlegen,
in die Hände gespuckt
und ran!

denn vereint sind wir nicht zu schlagen
und vereint sind wir millionenschwer
und vereint geht's den Herren an den Kragen
und vereint sagen wir: es geht nichts mehr!

Genossen, Kollegen,
nicht lange überlegen,
in die Hände gespuckt
und ran!

und der Lehrer erteilt den Herrn Berufsverbot
und der Genosse stellt sie nicht ein
und der Jugendvertreter feuert sie
und der Werkschutz läßt sie nicht rein

Genossen, Kollegen,
nicht lange überlegen,
in die Hände gespuckt
und ran!

und eine Hand drückt die andere
und mein Arm hakt ein bei dir
die Kraft, die uns entzweite, warn die Herren
die Kraft, die uns befreit, sind wir

Genossen, Kollegen,
nicht lange überlegen,
in die Hände gespuckt
und ran!

Immer mehr Jugendliche erkennen, wer ihnen ihre Zukunft verbaut. Immer mehr Jugendliche gehen für ihre Forderungen auf die Straße und organisieren sich.

Kämpft für eure Rechte!
Organisiert euch in fortschrittlichen Jugendorganisationen!
Macht die Gewerkschaft stark!

Genossen, Kollegen,
nicht lange überlegen,
in die Hände gespuckt
und ran!

Im Düsseldorfer Rathaus
beim Streifengang, wie es heißt,
bemerkten zwei Polizisten
um Mitternacht einen Geist.

Sie riefen: „Ein Geist im Rathaus!
Wie kommt der da hinein?
Er bringt unser Rathaus in Verruf,
Stätte des Geistes zu sein!“

Sie stürmten durch die Flure
und zogen die Waffen blank.
Sie klopften bei jeder Türe an
und lugten in jeden Schrank.

Und als sie den Geist erwischtet,
da sah man sie staunen, weil
der Geist kein Geist gewesen ist,
sondern im Gegenteil:

Ein Ungeist auf Filzpantoffeln!
Nicht mal sein Hemd war weiß!
Von oben bis unten bekleckert
mit kleinlichem Dreck und Geschmeiß.

Ein Ungeist, ein simpler Ungeist,
giftig und provinziell.
Er blähte sich oberthänig auf
und machte ein spitzes Gebell.

„Ich bin der kleine Karierte!“ —
schrie er. „Aus diesem Haus
kommt ohne meine Mitwirkung
kein weiser Ratschluß heraus.“

„Ich bin der Kleinkarierte.
Nichts geht hier ohne mich.
Selbst über die kleinsten Karrieren
bestimmt hier nur einer: ich!“

Die wackeren Polizisten
erschraken bis ins Gebein,
wohl wissend: Beleidigung des Rats
muß strengstens bestrafet sein.

Sie wollten den Kerl verhaften,
damit er vor einem Gericht
die frevel Behauptung beweisen soll —
allein: sie fingen ihn nicht.

„Ich wohne in diesem Gemäuer“, so rief er, „seit altersher. Ein Hofschranze des Jan Wellem war einstens mein Lehr-Meister.“

„Um ungefähr anzudeuten, was unsreins machen kann, führe ich zum Beweis meine jüngste Machenschaft an.“

„In Ober . . . bürger . . . meisters Kämmerlein auf dem Tisch finden Sie einen von diesem unterfertigten Wisch,“

„worin er das neumodisch rote Rheinwiesen-Pressefest das unerwarteten Zulauf bekam, mutig verbieten läßt.“

„Wir brauchen kein Fest für den Pöbel Um solche Exzesse zu sehn, soll man gefälligst bis nach Paris oder Italien gehn!“

„Quatsch“, rufen die Polizisten, „du siehst ja, es findet statt — wie das Gericht in letzter Instanz für rechtens befunden hat.“

Der Ungeist lacht entsetzlich:
„Da kennt ihr uns aber schlecht. — Wenn das Gericht nicht zu ändern geht, ändern wir eben das Recht!“

„Dann wird demnächst eine neue Verordnung ins Land geknallt — und ein für allemal klargestellt: Düsseldorf liegt im Wald!“

Die Polizisten vernahmen's und sie erschauerten tief. Das böse Provinzelmännchen lachte sich krumm und schief.

Sein Hohngelächter klang grausig wie nächtliches Unken im Torf und hallte weit über die Düssel . . . und kicherte:

„DORF BLEIBT DORF!!!“

Henrike Leonhardt Erlaß gegen Radikale

Vorsorglich
gehe ich nur noch
in Gummistiefeln
und durch Regenpfützen

So kommen die
Hunde
mir
nicht auf die Spur

Himmelangst

Gott sei Dank
sagt der weiße Riese
Wolken
und der Blauschleier
Sonne Mond
und Sterne
alles rausgegangen

Mike Dorn In der Nebelkammer

Das Büro erwachte. Seine Dynamik begann, sich von den herrschsüchtigen und sexuellen Motiven seiner Mitarbeiter zu lösen. Während es sich monetär verklärte, entzerrte es ihre Charaktere. Es läuterte sie mit Rücksicht auf seine Ziele und entflocht die leidenschaftlichen Bündel, die sich wie Knoten in seiner Organisation hielten; es förderte die Guten und verwarf die Schlechten.

Intelligenz und Integrität der frühen amerikanischen Kapitalisten, hier begannen sie Fleisch zu werden. Im Frankfurt der siebziger Jahre erblühte eine späte Metastase, die alle Züge ihrer Herkunft trug, den Puritanismus Neu Englands und die Lehren des MIT.

Es war ein gutes Büro. Je weiter es seinen Einfluß auf die Industrien seiner Umgebung, auf die Regierung seines Gastlandes ausdehnte, desto stärker versuchte es, seine Isolation aufzugeben, seine familiären, ja individuellen Züge anzugleichen an die ewig lächelnden Muster der Demokratie.

J. C. Patt, Direktor von Bethlehem Consultants, entwarf den Plan zum Entwurf eines Plans. Systematisch verwandelte er Papier in Netzwerke, die eines Tages zu Geflechten verdichtet würden, nach denen sich Gedanken wie Waren verteilen ließen. Der Erfolg war ihm sicher, übermäßig diktierte sein Schriftbild, daß denkbar und möglich sei, was sich in seinen Rastern ausdrücken ließ. Die Aufgabe, ein ökonomisches, das heißt moralisches Problem im Rahmen eines begrenzten Budgets und im Hinblick auf einen angemessenen Profit zu lösen, war nicht neu. Sie würde sich, mit gleichermaßen begrenzten Mitarbeitern, und unter beliebig nachregulierbarem Zeitdruck, bewältigen lassen. Die Methode hieß: Mach' einen Plan. Mach' ihn so, daß er vielschichtiger erscheint als die zu behandelnde Frage; mit Sicherheit wird dann das Problem im Vollzugsystem versickern.

Freilich war es nicht Zynismus, der Patt so handeln ließ. Ein Geschick, das ihn im bildungsfähigsten Alter mit einer Geige und einem Schachspiel versehrte, entzündete Partien seines Hirns in einer Weise, die viel später sich lebhaft einer Analyse widersetzt hätte, hätte er sie als Krankheit empfunden. Was tatsächlich geschah, läßt sich nur als Erfolg beschreiben, kam der Knabe doch kaum mit Kindern in Berührung, die an seiner Musikalität hätten Anstoß nehmen können. Er traf, später sollte sich der Vorgang wiederholen, auf eine unvorbereitete Welt von Erwachsenen, die dem Ereignis keinen Widerstand entgegenzusetzen vermochte, weil sie dressiert war, liebend zu fördern, was da wucherte. Patt hatte lange kämpfen müssen, ehe sein Lebenslauf auf akademische Würden hin korrigiert werden durfte. Doch selbst der Etablierte genoß noch schlechten Gewissens die Titel, die er so zu verachten vorgab, wie es einem Selfmademan zukam. Unfähig, sich Direktor zu nennen, schuf er aus dem Nichts das Unerlässliche, den Direktionsassistenten.

So nistete sich das Büro mit zwei Mitarbeitern in der pekuniären Plazenta ein. Wenige Wochen später zählte es bereits drei Köpfe, wobei sozusagen die Teilung des dritten bevorstand, denn Tilla war kaum in der Lage, die auseinanderstrebenden Kräfte zu bändigen, die ihre doppelte Lebensführung mit sich brachten. Makellos, was Erscheinung und Ideale betraf, liebte sie doch die Macht mehr als die Moral, so daß sie, von Neigung beflogen, sehr bald Patts

Mike Dorn: In der Nebelkammer

Werben erlag. Eine Verbindung von Koketterie und harten Getränken gestattete ihr, mit dem personellen Wachstum der Firma Schritt zu halten.

Nachträglich anzunehmen, das Büro hätte die Spaltung gefördert, die Nymphe von der Sekretärin getrennt, bleibt gewagt. Sicher ist, daß Tillas Einfluß nachließ, als Lore erschien. Mit einer Schwäche für Maschinen und wunschlos hinsichtlich männlicher Reize, bediente sie ausschließlich Mechanisches.

Die Metastase mutierte. Mit Hilfe Adlon Bulls, den Patt aus den Staaten holte, verlor das Büro seine Unschuld — es brachte Profit. Bull, ein Amerikaner österreichischer Herkunft, kam unfreiwillig. Der Verlust eines militärischen Frachters mittlerer Größe, der zuletzt in koreanischen Gewässern gesichtet wurde und dann nie mehr, hatte seiner Akte im Pentagon jene unmißverständliche Markierung verschafft, die sie bei jedem Computerdurchlauf in den falschen Korb beförderte.

Der Vorgang war freilich unschuldig genug, ging es doch um eine Kommandosache, die weder elektronisch noch schriftlich übermittelt werden durfte. Bull, seinerzeit Staatssekretär, bediente sich eines Kuriers, dem er die Zielkoordinaten des Frachters nannte und die der Kurier, nach Übermittlung, vergaß; das war seine Aufgabe. Daß auch der Staatssekretär sich ihrer nicht mehr erinnerte, hatte einige Anhörungen zur Folge sowie jene Markierung, deren Auswirkungen ihm eine zivile Karriere nahelegten.

Im gleichen Feldzug, in dessen Verlauf Bull sein Vermögen machte, bemühte sich Patt ausschließlich um die Durchsetzung des amerikanischen Formularwesens im pazifischen Raum. Wie viele Fälle von Harakiri innerhalb der japanischen Bürokratie auf sein Standardformat mit sechs dreifarbigem Durchschlägen zurückzuführen sind, ist nicht bekannt. Die Zahl genügte jedoch für eine Medaille, die zum Besuch eines Management-Instituts angelsächsischer Provenienz berechtigte.

Günstige Winde ließen das Büro seine kritische Größe erreichen, bevor die Finanzbehörden den Emporkömmlingen routinemäßig ihre Aufmerksamkeit schenkten. Unbehindert produzierte es Papiere aller Farben und Inhalte, die bis in die Ministerien drangen und prompte Wirkung zeigten. Es kamen Aufträge von Staat und Industrie, und Patt, der sich bisher vor allem der Organisation der Wirtschaft gewidmet hatte, konnte nun zur Erfahrung innerbetrieblicher Formulare schreiten. Mehrere Transatlantikflüge festigten in ihm die Überzeugung, daß ein Neun-Mann-Institut ohne ein computerisiertes Informationssystem nicht funktionieren konnte. Der noch immer namenlose Direktionsassistent erhielt die Aufgabe, eine Organisationstafel ständig hinsichtlich der Aktivitäten des Büros zu ergänzen. Tilla mußte ihm dabei helfen. Beide verbrachten unvergessliche Stunden vor dem Gerät, das nicht nur bezahlte Tätigkeit registrierte. Auch erwiesenes Nichtstun, sogar das zukünftige, wurde nach Maß der Wahrscheinlichkeit, mit dem es zur Nicht- beziehungsweise Unterbeschäftigung kommen würde, farblich differenziert für die kommenden Monate gegliedert.

Zweimal täglich hatte Tilla die Tafel abzuschreiben. Diese Blätter wurden vervielfältigt und von den Sekretäinnen der Mitarbeiter abgeholt. Kurz ehe die Mädchen sich weigerten, ständig wegen der Kopien vorzusprechen, erreichte

ein Nebeneffekt der Pattschen Schaffenskraft Ausmaße, die ihn — erstmals — die Existenzberechtigung des Direktionsassistenten in Frage stellen ließ. Der Direktor löste den Konflikt mit einer schmerzlichen Form von Selbstüberwindung. Statt gegen den Assistenten, richtete er seinen Zweifel gegen das eigene Produkt. Auch dies freilich nur indirekt, indem er ihm den Weg alles Administrativen wies: Die Papierkorbsituation sei unerträglich, ließ er sein Team wissen. Eine entsprechende Aktennotiz erreichte das amerikanische Mutterhaus. Eingeweihten blieb deutlich, daß es J. C. Patt keineswegs um die Beschäftigung seiner kleinen Bürokratie ging. Niemals, so glaubten sie, hätte er Papier produziert, nur um jenen Saft zu liefern, der in den Gefäßen der großen Administrationen zirkulierte. Es sei eher die Beschränkung auf ein Medium, das zu wenig seinem humanistischen Hintergrund entsprach. Von Berufung mehr Prophet denn Geschäftsmann, näherte er sich unaufhaltsam dem Ideal jenes Managers, der seinen pädagogischen Eros — Pragmatiker, der er auch war — in den ihm adäquaten Kanälen zu entfesseln suchte.

Was Patt nicht wissen konnte: daß sein Verhalten eine Verführung vorbereite, der jeder erliegen mußte, der eines Tages seinen Platz einnahm. Im Nachhinein festzustellen, daß es ihm um die Durchsetzung des ästhetischen Prinzips in der Unternehmensberatung ging, bleibt den Feuilletonisten des Managements überlassen — dazu war J. C. viel zu sehr Agitator seiner Vision: Ihm entblätterte sich der Kosmos in Formularen.

Zwei Vorfälle beschleunigten den Prozeß. Patt entdeckte Indizien für ein Verhältnis seines Assistenten mit Tilla. Bevor er aber genügend Kraft für das biblische Pathos sammeln konnte, mit dem er die Verirrten zur Ordnung gerufen hätte, wurde seine Aufmerksamkeit so nachdrücklich auf ihn selbst gelenkt, daß er keine Gelegenheit fand, jenes Geschehen zu erörtern, das ihm ein erotisches Gefäß nahm, dem Direktionsassistenten aber, der nur aus Übermut und beiläufig verführt ward, zu einer Art Menschlichkeit verhalf.

Ein Kunsthändler der Stadt, selbst ein begnadeter Gestalter von Preislisten und Katalogen, entdeckte Patt für die artistische Szene. Der Händler, bekannt als Förderer des topografischen Formalismus, war aus betriebswirtschaftlichen Gründen zu Bethlehem Consultants gekommen. Da Patt gerade außer Haus war, Bull inzwischen aber virtuos das Diplomatenköfferchen zu handhaben verstand, bekam der Besucher einen Teil der Pattschen Formulare zu sehen.

Der Händler sah sofort, was die Mitarbeiter des Büros bislang nur vermuteten: Patts Papiere waren längst einer praktischen Verwertbarkeit entwachsen und dienten einem höheren Zweck. Jetzt freilich fiel es allen wie Schuppen von den Augen. Vor allem die wandgroße Darstellung eines kritischen Pfades, als organisatorischer Hintergrund zur Einführung eines weltweiten Vertriebsnetzes gedacht, wurde als Wurf michelangelesken Zuschnitts erkannt. Musikalische Virtuosität und kämpferische Logik mischten sich zu einem Gemälde, das der Händler gleich erwarb. Patt war entdeckt; Poesie und Management hatten sich gefunden.

Die folgenden Monate zählten zu den produktivsten von Bethlehem Consultants. Jeder Auftrag hatte nicht nur profitable, sondern auch grafische Folgen, die Patt, mit gesundem Instinkt für Raffinement, in Grenzen zu halten ver-

stand; nie ging er über sechs Durchschläge hinaus, nie verwandte er mehr als drei Farben. Die Entwürfe blieben diszipliniert, nur Kenner hätten sie von echten Arbeitsanweisungen unterscheiden können. Diese Strenge führte zu Blättern von klassischer Schönheit; Prinzipien des Goldenen Schnitts, dorische Kargheit und jene oft zitierte, aber selten verstandene puritanische Delikatesse Neu Englands verbanden sich mit dem barocken Temperament ihres Schöpfers.

Selbst ein so zynischer Kopf wie Bob Markets, der seit seiner Einstellung Patt mit Verbesserungsvorschlägen verfolgte, wurde beobachtet, wie er seinen und fremde Papierkörbe nach Kopien Pattscher Papiere durchkämmte. Eine auf eine anonyme Anzeige hin angeordnete Durchsuchung seines Haushalts brachte zu Tage, daß Markets eine umfassende Sammlung des Pattschen Frühwerks besaß. Die Wände verschwanden hinter kostbar gerahmten Skizzen. Da hingen noch ungelenk ausgefüllte Time-Sheets neben Entwürfen von Marktstrategien, die bereits die Pranke des Löwen verrieten. Patts Entdecker — als Sachverständiger befragt — fand im Schlafzimmer des Angestellten zwei seltene Kopien aus der selbstzerstörerischen Phase, die durch jenes tragisch überhöhte Zitat, „die Papierkorbsituation sei unerträglich“, hinlänglich charakterisiert wurde.

Juristisch war Markets nichts vorzuwerfen. Nicht nur, daß er ein fähiger Unternehmensberater war. Untersuchungen zeigten, daß alle Werke sorgfältig restauriert waren — was darauf schließen ließ, daß er sie insgesamt aus Papierkörben geholt hatte, wohin sie von ignoranten oder verärgerten Kollegen zerknüllt, zerrissen oder als Makulatur missbraucht verbracht worden waren.

Menschlich allerdings warf der Vorfall auf Markets ein eigenümliches Licht. Er, dem offensichtlich Einsicht in die wahre Originalität Patts beschieden war, dem es leichtgefallen wäre, J. C. und seine Mitarbeiter durch eine Klarstellung des Sachverhaltes — nämlich, daß es bei den Formularen nicht mehr um Formulare, sondern um eine dem Daseinskampf längst entrückte Ausdrucksform ging — aufzuklären, hatte dieses Wissen für sich behalten. Seine Einlassung, daß er gerade mit seinen Rationalisierungsvorschlägen den Direktor zur Produktion angetrieben hätte und daß man es einem Kapitalisten, der er ja sei, wohl nachsehen müsse, wenn er einen Markt entdecke und ausbeute, war sachlich nicht zu widerlegen. Trotzdem blieb ein gewisses Unbehagen, das nicht zuletzt von Neid genährt wurde: Markets Sammlung war kaum bezahlbar.

Diese kleine Polizeiaktion verschaffte Patt eine Publizität, die über den Rahmen der üblichen Ausstellungskommentare hinausging. Zur Vernissage erschienen die bekanntesten Vertreter der Branche: Booz, Allen & Hamilton kamen ebenso wie McKinsey, Arthur D. Little, Spencer Stuart und Glendinning. Der Abend war ein Erfolg. Die Preise stiegen. Es war nur eine Frage der Zeit, wann Patt sich ausschließlich seiner Kunst zuwenden würde.

Dies wiederum war eine Frage der Nachfolge. Rangältester Aspirant war Adlon Bull, und zweifellos hätte er Patts Sessel übernommen, hätte nicht ein Grenzkonflikt seines Landes zu einer inoffiziellen, aber glaubhaften Amnestie geführt, die der schöpferischen Kraft die Rückkehr erlaubte. Bull kündigte.

J. C. Patt war nicht nur geschäftlich enttäuscht. Erst kürzlich hatte er einen Schlag hinnehmen müssen, der ihn den neuen Verlust doppelt spüren ließ.

Vielleicht ist dies der Ort, um näher auf jene Liaison zwischen Tilla und dem

Direktionsassistenten einzugehen, die Patt zufällig entdeckte und die nicht nur seine Eitelkeit verletzte. Kurzfristig hatte er mit dem Gedanken gespielt, den Assistenten zu seinem Nachfolger zu machen. Gerade dessen Farblosigkeit ließ ihn in Patts Augen geeignet erscheinen, aus ihm den neuen Direktor zu formen. Diese fast vorgeburtliche Ungeprägtheit hatte indessen auch Tilla entdeckt. Dazu kam, daß sie, die Patt nicht nur als Sekretärin nahestand, seine Absichten hinsichtlich des Assistenten witterte, ehe er sie für sich überhaupt formuliert hatte. So unscheinbar das Signal auch war, es genügte ihr, den neuen Mann wahrzunehmen, wo andere ein Nichts sahen.

Hinzu kam der Reiz, ein unbeschriebenes Blatt zu beschreiben; sie ließ sich vom Assistenten zum Abendessen einladen, später in seine Wohnung, und nach einer Flasche Grappa und Gesprächen über Kunst und Liebe hatte sie jenes Stadium erreicht, in dem sie ihm ganz natürlich ihren üppigsten Aspekt zukehren und gleichzeitig vorgeben konnte, von Schlafbedürfnis und Trunkenheit überwältigt, nicht zu bemerken, was zu tun er sich anschickte.

Sicher war es voreilig zu behaupten, Tilla hätte ihn ausschließlich aus Übermut verführt. Ein Spritzer Kalkül war unbedingter Bestandteil ihrer Abenteuer. Auch Eifersucht und der Wunsch, Patt zuvorzukommen, führten zu einem Verhältnis, das für sie beendet war, kaum daß es begann. Patt entdeckte es in seiner letzten Phase, und der Assistent litt von Anfang an unter der Zweideutigkeit Tillas, die ihm nach Art launischer Stuten erst die Kruppe bot und dann die Hufe. Innerhalb von vierzehn Tagen war er soweit, daß er einen Strauß Rosen mit einem Briefchen an sie adressierte, des Inhalts, daß jener Punkt lange überschritten sei, an dem die Lust, die sie gewährte, dem Leiden die Waage hielt, und daß er die Beziehung als gelöst betrachtete.

Die gleiche Mechanik, die Patt nicht bemerkten ließ, daß er nur das Ende dieses Verhältnisses entdeckte, ließ auch die anderen Mitarbeiterinnen jenem Trägheitsmoment erliegen, das sich darin äußerte, daß Tilla und der Assistent noch als Paar galten, während sie schon eigene Wege gingen. Wie es aber bei Hyänen ist — trotz zur Schau getragener Individualität jagen sie in Rudeln, und hat eine erst die Beute entdeckt, ist bald die Horde um das Aas versammelt. Dem Assistenten ging es nicht besser: kaum daß Tilla ihre Zähne aus seinem Fleisch gezogen hatte, versuchten ihn die anderen zu markieren. Er erhielt die reizendsten Angebote, die er — zunächst verwirrt — ausschlug, bis ihn die Heftigste forderte. Selbst als er Bethlehem Consultants verlassen hatte, schenkte sie ihm noch Jahre jene Zuwendung, die die großen Verführer erzieht. Geprägt von den Bißwunden seiner Jägerinnen, oft am Verbluten, aber gehetzt von Anspruch und wachsender Einsicht in die Bedingungen seiner erotischen Existenz, spielte er die Beute und verlor nicht das Staunen über die Blindheit, mit der ihm die Tiere zufielen.

Patt wußte hierüber nichts. Selbst wenn er von den Fortschritten seines Assistenten geahnt hätte, hätte er kaum darüber nachgedacht, stand er doch vor Problemen, auf die er nur unzureichend vorbereitet war. Das nämlich, was den heiligen Thomas von Aquin nach unermüdlicher Spekulation erst spät erreichte, und was der Kirchenvater ‚eingegossene Kontemplation‘ nannte, überwältigte ihn auf der Höhe des Lebens, und jener Komplex, der als ‚Patts Prinzip‘ in die

Geschichte der Führungsstile eingehen sollte, begann rosenfingrig den Horizont auszuleuchten. So geriet der Direktor ins Kräftefeld der Avantgarde, und was Außenstehenden ein glänzendes Schauspiel ist, wenn Genie und Herrschaft zusammenstoßen, schmeckte ihm ein bißchen nach Schierling ... auch wenn es Epigonen waren, die ihn kompromittierten.

Das Büro, bislang pedantisch geführt, trug nun alle Stigmata schöpferischer Verwahrlosung. Die Mitarbeiter, nur Konzernblau gewöhnt, besannen sich zunehmend der signalverstärkenden Wirkung der Mode. Nicht, daß sie schlechten Geschmack bewiesen hätten. Der Instinkt der Mathematiker und Volkswirte allerdings begann sie zu verlassen, als sie zu Samtwesten übergingen.

Besonders auffallend war das Ende McMills, der seiner Liebe zur Ornithologie die zur Lyrik hinzufügte und nachzuweisen suchte, daß das den Vögeln eigene Gezwitscher den Kunstsprachen eines Char oder Bense ähnelte. Nach elegant formulierten Hypothesen und ihrer Überprüfung im Rechenzentrum gelangte er jedoch zu der Ansicht, daß seine, McMills Gedichte, dem Schlag einer Nachtigall am nächsten kämen. Überraschenderweise wollten weder die führenden Wirtschaftsblätter noch die angegliederten Feuilletons davon Notiz nehmen.

Ein unglücklicher Zufall fügte es, daß McMill, noch im Hochgefühl seiner Entdeckung, wenn auch leicht gereizt angesichts der Borniertheit der Presse, ein Referat bei der Bovist AG halten sollte. Bovist gehörte zu jenen ehrwürdigen, halb verschütteten Zwingburgen der Produktion, die nur Zwerge einstellten, Fahrräder in Handarbeit fabrizierten und deren innere Struktur auch zwei europäische Bürgerkriege nicht zu erschüttern vermocht hatten.

Erst kürzlich war mit Hilfe von Bethlehem Consultants das Faustrecht des Familienbetriebes ins zeitgemäße Aktienrecht umgewandelt worden. Jetzt sollte McMill Bereitschaft dafür wecken, die bewährte, aber nicht gerade einfallsreiche Hierarchie in eine intellektuell befriedigendere Matrix-Organisation überzuführen.

Patt hätte das Fiasko voraussehen müssen. Allein die Vorstellung, den kleinen McMill einem Corps hartnägiger Techniker auszuliefern, über die schon Broch — wenn auch verärgert — „und sowas spricht Deutsch“ geschrieben hatte, setzte ein bestimmtes Maß Weltfremdheit, wenn nicht Erbarmungslosigkeit voraus. McMill erschien in hellblauer Weste, weißen Gamaschen und schwarzen Schnallenstiefeln. Nach ausführlicher Würdigung der Geschichte des Kugellagers und einem Ausblick in die Zukunft, die den Guß noch runderer Kugellagerkugeln in einer Erdumlaufbahn bei Schwerelosigkeit vorsah (was die Herstellung von Fahrrädern nicht verbilligen, aber zu einer Laufruhe führen würde, die weit über den Möglichkeiten der durchschnittlichen Straßenqualität läge), wandte er sich dem von Patt vorbereiteten Material zu.

Zu Beginn projizierte er eine Skizze, die die bisherige Firmengliederung zeigte. Das Publikum, ein Schwarm disziplinierter Krähen, war den Ausführungen des Paradiesvogels in düsterem Schweigen gefolgt. Jetzt hörte man unterdrücktes Krächzen. Als McMill das nächste Dia einschob, das Patt selbst entworfen hatte und das, in Technicolor, seinen Organisationsvorschlag präsentierte, wurden erregte, auch zustimmende Töne laut, die erst nach einer Pause von sonoren Metageräuschen verdrängt wurden; der kaufmännische Leiter meldete sich

zu Wort und monierte, noch ehe McMill es ihm erteilen konnte, daß das, was Betlehem Consultants da böte, aller Erfahrung Hohn spräche und daß ihn, wenn man ihm hier nicht zumindest partiell einen frühen Kandinsky als Organisationsstruktur unterschieben wolle, die Darstellung an gewisse Auswüchse innerbetrieblicher Demokratisierung erinnere. Danach setzte er sich.

Vielleicht hätte McMill schweigen sollen; vielleicht, daß die Wirkung der Pattschen Zeichensprache doch noch durchgeschlagen wäre ... McMill schwieg nicht. Er begann mit einem systemanalytischen Vergleich traditioneller und moderner Firmenstrukturen, der lediglich den Nachteil hatte, vom Zauber des Bildes abzulenken. Schließlich fand McMill, der einen beachtlichen Auftrag entgleiten sah, keinen anderen Weg, als auf seine kontrastierenden Forschungen hinzuweisen, die Ähnlichkeiten zwischen Zwitschern und zeitgenössischer Lyrik aufgedeckt hätten. Als das Publikum Unbehagen, ja Mißfallen äußerte, setzte McMill nach: In der Tat würden die ästhetischen Aspekte, die sogar frühkapitalistischen Ausbeutungsstrukturen immanent seien, dazu verpflichten, sie den verfeinerten Managementformen anzugeleichen, wie sie vor allem von Betlehem Consultants angeboten würden. Wenn er sich in diesem Zusammenhang erlauben dürfte, ein eigenes Gedicht ...

Das letztere sprach McMill eigentlich nur noch für sich. Am gleichen Tag wurde Patt eingeflogen, der dem kaufmännischen Leiter der Bovist AG versicherte: wäre ihm nur bekannt gewesen, daß dieser ein Feingeist sei, hätte er selbstverständlich vermerkt, daß er, quasi zitierend, auf Kandinsky zurückgriff. Außerdem — und dies sei nicht zuletzt aus der Geschichte des Fahrrades bekannt — machte man bei allen umwälzenden Prozessen von Bestehendem Gebrauch. Schließlich einigte man sich darüber, daß der Organisationsplan künftig statt von oben nach unten von links nach rechts zu lesen sei.

McMill erhielt ein Projekt zugewiesen, das er freiberuflich bearbeiten konnte und dessen Laufzeit die üblichen Kündigungsfristen großzügig überschritt. Danach bewarb er sich erfolgreich bei einer Planungsgruppe, die auf internationaler Basis und mit Hilfe der UNESCO sowie geostationärer Satelliten Grundätzliches zur Koordination der Vogelschutzwarten erdenken wollte.

Den dunkelsten Punkt seiner Geschichte erreichte Betlehem Consultants mit dem Verlust eines Klienten, der zu den ältesten europäischen Herstellern von Automobilen zählte und der zu einem Spitzengespräch geladen hatte. Patt war vor seinem Team schon am Vorabend angereist; am folgenden Morgen hatte er mit dem Vorstandsvorsteher des Unternehmens gefrühstückt und stand nun im dunkel getäfelten Konferenzsaal, während der Gastgeber über Fusionierungsmöglichkeiten plauderte. Plötzlich heulten die Werkssirenen auf. Als die beiden ans Fenster traten, sah Patt aus einer Staubwolke die wohlbekannten Silhouetten einer Kawasaki, Harley Davidson, Moto Guzzi, Norton Commando und Münch auftauchen und in den Innenhof rasen. Noch während die Maschinen aufbrüllend abbremsten und sich die schwarzgekleideten Fahrer von den Motorräder schwangen, stürzte sich ein Dutzend Werkschutzleute auf die Gruppe. Ehe Patt auch nur das Geringste zur Aufklärung des Mißverständnisses und zur Identifizierung seiner Mitarbeiter tun konnte, waren sie schon zusammengeschlagen, auf Tragbahnen geschnallt und auf dem Wege zur Verneh-

mung beziehungsweise zur Unfallstation. Patt kündigte allen. Die Gruppe blieb allerdings zusammen; unter dem Namen 'The Business Angels' machte sie sich in Hamburg selbständig.

Es ist bezeichnend für J. C. Patts Konstitution, daß er trotz dieser Rückschläge nicht aufgab. Im Gegenteil: Angesichts eines scheinbar unabwendbaren Konkurses führte er Betlehem Consultants zu neuem Profit. So engagierte er zum Rest seiner Mannschaft nur noch Schönschreiber, Reinzeichner, Zuschneider und Dessinateure. Der Vorrang des Formalen war jetzt unbestritten ... gleichzeitig vollzog sich die Metamorphose vom Dienstleistungs- zum Produktionsbetrieb. Patt sorgte für Anregungen, ließ aber den Angestellten weitgehend freie Hand. Während er sein erstes Buch 'Management by Aesthetics' schrieb, produzierte die Firma einen gleichmäßigen Strom betriebswirtschaftlich inspirierter, aber als genuine Kunstwerke anerkannter Grafiken. Eine monströse Kopiermaschine sorgte für die Vervielfältigung der kleineren Radierungen, die in limitierten und handsignierten Auflagen erschienen. Die Meisterschüler in dessen arbeiteten an Originaldarstellungen, deren Ausführung Patt persönlich überwachte.

Der eingangs erwähnte Kunsthändler und Entdecker Patt übernahm den europäischen Vertrieb der Werke. Gleichzeitig schlug er vor, den Titel Direktor abzusagen und den des Maestro einzuführen. Damit klärte sich auch die Zukunft des Direktionsassistenten, der intelligent genug war, von sich aus zu kündigen.

Den außereuropäischen Verkauf übernahm die amerikanische Muttergesellschaft. Gleichzeitig ließen sich die bisher immer etwas heiklen Transaktionen europäischer Gewinne in die USA, anstandslos durchführen. Behörden, an das transatlantische Hin und Her von Aktennotizen, Netzplänen, Organisationstafeln, Schalt- und Programmierschemata gewöhnt, konnten nicht mehr als die üblichen Porti berechnen. Wie sollten sie auch den Doppelcharakter der Unterlagen erahnen, wo die Experten daran scheiterten, Patt's Papiere von echten Ablaufanweisungen zu unterscheiden. Nicht zuletzt darin lag ja ihr Reiz: wenn man es wollte, konnte man nach ihnen noch immer Staatshaushalte installieren. Dichtung und Wahrheit waren hier unauflöslich verbunden.

Aber auch Betlehem Consultants war jetzt mit Patt's Persönlichkeit identisch, und als der Maestro beschloß, seinen Abgang zu inszenieren, begann das Büro zu zerfallen. Zum Vizepräsidenten gekrönt, mit Ehrungen und Geschenken überhäuft, so stellte er sich das Finale vor. Niemand wollte ihn entrüschen.

Schon Patt's Nachfolger war als Person kaum wahrzunehmen. Geblendet vom Erfolg des Vorgängers, versuchte auch er, Schönheit in Kaufkraft zu verwandeln. Ohne Einsicht in die Eigenbewegung der Firma mußten seine Lektionen scheitern, mit denen er die Sprache seiner Kollegen zu veredeln suchte. Zuerst lösten sich die exzentrischen, die angelagerten, aber noch autonomen Elemente. Dann folgten die zentralen, tief verformten Zellen — sie waren am fruchtbarsten. Es blieb ein Kern allein nicht lebensfähiger, verfilzter Gewebereste, der wie ein Dunkelstern, enorm rotierend, aber unbemerkt, seine Bahn zog. Lediglich in einem Medium, das für diese Wirkung reif war, ließ sich sein Lauf verfolgen: Salto Mortale.

Werner Dürrson
Verachtet mir die Meister nicht

Diese leisen Klänge, hört ihr sie aus den Hallen rieseln, es sind die Metzgermeister und ihre Gesellen, der tägliche Umgang mit den Messern hat ihr Handwerk wahrlich zur Kunst werden lassen.

Manchmal stimmt in die Rhythmen des Wetzens, ins blinkende Zeremoniell beim Schneiden und Zerlegen ein Muhen mit ein, selten genug, ein Grunzen, Wiehern oder Blöken, beim Näherkommen sieht man das Vieh gelassen in Reih und Glied, an schlaffen Ketten, als böte es sich selber feil, und zwanglos verteilt sich das Publikum nach allen Seiten der hellgekachelten Räume. Die Meister, im Weiß ihrer Schürzen, erwarten nur einen Wink, jedermann darf auf die Stelle deuten, die seinem Auge und Geschmack entspricht, am meisten gefragt sind die klassischen Stücke, Rücken und Kamm, Bug, Keule, fast fällt die Wahl schwer, aber zuerst und zuletzt ist es die Kunst, um die es hier geht, was abfällt ist Zugabe sozusagen.

Musiker, Zeichner sind sie, die Meister, möchte man glauben, Maler, Plastiker, gar Skribenten, unvergleichlich handhaben sie ihre klingenden Instrumente, ziehen Linien am lebendigen Gegenstand, legen Farbflächen an, arbeiten die innere Gestalt eines Tieres heraus, und dies alles so fein und genau, wie mit spitzer Feder der Dichter seine Buchstaben ritzt.

„Ein gewöhnlicher Metzger wechselt jeden Monat sein Messer“, erklärte mir kürzlich zwischen Kling und Klang der Meister, dem ich am liebsten zusehe, „denn er hackt, grob ausgedrückt, und wen wundert es, wenn dann das Vieh sich sträubt.“

Ich nickte und sah, wie er mühelos die großen Nähte des Ochsen auftrennte, den unempfindlichen Häuten nachzog, von denen die einzelnen Teile zusammengehalten werden.

„Ein guter Metzger wechselt sein Messer alle Jahre, denn er schneidet, verstehen Sie?“

„Jaja, aber Sie“, erwiderte ich und sah, wie sein Instrument todsicher in die natürlichen Spalten des Körpers glitt.

„Ich benütze mein Messer seit über elf Jahren ununterbrochen“, verriet er mir schließlich, „es hat weiß Gott an die zehntausend Tiere behandelt, aber seine Schneide ist so scharf wie am ersten Tag, da sehen Sie doch: —“

„Oja“, ich nahm ein strichhaftes Funkeln wahr, das zuckte aus seiner Faust, schon hob sich das Stück von der Lende des Ochsen ab, der wie unbeteiligt die weißen Kacheln anstarre.

„Dennoch, wenn ich auf Adern treffe, auf Gelenke stoße, beginnt es erst eigentlich schwierig zu werden“, schränkte der Meister ein. Aber sah man bei ihm je Blut zu Boden tropfen, hörte man je das Knirschen eines verletzten Knochens?

„Mit bloßer Geschicklichkeit ist noch gar nichts getan, müssen Sie wissen, es braucht der völligen Hingabe, soll das Schwierigste scheinbar spielend gelingen; ein großer Metzger muß Tag und Nacht in der Übung bleiben, er opfert“ — hier stockte der Meister, und leise Tragik verschattete sein Gesicht — „man opfert dieser Kunst letztlich sein Leben, müssen Sie wissen“.

Werner Dürrson: Verachtet mir die Meister nicht

Er tat mir leid. „Der Weg zur Größe geht über das Opfer“, sprach ich ihm zu, da erhellt ein Lächeln seinen Mund, er warf das Lendenstück schwungs in die Luft, fing es auf und sagte, fast lautlos: „Ich danke Ihnen.“

Heimwegs dachte ich früherer Zeiten, da ein zu Recht verrufenes Schlächtergesindel das Vieh im Verborgenen totschlug, hinterrücks, furchtbar hatte damals das Brüllen die Mauern durchdrungen, wer hatte noch schlafen können. Und war mal ein Schlächter dahergekommen, sie hatten ihr rüstiges Dunkel nur selten verlassen, flugs waren die Gassen geleert, durchs Schlüsselloch hatte man es vorbeiziehen sehen, die Schürze voll Blut, das schwappende Ungeheuer, mit Kette und Knüppel, wahllos auf der Suche nach Opfern, am Krummdolch die purpurne Wursthand, war es gewatschelt, auf den typischen kurzen, nach innen gebogenen Beinen, in Stiefeln, der Schädel rosig und kahl von Schulter zu Schulter kollernd — wen schaudert nicht, wenn er zurückdenkt, sagt?

Denkt man zurück, so muß man sich fragen, warum der Zulauf zur heute so hochentwickelten Metzgerkunst nicht noch reger ist. Gewiß, kein tüchtiger Meister braucht bislang über Kundshaft zu klagen, stets beflügelt einiger Beifall die Vorführungen, Kinder und Rentner finden sich ohnehin ein, Lehrer ziehen mit Schulklassen am Museum vorbei in die Hallen und führen ihre Zöglinge in die Ästhetik des Entfleischens ein. Dennoch, den Bitten der Meister, das Verständnis für ihre Arbeit staatlich zu fördern, etwa durch Kurse, die den feineren Umgang mit Messern lehren, sollte endlich entsprochen werden. Nicht jeder hat Sinn für Kunst, mancher geht ihr sogar ängstlich aus dem Weg, andere finden sie unnütz, wollen nur Brot und nicht Spiele oder verachten sie samt den Meistern.

Freilich, ein Blinder hat leicht von Finsternis reden, ein Tauber von Totenstille: Die meisterliche Kunst ist, zugegeben, recht fein geworden, immer seltener bricht sich ein Laut des Viehs an den Kacheln, fast zu leise rieselt die Musik aus den Hallen, durch Straßen und Zimmer, hört ihr sie nicht, sie heischt jetzt äußerst gespitzte Ohren. Gar noch leiser sollten die Meister nicht werden, das lasse ich gelten, sonst bleibt am Ende das geschulteste Publikum aus und fällt ihre Zunft, des Beifalls beraubt, in die grausamen Sitten vergangener Zeiten zurück.

ein lahmer
fragt einen lahmen
wie gehts

ein arbeiter
fragt einen arbeiter
wie stehen die aktien

aufklärungsunterricht

das beispiel der bienen
kann durchaus der aufklärung dienen

auch in ihrem staate gibt es
drohnen und arbeiter

deutsch gesprochen

kiegen
heißt hier soviel wie
bekommen

bombe
soviel wie
großer erfolg

kanone
soviel wie
meister in seinem fach

zum totlachen

Sehr geehrter Autor,

nach unserem erfolgreichen Gespräch neulich, in dem Sie Ihre grundsätzliche Bereitschaft zur Mitarbeit zum Ausdruck brachten, möchte ich heute Ihnen dabei geäußerten Wunsch nachkommen, die ganze Angelegenheit in ausführlicher Form schriftlich darzulegen, damit Sie etwas bei Ihren Unterlagen haben.

Um es noch einmal zu sagen: Sicherlich fällt unser Vorschlag aus dem Rahmen des Üblichen. Aber nur so kann man heute etwas werden. Unser Vorhaben ist ja nichts Strafbares, so daß wir das Tageslicht nicht zu scheuen brauchen.

Allerdings möchte ich Sie aus verständlichen Gründen bitten, vorerst über unsere Zusammenarbeit Stillschweigen zu bewahren, um das ganze Projekt nicht zu gefährden. Da die Idee, wie Ihnen sicher klar ist, nicht zu schützen ist, müssen wir sonst fürchten, von skrupellosen Konkurrenten überholt zu werden. Ihren diesbezüglichen Unglauben muß ich leider weltfremd nennen. Ich kann Ihnen versichern, daß unsere Kampagne plagiert würde. Wenn das auch auf einem nicht akzeptablen Niveau geschähe, weil man natürlich alles in viel kürzerer Zeit zusammenschreiben lassen müßte, als Ihnen zur Verfügung steht, könnte damit doch die ganze Idee in Mißkredit gebracht werden, so daß sie für uns jeden Wert verlieren würde. Ja, selbst wenn Sie recht behielten, könnte bei vorzeitigem Bekanntwerden unsere Kampagne durch unschöne Spekulationen belastet werden, die ihren Erfolg zweifelhaft machen. Nein, wir müssen als erste auf dem Markt sein, um alle Kritiker vor vollendete Tatsachen zu stellen und ihnen von vornherein allen Wind aus den Segeln zu nehmen.

Lassen Sie mich eine kategorische Versicherung noch einmal in aller Deutlichkeit wiederholen: Bei der Gestaltung Ihres Romans haben Sie in künstlerischer Hinsicht selbstverständlich völlig freie Hand. Ein künstlerisch einwandfreier Roman ist geradezu Grundlage unseres Planes und Voraussetzung seines Erfolges. Allerdings haben wir natürlich einige — vor allem inhaltliche — Wünsche. Wenn dem nicht so wäre, könnten wir jeden beliebigen Roman nehmen und bräuchten nicht diesen für Sie ja recht lukrativen Auftrag zu erteilen. Es ist — wie könnte es unter Geschäftspartnern anders sein — ein Geschäft auf Gegenseitigkeit.

Zunächst aber die formalen Wünsche, deren Verwirklichung, wie unser Gespräch gezeigt hat, am wenigsten Schwierigkeiten bereiten wird.

Mit dem Herbert Mann Verlag, der uns geschäftlich eng verbunden ist, werden wir die Ausstattung Ihres Buches abstimmen. Unser Wunsch geht dahin, im Umfang zwischen 200 und 250 Seiten zu liegen. Ergebnisse der Marktforschung dieses Verlages, die wir uns zunutze machen wollen, haben ergeben, daß ein solcher Umfang optimal ist, weil er — um es einfach auszudrücken — viele Leser „nur so“ zu diesem Buch greifen läßt. Ein geringerer Umfang stößt breite, etwas anspruchsvollere Schichten, an die wir uns ja wenden wollen, ab, „weil da ja nichts drinstehen kann“ und die Assoziation zu Groschenheften zu nahe liegend ist. Bei größerem Umfang werden viele potentielle Käufer abgeschreckt,

weil das Lesen zuviel Aufwand erfordert, „man“ liest in diesen Kreisen keine Wälzer.

Bitte orientieren Sie sich also an diesen Zahlen. Eine hohe Auflage zu haben, oder zumindest die Voraussetzung dafür zu schaffen, ist doch nichts Ehrenrühriges für einen Autor.

Damit komme ich zu den inhaltlichen Wünschen, die wir an Ihren Roman haben.

Wie gesagt, wir sind übereingekommen, Ihnen keinerlei Auflagen zu machen. Sie sehen, wie sehr wir uns bemühen, Ihnen entgegenzukommen. Ich darf allerdings in aller Offenheit gestehen, daß ein Eingehen Ihrerseits auf unsere Wünsche sich bei der Schlussabstimmung in unserem Vorstand günstig hinsichtlich der endgültigen Verabschiedung des Projektes auswirken kann, ja wahrscheinlich den Ausschlag geben wird.

Wie Ihnen vielleicht nicht entgangen ist, neigten wir zunächst dazu, Ihnen feste Auflagen zu machen, vor allem, was die Häufigkeit der Nennung unseres Produktes betrifft. Offen gesagt, wir hatten Vorstellungen, die von einer bestimmten Frequenz der Erwähnung ausgingen, also beispielsweise mindestens zweimal pro Seite. Davon sind wir also abgekommen. Die Freiheit der Kunst hat bei unseren Überlegungen die Oberhand gewonnen.

Wir wollen uns auf folgende Formel einigen, der Sie sicherlich leichten Herzens zustimmen können: Sie erwähnen unser Produkt in angemessener Weise, d. h. so oft und wie es sich im Fluss Ihrer Prosa ganz natürlich ergibt. Es bietet sich möglicherweise an — und wird von uns akzeptiert werden — ab und zu nur indirekt auf das Produkt hinzuweisen, indem beispielsweise von dem Artikel allgemein die Rede ist oder das assoziative Produktumfeld beschrieben wird. (Dazu gehört z. B. das Zitieren von Werbesprüchen unserer Firma. In der Anlage finden Sie dazu ausführliches Material unserer Werbe-Agentur mit genauen tiefenpsychologischen Analysen. Bitte behandeln Sie auch dieses Material vertraulich.)

Damit solche Zitate zwanglos möglich sind, möchten wir Ihnen ans Herz legen, einen realistischen Stil zu wählen. Unseres Erachtens ist Realismus der angemessene Stil für unser Vorhaben. Er ermöglicht für uns in idealer Weise die Präsentation unseres Produkts und kommt gleichzeitig Ihrem Renommee als Schriftsteller zugute. Wie wir erfahren haben, kommt der Realismus gerade wieder ins Gespräch. Das wird dem Erfolg Ihres Buches und damit gleichzeitig unserer Kampagne weiteren Aufschwung geben.

Hier noch ein allgemeiner Wunsch. Seien Sie freundlich, seien Sie optimistisch, nicht jedoch euphorisch. Seien Sie positiv. Das wollen die Leute. Und so werden aus zufriedenen, positiv gestimmten Lesern unsere Käufer. Vertrauen Sie diesen Markt- und Leseranalysen des Herbert Mann Verlages.

Unsere Wünsche halten sich also in Grenzen, und ich darf sie wohl mit Ihrer Zustimmung bescheiden nennen. Sie engen ganz gewiß Ihre künstlerische Freiheit nicht in unzulässiger Weise ein, und sie lassen die künstlerische Verantwortung da, wo sie hingehört, nämlich allein in Ihrer Hand.

Um die Ausgewogenheit der Darstellung zu gewährleisten, will ich Ihnen unsere Vorstellungen über die Leistungen unsererseits darlegen.

Wir sichern Ihnen zu, daß der Herbert Mann Verlag Ihren Roman rechtzeitig zur nächsten Buchmesse auf den Markt bringt. Dabei treten wir offiziell gar nicht auf, aus Gründen, die ich Ihnen sicher nicht ausdrücklich zu nennen brauche.

Der Werbeetat für Ihr Buch, den zu übernehmen wir uns verpflichten, wird mit zunächst 200 000 DM ausgestattet. Dieser Betrag dient allein zur Buchwerbung. Zusätzlich wird unsere direkte Produktwerbung vom Zeitpunkt des Erscheinens an in einer konzentrierten Aktion literarisch ausgerichtet. In unseren Werbespots wird das Buch in das Umfeld unseres Produktes gerückt.

Sie werden eine Lesereise durch alle wichtigen Städte unseres Landes machen. Für genügend Besprechungen werden wir ebenso sorgen wie für ausreichende Sendezeit im Fernsehen in mindestens je einem Kulturprogramm der beiden Sender.

Ihre diesbezüglichen Bedenken kann ich ruhigen Gewissens zerstreuen. Alle größeren Zeitungen sind unsere Werbeträger. Keine kann es sich leisten, sich unseren Etat entgehen zu lassen, der bei den meisten einen recht hohen Prozentsatz des gesamten Anzeigengeschäftes ausmacht, bei einigen sogar überlebensnotwendig ist. Bei Rundfunk und Fernsehen sind selbstverständlich andere Maßnahmen notwendig, über die ich — mit Ihrem Einverständnis — wegen des öffentlich-rechtlichen Charakters der Anstalten nicht reden möchte.

Wir sind der festen Überzeugung, auf diese Weise einen absoluten Bestseller zu starten und damit gleichzeitig den Umsatz unseres Produktes entscheidend zu steigern, weil wir mit dieser Idee allen Konkurrenten um mehr als eine Nasenlänge voraus sein dürfen. Wir versteigen uns nicht, wenn wir glauben, mit der Realisierung dieser Idee ein neues Kapitel im Buch der Werbung zu schreiben.

Da Sie selbstverständlich mit dem Verlag nach den üblichen Honorarsätzen abrechnen, werden Sie einen persönlichen Erfolg verbuchen wie wohl noch kein deutscher Autor vor Ihnen.

Damit habe ich Ihnen alles aufgezählt, was wir Ihnen bei dieser Aktion garantieren können. Aber wir haben noch etwas auf Lager, was ich Ihnen hiermit erstmalig andeuten kann, weil sich entsprechende Verhandlungen erfolgversprechend entwickeln.

Wie Sie wissen, haben wir die ganze Aktion so disponiert, daß wir sie allein aus dem Werbeetat dieses einen Produktes bestreiten können, das — was Ihnen sicher bekannt ist — den Hauptanteil unseres Umsatzes ausmacht. Ich verrate Ihnen jetzt kein Geheimnis mehr, wenn ich Ihnen mitteile, daß inzwischen Kontakte mit weiteren Firmen aufgenommen wurden, um sie für eine Gemeinschaftswerbung zu interessieren. Dabei haben wir in erster Linie an Produkte aus den Bereichen Freizeit, Alkohol und Erfrischungsgetränke gedacht, die sich ja in eine realistische Beschreibung aus dem heutigen Leben nahtlos einfügen ließen, und die vor allem unserem Produkt in seinem ganzen Umfeld keinerlei Konkurrenz machen, sondern eher, wie wir aus Marktstudien wissen, stimulierende Wirkungen haben.

Die Verhandlungen sind allerdings noch nicht abgeschlossen. Deshalb unsere Bitte: Konzentrieren Sie sich beim Schreiben noch nicht zu sehr darauf, aber

behalten Sie die Möglichkeit im Auge. Zumindest — so wollen wir verbleiben — halten Sie die Möglichkeit offen, an verschiedenen Stellen entsprechende Hinweise nachträglich einzufügen, ohne dabei natürlich die Harmonie und Ausgewogenheit Ihres Textes zu verletzen.

Dabei ist eines gewiß und darf nicht aus den Augen verloren werden: Die Werbung für die anderen Produkte wird nur sekundäre Bedeutung haben können, an erster Stelle muß unser Produkt bleiben. Aber wenn es uns gelänge, von den anderen Firmen nur einige Zehntausend Mark lockerzumachen, könnte das die ganze Kampagne in einem Maß intensivieren, das bisher auf diesem Markt gar nicht vorstellbar war.

Dabei haben wir nur eine kleine Auflage zu machen, die sich fast von selbst versteht. Wir rechnen deshalb fest auf Ihr Verständnis.

Wir müssen darauf bestehen, daß bei Verwertung Ihres Textes in anderen Medien unser Produkt in einer dem Medium angemessenen Weise berücksichtigt wird, es darf also nicht diesbezüglich eine Veränderung im Schwerpunkt Ihres Textes vorgenommen werden.

Ich hoffe, Ihnen mit dieser ausführlichen Darstellung gedient zu haben. Auch im Auftrag unseres Vorstandes darf ich Ihnen versichern, wie sehr wir uns auf die Zusammenarbeit mit Ihnen freuen und darf Ihnen unseren Stolz darüber zum Ausdruck bringen, daß gerade wir diese neuartige Verbindung zwischen Musen und Merkur stiften dürfen.

Alles Gute und eine produktive Feder bei der Arbeit zum Gewinn aller.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr

gez. Dr. Marktart

André Müller Erfahrungen in Sète

I

Es war Anfang September des Jahres 1974, und wir, meine Gefährtin Frau W. und ich, machten noch ein paar Tage Urlaub in Südfrankreich.

Der Strom der Touristen versiegte langsam. Die Schule hatte bereits begonnen, und wer Kinder im schulpflichtigen Alter hatte, war längst wieder daheim. Der Alltag eroberte sich Tag für Tag die Straßen für sein übliches Treiben zurück. Dabei hatte die Sonne noch ihre sommerliche Kraft; die Menschen suchten immer noch den Schatten, und obwohl die ersten Weinfelder bereits abgeerntet wurden, stellte sich der Gedanke an Herbst hier noch nicht ein. Genau das ist die Zeit, in der ich die Provence und den Languedoc am meisten mag, und um in Ruhe noch ein paar Tage zu baden, fuhren wir nach Sète.

Warum nach Sète?

Sie kennen die Stadt?

Sète: Etwa 40 000 Einwohner. Nach Marseille der bedeutendste Hafen der französischen Mittelmeerküste, zudem Liegeplatz einer Fischereiflotte, am Fuße des 180 Meter hohen Mont Saint Clair zwischen dem Etang de Thau und dem Meer gelegen, etwa 120 Kilometer von Avignon entfernt, Richtung Pyrenäen. Gehört zum Departement Hérault. Keine besonderen Sehenswürdigkeiten, aber zahlreiche Kanäle, die die Stadt durchziehen. Vororte und Umgebung werden zunehmend von den Öltanks der internationalen Mineralölkonzerne verwüstet.

Letzteres haben Sie nicht aus dem „Guide bleu“.

Nein, aber es stimmt.

Unzweifelhaft. Doch um Ihre Frage zu beantworten: es waren eben diese zahlreichen Kanäle, die der Stadt ein so malerisches Aussehen verliehen, die uns bei einer früheren Durchfahrt beeindruckt hatten, und die uns diesmal anlockten. Und neben der Stadt dehnt sich bis Agde ein mehrere Kilometer langer Sandstrand, noch ganz ohne Beton.

Ich verstehe.

Der Strand hielt auch, was er versprach. Das Zimmer, das wir fanden, war nicht teuer und hatte eine Terrasse, die direkt über der Verkehrsstraße vor dem Hauptkanal lag, und auf den Stühlen des nebenan gelegenen Bistros las sich die Zeitung bei einem Pastis sehr gut, falls wir es nicht vorzogen, über das touristische Erscheinungsbild der menschlichen Rasse zu lästern.

Hier nun, in Sète, war es, wo wir eine der niederdrückendsten Erfahrungen machen, wie gesagt, mit erbaulichem Ausgang. Doch dazu muß ich zuerst auf die französische Kochkunst kommen.

Eine glückliche Wendung.

Auf die Frage nämlich: Weshalb kochen die Franzosen so gut?

Und warum tun sie es?

Ich werde es Ihnen sagen.

II

Die Franzosen kochen gut, weil sie, nach Marx, unter den Völkern Europas eine

klassische politische Entwicklung genommen haben.
Eine kühne These.

Die zu beweisen ist. Bis ins Mittelalter hinein verzehrt man, was produziert worden ist, und man produziert vorwiegend in der Form der Naturalwirtschaft, autark, für sich und den Feudalherrn. Plus Tradition, Klima, Verschiedenartigkeit des Landbaus ergibt das eine Küche der Völker und Landschaften, deren lokale Andersartigkeit nicht die Grundstruktur aufhebt: viel, weil verzehrt werden muß, was sich nicht aufheben läßt, kräftig, weil die Schwere und Mühseligkeit der Arbeit kräftige Nahrung verlangt, deftig, weil für Verfeinerungen noch kein gesellschaftliches Organ ausgebildet ist.

Und weiter?

Entsteht die Küche der Nationen mit der Herausbildung der Nationen. Diese wiederum entstehen mit dem Aufkommen des Bürgertums, durch dessen Bündnis mit der Krone, wodurch es die feudale Umklammerung durchbricht und zur zentralen Macht wird.

Wir sprechen von der Kochkunst.

Richtig. Aber wollen Sie diese etwa abseits der politischen Entwicklung verstehen?

Ich schweige.

Eben jetzt, in der Periode des Absolutismus, macht die Kochkunst, die französische jedenfalls, ihren entscheidenden Sprung in eine neue Qualität. Der König ist nicht wie jedermann, der König speist. Und der König verzehrt auch nicht mehr, was jedermann verzehrt, sondern nur Auserlesenes, eigens für ihn Zubereitetes. Und er tut dies, wie Ludwig XIV., unter den Augen der Nation, im Durchschnitt fünfzehn bis zwanzig Gänge.

Wie schaffte er das?

Er hatte einen stark vergrößerten Magen; das ergab die Obduktion.

Ein Zufall also, keine historische Notwendigkeit.

Gehen Sie nicht unter Niveau. Zufälle fördern historische Prozesse, aber sie bewirken diese nicht. Ludwigs Vorgänger, Heinrich IV., suchte im Kampf um die Krone die Entscheidungsschlachten vorzugsweise in Gegenden, deren Weine ihm besonders zusagten.

Ein kluger Mann.

In jeder Hinsicht. Der Absolutismus ist also die Epoche, in der sich, unter den richtigen Bedingungen, Verfeinerungen der Kochkunst notwendigerweise einstellen. Damit der König frischen Seewolf, über dem Feuer mit Kräutern der Provence gebraten, als Gang 7 speisen kann, reiten zwei Spezialtafetten vierzehn Pferde zu Schanden. Weil ein Herzog dem König bei einem unvorhergesehenen Besuch nicht mit frischen Seezungen aufwarten kann, begeht der Küchenchef Selbstmord. Der von der Krone politisch entmachtete Adel schlägt seine Schlachten jetzt in der Küche; in die Annalen der Kochkunst einzugehen dünkt ihm verdienstvoller als in die Annalen der Weltgeschichte. Am Ende kocht der König selber, in der Küche seiner Mätresse: Blumenkohl, überbacken, auf königliche Art.

Wie lang ist noch bis Mittag?

Und so breite sich die neue Kochkunst aus, wie eine Seuche. Der Hof ahmt den König nach, der Landadel ahmt den Hofadel nach, die Bürger ahmen König, Hof und Adel nach, und das Gesinde endlich ahmt die Herrschaft nach. Frankreich wird, zu seinem nicht geringen Stolze, eine Nation, die kocht.

Und warum hat der englische Absolutismus nicht das gleiche Ergebnis gezeitigt? Weil die Umstände anders und, im Hinblick auf die Kochkunst, ungünstig waren. Reichtum und Macht des englischen Bürgertums und des Tudoradels gründeten sich für über 200 Jahre auf einer Art Monokultur: der Schafzucht. Das ergibt Hammelfleisch mit grünen Bohnen, auf englische Art.

Sie verderben mir den eben erworbenen Appetit.

Fragen Sie doch andere Fragen.

Und was bewirkt die Revolution?

Nach einer heroischen Übergangsphase — Huhn à la Marengo — vermehrt sich die Kapitalistenklasse, ihrer Fesseln befreit, in geometrischer Progression. Und jeder Bourgeois sein eigener König.

Richtig. Auch im Hinblick auf die Mahlzeiten. Die französische Kochkunst macht ihren zweiten großen Qualitätssprung: sie verwandelt sich in den König Ware und residiert fortan im Restaurant.

Ich zweifle. Die Verwandlung einer Sache in eine Ware erscheint bei Ihnen als ein positiver Vorgang.

Historisch gesehen ist er das. Und aus Ihrer Frage ersehe ich, daß Sie Umgang mit den Hervorbringungen der neuen Linken pflegen. Die Verwandlung einer Sache in eine Ware bedeutet doch auch, ihre Verkäuflichkeit nimmt in dem Maße zu, in dem sie nicht nur einzelne und besondere, sondern in dem sie vielfältige und unterschiedliche Bedürfnisse zu befriedigen vermag. Soll ich Ihnen sagen, was man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Paris speisen konnte, zum Beispiel in dem Restaurant „Trois frères provençaux“? Das Lokal war damals gerade en vogue.

Lassen Sie mich nicht damit warten.

Alles.

Alles?

Alles. Die Speisekarte, in rotes Saffianleder gebunden, war 40 Seiten lang. 36 Seiten für die Küche, 4 Seiten für den Keller. Auf den 36 Seiten für die Küche waren aufgezählt: 20 hors d'œuvres, 33 Suppen. Beim Fisch 6 Manieren für den Steinbutt, 9 für den Lachs, 7 für die Seezunge, 4 für die Makrele, um den gebotenen Reichtum nur anzudeuten. Dann 46 Schüsseln Rindfleisch, darunter 7 verschiedene Beefsteaks und 8 Filets. 19 verschiedene Arten von Hammelfleisch und 16 Arten Kalbskoteletts. Unter Geflügel und Wild fanden sich allein 34 Wildgerichte, und schließlich gab es 71 verschiedene Platten Gemüse und 47 Schalen Kompotts. Die Käseplatte enthielt eine Auswahl aus 30 Käsesorten, und natürlich gab es alle frischen Primeurs, die Algier vor der Zeit bot.

Ein Paradies.

Welches dann erbarmungslos zerstört wird, von den gleichen Bourgeois, die sich zu Monopolisten wandelten und die herausfanden, welche Bedeutung Konservenindustrien und Fertiggerichte für die Erhöhung der Profitrate haben.

Aber von jedem Paradies bleiben Spuren.

Warum, glauben Sie, fände ich heraus, daß der nächste Weg nach Kopenhagen über Nîmes oder Chinon führt?

III

Aber in Sète suchten wir vergeblich!

Das erste Restaurant, das wir betraten, war zauberhaft gelegen: am Kanal, die Tische mit roten Tischtüchern gedeckt, auf der Straße, nach den Seiten und nach vorne leicht abgeschirmt, von Markisen überdacht. Es war ein Ort, wie man ihn sich vorstellt, wenn man sich vorstellt, in Südfrankreich essen zu gehn.

Und das Menu?

War abscheulich. Der Besitzer hatte beschlossen, an der Verringerung der Menschheit mitzuwirken — durch Abschaffung der Kochkunst. Die Menus, es gab ihrer zwei, enthielten Gerichte mit hochtrabenden Namen, waren doppelt so teuer wie im Innern des Landes und beruhten auf der Verwendung von Rückständen aus der Abfallbeseitigung und dem verschwenderischen Umgang mit Dieselöl.

Und nebenan?

Schmeckte es noch abscheulicher. Die Ecke herum gab es Fisch, der wahrscheinlich in einer früheren Erdepoche gefischt worden war. Die nächste Ecke herum probierten wir „Moules marinier“. Gegen den Zwieback und den Tee, mit dem wir zwei Tage lang die Folge, eine Diarrhoe, kurierten, war nicht das Geringste einzuwenden. Irgendwo lasen wir dann: „Beefsteak à la Provence“. Um nicht erneut enttäuscht zu werden, kehrten wir dort ein, aber das Fleisch stammte aus einer Sendung für die Lederwarenindustrie, und die provençalische Zubereitung fand in einer verbrannten Tomate ihren kulinarischen Höhepunkt.

Da hatten Sie Glück! Man hätte auch Ketchup dazu reichen können.

Und so ging es weiter in den so hübsch gelegenen und so gut ausschendenden Restaurants an den Kais. Bei den hors d'œuvres repräsentierte eine einzelne schwarze Olive die Landschaft, in der wir uns befanden. Bei den Crudités hatte man den Essig eigens aus Deutschland kommen lassen. Die pommes frites hätten auch in der Schweinemast zu langwährenden Zuchunterbrechungen geführt, und grüne Bohnen gab es aus einem Konservenbestand, der noch aus dem Ersten Weltkrieg zu stammen schien. Bei den Gemüsen formte sich ganz allgemein der Eindruck, Europa sei von einer Anbaukatastrophe ungeahnten Ausmaßes betroffen worden, von dem nur Kartoffeln und Salat glücklich verschont geblieben wären. Übrigens erschien uns diese Annahme keinesfalls abwegig, konnte sie uns doch auch die Preise auf eine sinnvolle Weise erklären.

Wahre „Menus touristiques“!

Eben. Und etwa zu diesem Zeitpunkt rang meine Begleiterin, trotz ihrer Abneigung gegen Gefühlsausbrüche, die Hände und fragte verzweifelt, wo sie denn geblieben seien: die 46 Schüsseln Rindfleisch, die 34 Wildgerichte, die 19 verschiedenen Arten Hammelfleisch und die 71 Gemüseplatten!

Und konnten Sie es ihr erklären?

Ich versuchte es. Ich ging bis auf Jeanne d'Arc und den Hundertjährigen Krieg zurück, um eine Katastrophe zu finden, die sich mit der des modernen Massentourismus vergleichen ließ; ich konnte ferner nicht umhin, die Frage nach dem

ständig sinkenden Anteil von Gebrauchswerten in den Erzeugnissen der heutigen kapitalistischen Warenproduktion zu erörtern, und dann erniedrigten wir uns und probierten es im Grand Hotel. Wollen Sie das Ergebnis plus Preis wissen? Nein. Danke.

Es war die rechte Verfassung für die tröstenden Worte, die wir zu dieser Zeit in der Revue „Der wahre Glaube (ML)“ fanden, und die uns versicherten, man müsse sich hüten vor der bürgerlichen Verführung zum Genuss, da dieser nur vom Klassenkampf ablenke. Wir begannen zu packen.

IV

Während wir packten, fiel mir ein, was mir immer in der Not einfällt: der Satz eines Klassikers. Es war zwar die abgewandelte Form eines anderen Satzes, wie ich inzwischen weiß, aber er fiel mir eben in einer abgewandelten Form ein und lautete: „Das Banner der nationalen Kochkunst ist über Bord geworfen; wer anders als das Proletariat könnte es erheben und vorantragen?“

Das auch noch! Ich ahnte es ja.

Dann ahnten Sie richtig. Ich wandte mich also zu meiner Begleiterin und fragte sie: „Wo essen in dieser Stadt eigentlich die Arbeiter?“

Und dann verließen wir das malerische Viertel: die schönen Kanäle, die bunt bedachten Restaurants, die belebten Geschäftsstraßen und die hübschen Promenaden. Wir begaben uns in die alte Vorstadt, wo zwischen Werkstätten, Fabriken, Weingroßhandlungen, Werftanlagen und Öltanks die Arbeiter von Sète wohnten. Es war nicht sehr weit, nicht weiter eigentlich als es auch der Weg zu den so hübsch gelegenen Restaurants war. Aber hierher verirrten sich keine Touristen mehr, auch nicht die Studenten mit ihren revolutionären Lösungen auf der Brust und den Marx- und Leninbärten, den Trotzkikneifern, den Sinowjewkoteletten, dem Bucharinflaum und den Stalinschnauzern im Gesicht. Hier jedoch fanden wir ohne Schwierigkeit, wonach wir suchten: die kleinen Eßlokale des französischen Proletariats — mit ihren zwei Tischen für die Pensionäre und den paar Tischen für die übrige Stamm- und Laufkundschaft.

Darf ich Ihnen aufzählen, was es, zum halben Preis der großen Restaurants übrigens, alles gab?

Ich ahne es.

Fünf Gänge: Suppe oder Vorspeise, Fisch, Gemüse, Fleisch, Dessert. Und bei jedem Gang die Auswahl unter mehreren Gerichten, ein halber Liter Wein frei. Acht verschiedene Gemüsegerichte hatten sie allein auf der Karte: Grüne Bohnen, Erbsen, gefüllte Tomaten, Spinat, Gurkengemüse, Artischockenherzen, Kartoffeln, Salat!

Und zubereitet! Mit Olivenöl, Knoblauch, Wein und den Kräutern des Landes. Die Suppe einfach, aber mit Basilikum gewürzt. Der Fisch frisch, in Weißwein gedünstet. Die Muscheln überbacken, aber nicht verbrannt. Der Spinat mit gerösteten Knoblauchscheiben bedeckt. Das Rindfleisch zerfiel vor Zartheit, wie ehedem. Es wurde ein Festmahl. Frankreich, die französische Küche, hier gab es das noch, hier, in einem kleinen Lokal in der Arbeitervorstadt von Sète. Das französische Proletariat als Retter und Bewahrer der französischen Küche! Ich hätte nicht vermutet, daß der Schluß so erbaulich sein würde.

Ich warnte Sie! Aber um zum Schluß zu kommen: die französischen Proletarier, deren Vorfahren das Restaurant „Trois frères provençaux“ einst gebaut hatten, dort aber beileibe nicht speisten, sie bestanden auf den fünf Gängen eines Menus, die sie sich im Laufe eines hundertjährigen Kampfes erkämpft hatten, sie verzichteten nicht auf ihren Anteil an den 46 Schüsseln Rindfleisch, den 34 Wildgerichten, den 19 verschiedenen Arten Hammelfleisch und den 71 Gemüseplatten. Sie entwickelten ihre einmal verfeinerten Geschmacksnerven nicht wieder zurück, nur weil große Teile ihrer Bourgeoisie die französische Kochkunst verrieten. Und sie waren keinesfalls der Meinung, einer bürgerlichen Verführung zum Genusse erlegen zu sein, weil ihre Zunge eine Sauce Bernaise von einer Sauce Beauharnais zu unterscheiden vermag.

Halten Sie ein!

Warum?

Um essen zu gehn!

Wo? Deutschland hat leider eine andere historische Entwicklung genommen.

Morgengrauen auf einer Waldlichtung. Die beiden Hauptpersonen tragen weite dunkelfarbige Umhänge und schwarze Kapothütchen. Die Vermittlungsversuche der Sekundanten werden brüsk abgewiesen. Der Arzt hält seine Tasche bereit. Unruhig stampfen die Kutschpferde. Die Entfernung wird abgemessen: zehn Schritte. Jede der beiden blaß und entschlossen ausschenden Damen hat nur einen Schuß. „Mich liebt er mehr“, sagt die eine. „Nein, mich“, sagt die andere und feuert. Getroffen sinkt die erste Dame ins taufeuchte Gras. Der Arzt beugt sich über sie und schließt ihre Augen. Die Sekundanten bekreuzigen sich. In gestrecktem Galopp kommt ein Reiter auf die Lichtung gejagt. Er wirft sich vom Pferd und schließt die Überlebende in seine Arme. „Das hast du für mich getan?“ flüstert er und drückt sie innig an sein Herz.

Hochzeit auf mexikanisch

Die Kakteen blühten und die Señorita träumte von einem Mann. Sie schaukelte sich sachte in der Hängematte und hörte ihrem Lieblingspapagei zu, der „Küßchen! Küßchen!“ rief. Sie zündete sich einen dünnen Zigarillo an und sah dem Rauch nach, der geradewegs in den Mond zu schweben schien. Da sagte eine rauhe Stimme hinter ihr: „Nimm die Hände hoch, mein Täubchen.“ Die Señorita drehte sich um. „Ein Mann“, seufzte sie beglückt und erhob sich aus der Hängematte. „Ein Mann“, seufzte sie noch einmal und schenkte ihm einen strahlenden Augenaufschlag. Im selben Moment durchbohrte eine Kugel ihre Stirn.

Rauhe Sitten

Als er am Morgen seine eigene Todesanzeige in der Zeitung entdeckte, zitterten seine Hände doch ein wenig. Obwohl er seit Jahren mit dem Gedanken an diesen Tag lebte, konnte er sich doch nicht so leicht damit abfinden, daß es nun unwiderruflich zu Ende war. Er legte die Zeitung beiseite und holte die Post herein, ausschließlich schwarzgeränderte Karten und Briefe. Er war überrascht, daß so viele Leute von der Sache gewußt hatten, und setzte sich sofort an den Schreibtisch, um den Absendern für ihre Anteilnahme mit einigen kurzen Zeilen zu danken. Er hatte gerade den letzten Umschlag adressiert, als es an der Tür klingelte. Er öffnete, und zwei dunkel gekleidete Träger brachten den Sarg herein. Er übergab ihnen die Briefe mit der Bitte, diese baldmöglichst abzusenden. Die beiden grinnten freundlich, als sie einen Blick auf das beigelegte Trinkgeld warfen, und nahmen den Deckel vom Sarg. Er legte sich hinein und schloß die Augen. Die Träger verschraubten den Sarg und trugen ihn hinaus. Als sie aus dem Haus traten, steckten die drei Männer, die auf der gegenüberliegenden Straßenseite gewartet hatten, ihre Pistolen ein und gingen davon.

Ingeborg Drewitz Kennen Sie mich?

Ich mische mich nicht ein.
Ich halte hinterm Berg.
Ich bin tolerant.
Ich mache Geschäfte nicht um Geschäfte zu machen, sondern weil ich ein Herz habe für meine Leute, ein Herz, das rechts schlägt, was mich nicht hindert, ins Ostgeschäft einzusteigen.
Ich bin eine gute Seele.
Ich kann zuhören.
Ich ermutige die Leute zu reden.
Ich kann sie aufs Glatteis führen oder ins Top-Management, weil ich mir merke, was sie sagen.
Ich bin ein idealer Chef.
Ich genieße Vertrauen.
Ich arbeite damit.

Ich bin ein guter Vater.
Ich lasse meinen Kindern jede Freiheit.
Ich habe ihr Kapital in West-Berlin angelegt.
Ich weiß, sie werden mir dankbar sein, wenn sie in zerfetzten Jeans und leberkrank aus Afghanistan zurückkommen.
Ich habe ja Geduld.
Ich kenne diesen Hunger nach Freiheit.
Ich nähere ihn, wo ich kann.
Ich bau in Tunis und Spanien, auf den Bahamas und wo noch, anteilig natürlich, das versteht sich von selbst.
Ich will, daß die Leute die Welt sehen.
Ich bin ein väterlicher Chef.
Ich arbeite für die Zukunft meiner Kinder.

Ich bin ein großzügiger Ehemann.
Ich drücke ein Auge zu.
Ich dulde die Launen meiner Frau.
Ich weiß ja, daß es zum Image gehört, Kunst zu sammeln, Asiatisches, Mexikanisches und die Expressionisten, und zwei oder drei der Heutigen zu fördern.
Ich verstehe nichts davon.
Ich lasse mich belehren.
Ich beachte die steigenden Notierungen.
Ich freue mich über das lustige Völkchen der Künstler auf den Parties meiner Frau, und wie radikal sie sind, wenn sie getrunken haben.
Ich rauche mäßig, trinke mäßig, schwimme regelmäßig.
Ich liebe meine Frau, meine Kinder, meine Leute.
Das Kapital arbeitet, meine Leute, ich —

ja, ich bin ein idealer Chef und Vater.

Peter Schütt Revolutschon in Eppendorf

As ick annen ersten April obens vonne Versammlung no Hus keem unanne Dütsche Bank anne Eppendorper Landstroot vörbigüng, heff ick mi bannig verjoocht. Revolutschon in Eppendorp, dach ick, und du hest nix dorvon mitkreegen! Stünn dor tatsächlich: Wem gehört die Deutsche Bank? Un as Antwoort: Arbeitern, Angestellten und Hausfrauen. Dunnerslag, dach ick, schulln miene Genossen ut de DKP-Grupp eenfach de Bank besett und in Arbeiterhanen überföhrt hebbfen? Ohne dat se mi informeert hebbt?
Nee, sä ick to mi, dine Genossen, de sünd disziplineert, de sloht ehrs los, wenn dat so wiet is, und denn loht se sick ick noch'n beeten Tied. Nee, sä ick mi, und käck noch eenmol hin, wat dor stünn, un bi dat tweete Lesen käm ick denn de Dütsche Bank up de Slichen. In Kloortext weer dor to lesen, dat de Mehrzahl von de 28 000 Kleinaktionäre von de Dütsche Bank Arbeiter, Angestellte und Hausfrauen sünd.
Aller Achtung, dach ick. Bloot welcken Innfluß hebbt diese 28 000 Kleinaktionäre? Sie hebbt tohoop ölb'en Millionen Mark inne Hand, von mehr as veertig Milliarden Mark Kapitol, über dat de Dütsche Bank inne Bundesrepublik un op de halbe Welt verfügt. Se kontroleert 73 grote Konzerne, jeder mit einen Umsatz von über hundert Millionen. Dor könnnt de 28 000 Kleinaktionäre weenig bi utrichten; villicht dat dat bei di nächste Aktionärsversammlung mol Arvensupp statt dat eewige Linsengericht geeven deit.
Bloot, nu stellt jau vör: über de veertig Milliarden von de Dütsche Bank harrn würklich nich Abs, Schleyer un Consorten to bestimmen, dor kunnen dat Volk, de Millionen Arbeiter, Angestellten und Husfrauen, über verfügen. Dat geav eenen Sozialismus, dor wull sick de Düvvel den Finger no licken.

Eppendorf is „in“

Us Eppendorp is ougenblicklich jo bannig „in“. Von „Onkel Pö“ bit no de „Wolke“ mookt sik de „Hamborger Szene“ — de gans Vörnehmen seggt natürliche „Szien“ — düchtig breet. Bi us tohus geav dat ouk ne richtige Hamborger Szene, as wi den Breef von us Husweert mit de neege Miete opmooken. Har ik nich mien Hamborger Deern, denn har ik een richtiget „Panik-Orchester“ ingangsett.
Wi Eppendorper sünd mitten „in“, mitten in de Schiet in: Wi hebbt de höchsten Mieten, un for den besonnern „Flair“ in usse Gegend muß du innen Kooploden gliks wat mehr tohlen. De Atmosphäre von us Stadtdeel, het mi mühsmool een Koopmann secht, mookt dat eben allens een beeten dürer. Ik heff jo nix gegen een goede Atmosphäre, bloot dat wi föör den Duft ut de Pizzerias, dat franzeusische Parfüm, dat de schicken Hamborger Deerns achter sik uitbreeden dot, un den Hauch von Vörnehmheit, de an windstille Doog dür de Eppendorper Landstroot weiht, uk noch toutohlen schöht geiht mi eenig towied. Wenn de Preise so wieder in de Höge goht, möt wi bi us mohl fö didke Luft sorgen!

Der Kampfstier hat die Pflicht
sich zu verteidigen
das hellfleischige Kalb muß
ruhen ehe es geschlachtet wird

der Mann hat
Steuern gezahlt und
Rente es lebe
seine Witwe

Die Frau meines gegenwärtigen Chefs

Sie wiegt einhundertundachtzig Pfund
ja
sie wiegt fünfzig Pfund zuviel
fünfundvierzig Pfund Fleisch
und fünf Pfund Schmuck

Anno F. Leven Der Hausbesitzer

Ich wollte gerade mit dem Aufzug
zu mir in den fünften Stock fahren,
als plötzlich zwischen dem zweiten
und dritten Stock der Aufzug stoppte
und wieder nach unten fuhr.

Der Hausbesitzer stand unten
und wollte in seine Wohnung,
die im zweiten Stock liegt.

Es ist zwar noch nie passiert, aber Reinhard wüßte nicht, was er dann sagen sollte.

Er sitzt in der U-Bahn zwischen Eppendorfer Baum und Hoheluftchaussee, und wenn er an der Hoheluftchaussee angekommen ist, fährt er gleich wieder zurück.

Falls ein Kontrolleur mit einsteigt und die Fahrkarte und den Stempel darauf vom Eppendorfer Baum sieht, wird er nicht begreifen, warum Reinhard wieder zurückfährt.

Haben Sie etwas vergessen oder haben Sie sich in der Richtung geirrt? Nein, im Gegenteil, wenn er am Eppendorfer Baum angekommen ist, bleibt er auf dem Bahnhof stehen und wartet auf den nächsten Zug zur Hoheluftchaussee. Reinhard weiß, daß das nicht eingeplant ist auf der Fahrpreistabelle, so etwas kommt normalerweise nicht vor, wie soll er es also dem Beamten erklären, der dastehen würde mit dem Bleistift in der Hand und mißtrauisch die Stirn runzelt. Allmählich würden die anderen Fahrgäste aufmerksam werden, sie starren zu Reinhard hinüber, warten darauf, daß sich herausstellt, die Fahrkarte sei ungültig, und daß der Kontrolleur Maßnahmen ergreift.

Soll Reinhard jetzt noch sagen, daß er häufig zwischen diesen beiden Bahnhöfen hin und her fährt, so oft er nur kann? Am liebsten fährt er abends oder morgens, im Winter auch schon am späten Nachmittag.

Gefällt Ihnen die Strecke so gut?

Reinhard nickt. Die U-Bahn fährt zwischen diesen beiden Stationen nicht durch einen Tunnel oder auf einem ebenerdigen Gleiskörper, sondern hoch über der Straße auf einem eigenen, brückenähnlichen Stahlgerüst. Die Fahrt geht an der Straßenmitte entlang, die Häuser stehen rechts und links dicht an der Strecke, dazwischen jeweils eine Reihe Kastanien.

Reinhard schaut zu den schönen alten Häusern hinüber. Sie sind vier- bis fünfstöckig mit weißem oder grauem Putz.

Die Fassaden werden halb verdeckt von grünen Kastanienkronen, dazwischen sieht man Stuckornamente und schmiedeeiserne Balkons vor großen, hohen Fenstern.

Reinhard wird mit dem Kontrolleur aussteigen und ihm in das Wärterhäuschen folgen müssen.

Der Beamte wird fragen: Und warum gehen Sie dann nicht zu Fuß, unten an der U-Bahn oder an den Vorgärten entlang?

Reinhard will lieber gleich die Strafe zahlen, obwohl ihm das schwerfallen wird. Er ist arbeitslos. Seit seinem Unfall kann er seinen Beruf als Fernfahrer nicht mehr ausüben.

Er sagt nur noch: Es ist doch wegen der Fenster.

Der Beamte würde erstaunt gucken und dann gedehnt sagen:

Ach so . . .

Von der Straße aus kann man das alles nicht so gut sehen. Die Katze auf der Fensterbank neben dem verschnörkelten Messingtelefon, die zufälligen Gesten,

ein erhobener Handrücken, der den Vorbeifahrenden scheinbar zuwinkt. Man sieht den Architekten im dritten Stock nicht in seinem modernen hellen Büro über den Schreibtisch gebeugt und abends nicht die Fernsehapparate in den halbdunklen Räumen.

Die feinen Farbkombinationen von Teppichen und Vorhängen kann man von unten nicht bewundern.

Aber Reinhard kommt es vor allem auf ein einzelnes Fenster an, in einem bestimmten Haus, im ersten Stock.

Wenn die U-Bahn dort vorbeikommt, rückt er auf seinem Sitz nach vorn oder steht auf und geht an die Tür.

Das Fenster kennt er ganz genau, zu allen Tageszeiten, die Möbel, auch wenn sie umgestellt werden, die verschiedenen Lampen, die es in diesem Zimmer gibt. Einmal sah er die Hausfrau im Abendkleid vor dem Theaterbesuch. Oft liegt der Hausherr zeitunglesend auf dem Sofa.

Der Kontrolleur schaut ihn streng an, den großen jungen Mann vor ihm mit dem dichten kurzgeschnittenen Haar und dem knochigen, geröteten Gesicht und schreibt einen Strafzettel aus. Er fragt nach Adresse und Beruf.

Reinhard's Zimmer liegt an der Rückseite eines Hauses an einem Hinterhof. Er geht durch einen Torweg unter den Vorderhäusern hindurch, vorbei an den Mülltonnen.

Vom Hof aus kommt er direkt in sein Zimmer. Wenn es regnet, muß er sein Fahrrad mit hineinnehmen. Wenn die Sonne scheint, sitzt er manchmal auf dem Hof und löst Kreuzworträtsel oder legt ein Puzzle-Spiel zusammen. Autofahren kann er nicht mehr. Früher hatte er eine gute Stelle bei einer kleineren Spedition, Hamburg-Rheinland, vier Tage Pendelverkehr und drei Tage frei. Das ständige Beobachten von Straßen und Verkehr strengt ihn zu sehr an. Auch Entfernung kann er nicht mehr richtig abschätzen. Er bevorzugt die Puzzle-Spiele mit Ansichten von Städten, die er von früher kennt, und ferne Landschaften mit Palmen und einem blauem Meer.

Abends, wenn es spät geworden ist und in den Fenstern an der U-Bahn die Lichter schon wieder ausgehen, geht Reinhard hin und wieder in eine Kneipe in der Nähe des Bahnhofs. Die Tischtücher sind fleckig und die Bierseidel abgegriffen, aber bei ungemütlichem Wetter bindet der Wirt dem Fisch, der über der Theke hängt, einen karierten Wollschal um.

Wenn Reinhard reinkommt, wird er vom Wirt begrüßt.

Er setzt sich meistens allein an einen Tisch.

Später, wenn der Fisch über der Theke langsam schwankt, fühlt er sich wohler. Manchmal setzt sich ein anderer Gast zu ihm, und sie trinken gemeinsam weiter. Reinhard sieht dabei kaum auf, lächelt und nickt mit dem Kopf. Und dann denkt er auf einmal, das ist doch der Kontrolleur aus der U-Bahn, der neben dir sitzt. Er sieht jetzt ganz anders aus, so freundlich. Er ist unrasiert, trägt einen alten Zweireiher, Jacke und Hose von verschiedenen Anzügen. Er versucht, Reinhard auf die Schulter zu klopfen und fragt ihn, ob er Kummer habe. Und als er einen Arm auf den Tisch legt und den Kopf darauf sinken lässt, weiß Reinhard, daß der andere die Geschichte mit dem Fenster jetzt begreifen wird.

Eines Tages kam sein Freund zu ihm, der ist Maler und Anstreicher, und bittet ihn, einen Tag auszuhelfen, ein größeres Projekt außerhalb, dazu reicht das Wochenende nicht aus. Das hab' ich schon öfter mal gemacht, ich bin ganz geschickt und kann eigentlich alles, wozu man die Hände braucht, sagt Reinhard. Kreuz da also auf am Dienstagmorgen im Depot, hol mir das Material und laß mir die Adressen geben.

Ihm gefällt die Arbeit, keine Innenräume und dieser stickige Lackgeruch, sondern Fenster und Fassaden, draußen vom Gerüst aus. Es waren Häuser mit großen, hohen Fenstern. Neben Reinhard präpariert jemand die Außenwände für den Voranstrich. Reinhard soll sich nur um die Fenster kümmern. Ganz oben fängt er an. Ich war richtig vergnügt an dem Morgen, sagt Reinhard, sein Nebenmann hat sich wieder aufgerichtet und hört ihm zu. Es ging mir schnell von der Hand.

Er steigt über ein Balkongitter auf das Gerüst, bearbeitet die Seitenfenster, die hinter einem Vorsprung liegen, dann kommen die unteren Stockwerke. Auf der ersten Etage angelangt, macht er eine Pause, holt sein Brot raus und setzt sich auf die Holzplanke mit dem Rücken zur Hauswand. Schräg über ihm führt die U-Bahnlinie vorbei. Darunter ist gerade Wochenmarkt.

Schließlich ist er fertig, winkt unten noch ein paar Kindern zu, die an einer Würstchenbude stehen, und macht sich wieder an die Arbeit. Er hat ein großes dreiteiliges Fenster vor sich. Als er anfangen will, merkt er, daß der Fensterrahmen nicht geputzt ist, wie es vorher mit dem Hausverwalter abgesprochen war. Ich denke noch, wird ihr wohl zu viel gewesen sein, der Dame des Hauses, kratz und bröckel gleich so an dem alten Lack herum. Dann greif ich zum Pinsel, tauch ihn satt ein, streif ihn ab, gerade so, daß er nicht tropft, aber gut die Farbe hält und zögerte noch einen Augenblick, bevor ich ansetzte, ob ich nicht Bescheid sagen soll wegen der übrigen Fensterrahmen. Dabei stehe ich direkt vor dem Fenster, kann aber kaum etwas vom Zimmer erkennen. Da hätte ich schon sehr dicht herangehen müssen. So wie ich stand, sah ich in der Scheibe die Häuser von gegenüber und die U-Bahnpfeiler, vielleicht auch die Umrisse von Möbeln, ein dunkler Schrank und ein Tisch, aber mehr war unmöglich. Ich stehe nur da, überlege so ein bißchen und will dann den Pinsel ansetzen, vorn schön angeschrägt. In dem Moment, als ich den Arm hebe, kommt plötzlich ein Rasseln auf mich zu, hinter der Scheibe, ein weißer Streifen rauscht von oben herunter, und ich sehe nichts mehr. Ich denke nur noch, laß bloß nicht den Pinsel fallen und bin auch schon weg.

Was ist passiert, fragt der neben Reinhard und ist dabei ganz wach geworden. Reinhard hat bei seiner ruckartigen Bewegung nach hinten das Gleichgewicht verloren und ist ein Stockwerk tief vom Gerüst gestürzt. Als er wieder zu sich kommt, hört er oben die U-Bahn vorbeifahren. Aber nicht über die U-Bahn hat er sich erschreckt, sondern es wurden in dem Zimmer, an dessen Fenster er arbeitete, plötzlich die Jalousien heruntergelassen. Ohne sich selbst bemerkbar zu machen, mit einem einzigen Handgriff, hat jemand dem Mann draußen durch das herabfallende Jalousiengitter die Sicht versperrt.

Und jetzt seh ich in das Fenster hinein, sagt Reinhard, so oft ich will, von der U-Bahn aus, dagegen können die gar nichts machen.

Dem Hauseigentümer ist der Mieter nichts als ein notwendiges Übel, er ist ihm ein Greuel, nachts sitzt er ihm als Nachtmahr auf der Brust, raubt ihm den Atem und treibt ihm den Schweiß auf die Stirn. Der beste Mieter wäre der, der seine Wohnung bezahlt und nie benutzt, denn das Benutzen der Wohnung ist dem Vermieter ein Alpträum. Unerträglich ist ihm der Gedanke an die Abnutzung.

Unentwegt werden da Lichtschalter umgedreht, Türen werden geöffnet und geschlossen, Treppen durch den ständigen Tritt des Mieters, seiner Familie und seiner Besucher abgenutzt. Da werden Fenster geöffnet und geschlossen, und das Hämmern, das aus der Wohnung des Mieters dringt, schmerzt das empfindliche Trommelfell des Vermieters, jeder Dübel, jeder Bolzen und jeder Nagel trifft sein Eigentum, bohrt sich in sein eigenes Fleisch, ist für ihn Martyrium und Qual. Auch rußen die Kamine zu, Wasser läuft unkontrolliert und sinnlos, Rohre setzen Wasserstein an, und schnell altern die elektrischen Leitungen. Schutzlos weiß der Vermieter sein Eigentum dem Mieter preisgegeben, auch wenn aus der Wohnung nichts zu hören ist, auch wenn kein Laut herausdringt, kein Dübeln und Bohren, kein Hämmern und Sägen, kein Singen und Pfeifen, kein Spülen und Föhnen, auch wenn alles ruhig ist, dann ist es dem Vermieter am meisten verdächtig. Dann verursacht ihm die Vorstellung Qual, was alles geschehen mag mit seinem Eigentum, was alles der Mieter damit anstellen mag, wie er es ständig abnutzt, gebraucht, mißbraucht, durch nichts dazu legitimiert, denn nur unzulänglich kann die Miete Entgelt sein, nie kann sie den Schaden wettmachen, die Abnutzung begleichen. Einmal möchte der Vermieter dem Mieter in dessen Mietergesicht hinein die Entrüstung über das nicht im geringsten unterwürfige Gesicht schleudern, und dort im Treppenhaus müßte er hinknien, tief in den Staub, den Kopf gebeugt, dort stände ihm der Fuß des Vermieters im Kreuz, und endlich sähe der Mieter ein, endlich spürte er seine Abhängigkeit, und dies strömte dem Vermieter zu als Kraft und Genugtuung aus dem Körper durch den aufgesetzten Fuß.

Unsere Gesellschaft ist auf dem besten Weg, eine gerechtere Umverteilung und Neugliederung der Eigentumsverhältnisse zu versuchen. Die Anstrengungen auf diesem Gebiet sind erstaunlich und verblüffen auch die größten Skeptiker. Die Zeiten scheinen endgültig der Vergangenheit anzugehören, daß diejenigen, die Kapital besitzen, immer mehr daraus machen, ohne die zu beteiligen, die ihnen dazu verhelfen.

Um diesen untragbaren Zustand zu ändern, wurde schon vor einiger Zeit das sogenannte Dreihundertzölfmark-Gesetz verabschiedet. Damit war es dem Arbeitnehmer erstmals im größeren Stil möglich, Vermögen anzuschaffen, um das Vermögensgefälle in unserem Lande endlich auf ein erträgliches Maß zu reduzieren. Denn dieses Gesetz erlaubt es dem Arbeitnehmer, einen kleinen Teil seines Einkommens monatlich auf die Seite zu legen, wenn es ihm durch Konsumverzicht gelingt. Dafür erhält er dann eine Prämie, die zusammen mit dem Angesparten im Jahre die eindrucksvolle Summe von dreihundertzölf Mark ausmacht. In zehn Jahren kann er also die noch eindrucksvollere Summe von über dreitausend Mark ansparen. Damit ist zum Beispiel die Beerdigung des Ernährers der Familie zumindest sichergestellt.

Doch damit nicht genug. Nach den neuen Gesetzen ist es dem Arbeitnehmer nun möglich, immer vorausgesetzt, er ist sparwillig, in einem Jahr mit staatlicher Unterstützung sechshundertvierundzwanzig Mark anzusparen. Sollte der Arbeitnehmer allerdings nicht in der Lage sein, von seinem Einkommen den erforderlichen Sparbetrag abzuzweigen, dann zeigt er damit eindeutig seine mangelnde Bereitschaft zum Konsumverzicht und zur Vermögensbildung. Dem sparsamen, konsumverzichtenden Arbeitnehmer dagegen wird in zehn Jahren die Summe von über sechstausend Mark zustehen. Damit ist die Finanzierung seines nächsten Mittelklassewagens gesichert.

Ganz gewiß wird dieses Sechshundertvierundzwanzigmark-Gesetz nur der Anfang einer Umverteilung des Vermögens in unserem Lande sein können. Doch der erste große Schritt in diese Richtung ist getan, und die weitere Entwicklung bis zu einer gänzlichen Neuverteilung des Vermögens wird nicht mehr aufzuhalten sein. Bestimmt wird in absehbarer Zeit das Achthundertsiechsunddreißig und in nicht ferner Zukunft das Zwölfhundertachtundvierzigmark-Gesetz die Ungerechtigkeiten in der Vermögensverteilung endgültig beseitigen.

Rigo Ros Der Milchkrieg

(Auszug)

In den letzten Jahren wehrten sich bayerische Bauern in gemeinsamer Aktion gegen das Preisdiktat eines Milchverwertungs-Konzerns, das ihre Existenz bedrohte.

Franz Waldhör kam aus Böhmen. Er fing nach der Währungsreform neunzehnhundertachtundvierzig als Hilfsarbeiter an.

Die Mutter hatte der Schlag weggerafft, der Vater kam seit dem Vierzehnerkrieg nicht mehr ohne Krückstock aus.

Franz war Jahrgang zweizwanzig. Zu der Zeit, als er nach neunzehnhundertfünfundvierzig wieder zur Wehrerfassung aufgerufen wurde, meinte er, sich recht an Adenauer zu erinnern: Er täte sich schämen, wenn er ein deutscher Soldat gewesen wäre. Oder an Strauß: Wer noch einmal ein Gewehr für einen Angriffskrieg in die Hand nimmt, dem soll die Hand abfaulen. So ungefähr.

Da kommen die und möchten uns nehmen. Bin einmal hineingetappt. Da sei ich mich ab, hab ich mir vorgenommen. Auf alle Fälle.

Schließlich war er kein Weltfremdling.

Für Geländekunde jedenfalls sah er fruchtbare Möglichkeiten:

Achtundvierzig Stunden Arbeit die Woche, noch keinen eigenen Ofen, nach Feierabend weiter gerackert und immer eisern gespart. Heirat, Umschulung auf Landwirtschaft — wenn einer keine Praxis hat, aufs Geratewohl braucht er erst gar nicht anfangen —, Pacht eines kleinen Hofes mit zwanzig Tagwerk.

Als es die Waldhörs von fünf auf zehn Stück Vieh gebracht und noch zugepachtet hatten, kam ihnen das damals schon viel vor. Sie nannten das „sich in die Höh wurschteln“. Das war noch zu der Zeit, als sie glaubten, aus kleinen Herren könnten große werden, wenn sie nur Fachkenntnisse haben, fleißig und intelligent sind und Geld leihen können. Jeder für sich.

Bald riskierten sie den großen Sprung, verkauften und übernahmen mit hunderttausend Mark Schulden in Niederbayern den Krennleitnerhof, mit ihm den holzgeschnittenen Bibelspruch in der Wohnstube: Der Herr ist mein Hirte. An nichts wird mir mangeln.

Franz war nicht nur im Maschinenring. Auch für die Kommunalpolitik seiner Gemeinde bis hinauf hatte er sich interessiert.

Was hab ich erreicht, überall. Aber nicht daß Du meinst, daß da . . . Geschimpft haben sie über mich wie die Teufel. Auf der ganzen Ebene. Heute, da haben die anderen, die geschimpft haben, die Bergstraßen bis zur Haustür, und ich hab noch gezeichnet dafür, daß meine zusammengerissen worden ist.

Was er hinter sich hatte, empfand er als einen enormen Lebenskampf, der ihn nicht hat zerreißen können. Manchmal, wenn ihn neben der Arbeitsüberlastung die Ungewißheit über die Zukunft seiner Familie, seines Hofes, die Angst vor dem Ruin wie ein Herzinfarkt ansprang, fühlte er, „ich hab für nix mehr Interesse“. Es erging ihm dann immer wieder so, wie es die alte Bauernregel sagt: Der

Rigo Ros: Der Milchkrieg

Nebel kommt nach hundert Tag als Niederschlag. Hier hielt sich die Natur mit Schnee und Regen daran, war er dann unterwegs, um irgendetwas, an dem sich die meisten nur mehr aus Gewohnheit rieben, aus dem Weg zu räumen. Rief einer um elf in der Nacht bei ihm an und er war noch nicht zurück, hieß es wohl, der narrische Teufel, der will's ja nicht anders.

In der Gegend, in der es tatsächlich viel Nebel hatte, in der man nicht erst seit jenen Tagen zu zwei Dritteln die Christlich Soziale Union wählte, und in der hauptsächlich Hafer, Weizen und Mais angebaut wurde, Roggen weniger, war die Lage nicht nur für diesen Anbau, sondern auch für die Milchwirtschaft ideal.

Sorgen machte ihm und den meisten Milchbauern die BAMVAG, die Bayerische Alpenmilch-Verwertungs-Aktiengesellschaft, eine Tochtergesellschaft des zweitgrößten Nahrungsmittelkonzerns mit zweihundertacht Fabriken in allen fünf Erdteilen. Allein in Europa wurden eine Million Kühe für diesen Konzern gemolken, einhunderttausend Bauern der verschiedenen Länder waren vertraglich an ihn gekettet. So war auch die Tochter, die BAMVAG, eine dominierende Macht. Sie diktierte den Preis in ihrem Einzugsgebiet von fünf Landkreisen mit sechzigtausend Milchkühen. Der Milchliefer- und Milchabnahmevertrag sprach einen angemessenen Preis. Das Amt für landwirtschaftliche Marktordnung schlug dem Bayerischen Staatsministerium für Wirtschaft und Verkehr monatlich einen unverbindlichen Richtpreis vor. Der wurde nicht unterschritten. Die BAMVAG zahlte darüber hinaus einen halben Pfennig Qualitätszuschlag. Was sie mit dem Rohstoff Milch machte, betrachtete sie als ihr Verdienst, und den Bauern als Milchlieferanten war jeder Anspruch verwehrt, daran teilzuhaben. Ehrenurkunden der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft für die Erzeugung von Qualitätsmilch waren das Höchste, was — auf ihre Empfehlung — vergeben wurde . . .

Im Verhältnis zu den steigenden Erzeugerkosten blieb der von der BAMVAG ausbezahlte Erzeugerpreis immer weiter zurück, korrekt laut Richtpreis. Wer wollte da den böswilligen Gedanken wagen, sie, die BAMVAG, manipuliere das Einkommen der Bauern? Das mit der Teuerung ging schon seit den fünfziger Jahren, lange genug, sich daran zu gewöhnen. . .

Früher war es für Franz keine Frage, daß er einer von den Selbständigen wäre, daß er zum Mittelstand zählte. Wenn er jetzt mit Bleistift und Papier umging, kam für die Milch immer wieder heraus, daß ihm nicht einmal ein Viertel oder ein Drittel des Lohnes blieb, den ein Hilfsarbeiter beim Hochbau bezahlt bekommt. Es war schon eher ein Heimarbeiterlohn.

Die Zeit, als mancher Bauer auf die Arbeiter als die Besitzlosen herabschaute, lag schon Jahrzehnte zurück. So formte sich eine Frage auch für Franz, und sie blieb da wie der Boden, auf den er seinen nächsten Schritt setzen mußte:

Wer melkt wen?

Da war ein gewisser Zähler, ein pensionierter Fabrikant, beim Frühschoppen. Der hatte seinen Betrieb seit fünf Jahren verpachtet. Seine Eltern hatten einen kleinen Bauernhof. Der Zähler hat gesehen, daß der Milchpreis ungerecht ist. Für den waren wir genauso Unternehmer wie er einer war. Aber was hilft's: Wo du nicht bist Herr Jesus Christ — Jedenfalls hat er seinen Ruhestand vertauscht, hat sich uns zur Verfügung gestellt. Ein aufreibendes Geschäft.

Da haben sie sich als vorbereitendes Aktionskomitee gegründet, sind von Oberbayern, von der Aschauer Gegend her, runter gekommen zu unseren Ortsbäuerinnen vom Bayerischen Bauernverband! Von denen kommt einer her zu mir. „Du fährst mit“, sagt er, „heut ist eine Versammlung. Da mußt du mit. Weil du da herunteren bekannt bist als Milchbauer.“

Der Direktor Wittmann und zwei Außendienstler von der BAMVAG, die wollten auf unserer Versammlung gut anfangen, von wegen Jahrzehnte bestehender befriedigender Partnerschaft. Und wir werden dabei ärmer und ärmer. Ob die Aktion nützt, läßt sich mit einem Nein beantworten, haben die aufgetrumpft. Die Weichen müßten in Brüssel gestellt werden. Nützen könnten da nur staatliche oder überstaatliche Maßnahmen. Der Angelpunkt ist nicht hier, sondern eben in Brüssel auf der Ebene der EWG-Kommission über die gemeinsame Agrarpolitik. Und nur mit dem Bauernminister in Bonn und dem Bauernverband. — Haben die uns verschaukeln wollen! Die haben genau gewußt, für Brüssel geben die Belgier keine Genehmigung für eine Demonstration, weil die französischen Bauern bei ihrem letzten Besuch alles kurz und klein geschlagen haben. Uns haben sie erzählen und weismachen wollen, unsere Aktion sei verfehlt in ihrer Zielrichtung gegen die BAMVAG. Ein vorbereitendes Aktionskomitee kann die Situation nicht verändern und hat für sie keine Bedeutung. Die Aktion würde sowieso verpuffen. Hat uns der Direktor Wittmann erklären wollen, er würde uns auch lieber einen höheren Milchpreis zahlen als neunundzwanzigkommafünf Millionen Mark Steuern an das Finanzamt abführen. Der hält uns für Esel. Das weiß bei uns nicht bloß jeder Handelsschüler, daß höhere Ausgaben für Rohstoffe den Gewinn und damit die Steuern schmälern.

Zu Anfang des Frühlingsmonats sprang der Winter mit der tiefsten Kälte, dem dichtesten Schneetreiben und der höchsten Schneemenge seit Jahren auf die Alpen und in ihre nördlichen Niederungen.

In Burghausen am Inn spannte der letzte rüstige Pferde-Fuhrunternehmer seinen zwanzigjährigen Wallach Hansi und die fünfzehnjährige Stute Fanny vor den Schneepflug, hielt sich in diesen Tagen ab fünf Uhr morgens bereit, um auf schwer zugänglichen Wegen den Schnee zu räumen. Von findigen Fotoreportern in die Zeitung gebracht, belebte er mit seinem Bild die Idylle-Vorstellungen der Städter von einer romantischen Lebensweise auf dem Lande. Das Bild der kommunalen Arbeiter, die mit ihren Motor-Pferdestärken alles andere erledigten, fehlte.

Wenige Tage zuvor demonstrierten an die sechzigtausend Bauern in Bonn für eine Besserung ihrer Lebensverhältnisse. Aus Bayern waren nur vier Omnibusse organisiert. Der DBV-Präsident ließ den Dampf ab: Um durchschnittlich zehn Prozent müßten die Erzeugerpreise der Bauern erhöht werden.

Für die Milchbauern in Nieder- und Oberbayern blieb die Milchpreisfrage ungelöst. Von dem Sprecher ihrer Aktion, Zähler, hörten sie: „Unsere Forderung von sechsundvierzig Pfennigen ist realistisch. Wenn man sich die Bilanz und die Gewinn- und Verlustrechnung der BAMVAG ansieht, kann man das direkt herauslesen. Es könnten dann immer noch siebenkommamacht Millionen an die Aktionäre ausgeschüttet werden.“

Bis nach Gervais, Meggle, Bauer, Salmanskirchen und Waging, alles von der BAMVAG weiter entfernt gelegene Milcheinzugsgebiete, leuchteten die Bauern in hunderten kleinen und etlichen großen Aufklärungs-Versammlungen und Kundgebungen der Sache ins Nest und gründeten viele Ortskomitees der *Aktion Gerechter Milchpreis*. Die jeweils reservierten Tische für die Herren des Vorstands der BAMVAG und ihre Juristen aus München blieben leer.

Es verging aber auch kaum ein Kreisbauerntag oder eine BBV-Ortsmännerversammlung, ob in Traunstein, Laufen, Berchtesgaden, Altötting, Mühldorf oder in anderen Orten, teils in großen Gasthof-Sälen, teils in Festzelten oder in Tierzuchthallen, bei denen nicht die Forderung der *Aktion Gerechter Milchpreis* diskutiert wurde. Die Milchrechnung ging nicht auf...

Die Aktion mobilisierte ihre ganze Kraft, die sie in dieser Zeit aufzubringen vermochte.

In Teising sind wir zusammengekommen. Jede Woche. Um sieben auf die Nacht hab ich noch Mais gehäckselt, draußen. Um halbacht war ich schon dort. Vierzehn Versammlungen hab ich gehalten, jede Woche eine, manchmal zwei. Ich hab meine Leut da kennengelernt, und ich kann klipp und klar sagen, die Leut sind von oben verdummt worden, daß es nimmer ärger geht. Und wir vom Komitee? Geld kriegt man sowieso nicht. Aber ich hab mir anhören müssen, daß ich mich dabei bereichert hätte. Vielleicht, weil ich mein Benzin und alles selber gezahlt hab? Da ist's nicht leicht, daß man durchsteht.

So ist das hingegangen, ein halbes Jahr lang. Das war eine enorme Belastung. Wie's angefangen hat, wollten wir den Bauernverband einschalten. Der hat net gick und net gack gesagt. Einmal haben wir ein Wort dafür gehabt, einmal wieder dagegen. Da haben wir einige Auseinandersetzungen gehabt mit ihnen droben in München. Geheim. Die haben immer geglaubt, sie hätten den richtigen Faden und wir den verkehrten, wir machen Spaß. Da waren wir beim Freiherrn von Teich, beim BBV-Präsident. Alle zehn. Da ist der reingekommen: „Ja, es ist so rubig, es ist so rubig. Ihr müßt lauter werden...“ Wir werden schon sehen, ob wir lauter werden müssen oder nicht, haben wir gesagt. Anschließend sind wir dann lauter geworden. Und auch er hat gebrüllt wie ein Stier. Da ist es ihm anscheinend laut genug gewesen. Wir haben ihm vorgehalten, daß das unser Verband ist, der Bauernverband, daß sie uns unterstützen sollen, daß wir einfach keine Hilfe kriegen und sie uns in Wirklichkeit sabotieren. Wir haben angedroht, wir zahlen keinen Beitrag nimmer, das ganze Gebiet, das der Aktion angehört, tritt vom Bauernverband aus. Wir gründen einen neuen Verband. Und er hat geschrien: „Ihr könnt tun was Ihr wollt! Wenn Ihr die Beiträge nicht zahlt, seid Ihr gestrichen!“ Wir haben gesagt, keine Mark wird gezahlt, bevor wir nicht wissen, was sie tun. Und der hat uns einen wilden Haufen genannt.

Wir hatten schon Verbindung aufgenommen mit dem Oberland. Die haben uns auch finanziell unterstützt. Dann haben wir Verbindung aufgenommen mit Nürnberg draußen. Die waren ja noch schlechter dran. Und das wäre immer weiter gegangen. In Niederbayern haben uns verschiedene Molkereien schön langsam Spenden gegeben. Wir hätten eine COPA gegründet, eine Kooperation, über die ganze EWG hinweg, mit Holland.

Zwei Tage drauf, wie sie dann gesehen haben, daß die Beiträge aufs Sperrkonto sind, daß alles ernst ist, daß auch das Oberland mitmacht, da haben sie Angst gekriegt, haben eingesehen, daß sie einen Rückzieher machen müssen, haben angerufen. Sie kommen runter. Ein Mittwoch war's. Die Wirtschaft außerhalb von Teising an der Straße nach Mettenham, wo die Kühlerschweißerei ist, die hat da immer geschlossen gehabt. Da waren wir allein beieinander, drei vom Bauerverband und wir. Da ist scharf geschossen worden. Das Spiel hat sich zwei, drei Mal wiederholt. Schließlich haben sie gemerkt, wir sind keine Wachsfiguren. Für November standen Wahlen im BBV bevor. So viel Stimmen haben die doch nicht zum Verschenken gehabt. Der BBV-Präsident ist zugleich Landtagsabgeordneter der CSU. Darin liegt die Schwierigkeit, uns zu vertreten gegenüber seiner eigenen Fraktion.

In der Presse ist dann nur verlautet worden, zwischen unserem Anwalt und dem BBV-Präsidenten war ein Gespräch, die juristischen Bedenken gegen die Anwaltsvollmacht der Milchbauern konnten aus der Welt geschaffen werden.

Die Aktion Gerechter Milchpreis bekam großen Zulauf. Was erst ein kleines Komitee war, wurde zu einer nicht mehr zu übersehenden Bewegung. Nicht nur der große Saal des Gasthofes Zehent in Teising war mit über neuhundert erregten Bauern brechend voll. Es waren auch alle übrigen Lokalitäten des geräumigen Hauses besetzt von Bauern aus den Kreisen Mühldorf, Altötting und aus Niederbayern, die bereit waren zu kämpfen . . .

In unserem Milcheinzugsgebiet haben wir sechzig- bis siebzigtausend Milchkühe. Fünftausend von sechstausend Bauern haben ihre Kuhmark für fünfzigtausend Kühe gezeichnet und die Anwaltsvollmacht dazu. Fünftausend Mark Kampfbeitrag, das war eine große Solidarität!

Die Presse, der Rundfunk berichteten jetzt mehr.

Fünftausend Milchkühe aus dem Einzugsgebiet der Landkreise Mühldorf, Altötting, Traunstein, Pfarrkirchen und Eggenfelden, das waren von einer Million Kühe, die für den Konzern in ganz Europa gemolken wurden, fünf Prozent. Die BAMVAG fand immer wieder eine Gelegenheit, die Zweifel der Bauern in ihre eigene Kraft anzureizen, so zu diesem Zeitpunkt, als sie in einer Stellungnahme erklärte, daß durch die Aktion Gerechter Milchpreis „die Situation in unserer heimischen Landwirtschaft nicht verändert werden kann“.

Und was war vom BBV, so wie er sich in seiner praktischen Arbeit jüngst gezeigt hatte, wirklich zu erwarten? Würde seine Führungsspitze nur dann nachziehen, wenn durch immer noch längeres Verharren auf überholten Standpunkten seine eigenen Positionen ins Wanken kamen? War diese Führungsspitze, wie Franz sagte, „ein Kompaß mit verbogener Nadel?“

In der Zeit, als erste Verhandlungen zwischen dem Aktionskomitee, der Spitzes des BBV und der BAMVAG zustande kamen, veröffentlichte das Bundeswirtschafts- und Finanzministerium eine Steigerung des Preisindex für die Lebenshaltung aller privaten Haushalte um fünf Prozent gegenüber dem gleichen Zeitraum des Vorjahres und eine Arbeitslosenquote, die dem rückblickenden Betrachter gegenüber späteren Daten nur dann als relativ harmlos erscheinen kann, wenn er das Recht auf Arbeit nicht so ernst nimmt.

Bei den Verhandlungen, da sind die gestockt, und da haben wir nachgeholfen durch eine Demonstration. Die Kinder haben mitgeholfen, die Transparente zu malen. Um zehn sind wir losgefahren.

Man hätte glauben können, von der B 12 direkt auf einen Fabrikhof zu fahren, wenn das Ortseingangsschild nicht gewesen wäre. Rechts und links Werkhallen und Lastwagenpulks, Reklameflächen. Neubauhallen und Gerüste und Baukräne zeigten an, was außer den achtzehn Prozent Dividende noch alles erarbeitet worden sein mußte. Die einhundertfünfzig Dorfeinwohner von Greiling fielen in diesem Werkskomplex mit seinen zwölfhundert Beschäftigten nicht mehr auf, wenn man sich nicht doch die Zeit nahm und genau in die Gesichter sah und dann die Unterschiede merkte, gezeichnet von der harten Arbeit in Feld und Stall, gezeichnet von den Krallen des Konzerns.

Also, wenn man dabei war — innerhalb einer Minute sind wir aufgefahrene — es war das ganze Werk belagert. Von jeder Straßenseite sind Hunderte auf Schleppern auf einen Schlag zusammengekommen. Sechs- bis siebenhundert. Bayern 3 hat x-mal gebracht, daß wegen der Demonstration die B 12 bei Greiling blockiert ist und daß umgeleitet werden muß. Ein Lastzugfahrer aus Hamburg wollte da durchfahren, wollte aufdrehen. Wenn nicht gleich die Polizei dagewesen wäre, den Mann hätten wir rausgezogen.

Ein Bauer fährt dort in die Vorfahrtstraße rein, will umdrehen, hat auch die Vorfahrt beachtet. Dabei ist er im Kriegsgang gefahren. Daraufhin stoppt ihn der Polizist. Er soll schneller fahren. Der Bauer sagt, „der geht net schneller, steig selber rau“, geht runter und läßt den Schlepper stehen. Der Polizist nimmt ihm den Führerschein ab und fordert ihn auf, weiter zu fahren. Sagt der Bauer, „ohne Führerschein fahr i net“. Da waren die umringt von einem Haufen von uns. Der hat gleich den Führerschein zurückgegeben und ist ab.

Das Werkstor war zu und der Schlagbaum dahinter, alles verrammelt. Die haben gemeint, wir stürmen das Werk. „Bereitschaftspolizei hinten im Schuppen, Wasserwerfer“, lauter solche Parolen sind in Umlauf gekommen. Wir haben nichts gesehen.

Einige haben Kühe dabei gehabt, eine mit einer großen Aufschrift an den Hörnern: „Da habt's die Kuh; zeut's es euch selber, wenn's für d'Müli nix hergeht's!“

Einer anderen haben sie ein großes weißes Laken übergelegt. Auf der einen Seite stand:

„Vor meinem Tod, ihr müßt verstehn,
will ich noch mal meinen Ausbenter sehn“

Auf der anderen stand:

„Für Euch viel Gewinn,
für uns wenig Preis“

Auf den Werksdirektor waren die meisten besonders scharf. Den wollten wir auch sprechen. Auf Spruchbändern war geschrieben:

„Wittmann ist Millionär.“

Wir wollen für die Milch jetzt mehr!“

Oder:

„Wittmann als Boß“

sitzt auf dem hohen Roß.

Wie lange noch?“

Auf einer großen Tafel war ein ganzer Text:

„Wittmann komm heraus aus deinen Mauern,
sag die Wahrheit allen Bauern.

Bist du zu verhandeln nicht bereit
kommt für dich eine schlechte Zeit.“

Dann kam ein Sprechchor auf:

„Wittmann wollen wir haben! Wittmann soll rauskommen! Wittmann rraus!“

Und natürlich das Transparent:

„Aktion Gerechter Milchpreis“

Und eine schwarze Fahne mit weißem Pflug und rotem Schwert. Die hatten wir noch von früher. Die grüne Faust auf dem Tuch war neu, und das Ganze an einer Stange mit einer Sense über allem.

Die Angestellten und die Arbeiter vom Werk haben sich passiv verhalten, sind herumgestanden, haben von den Fenstern aus beobachtet. Wenn wir mittun mit euch, haben die sich gesagt, dann verlieren wir unseren Arbeitsplatz. An die siebenhundert von ihnen sind es, die eine kleine Landwirtschaft haben oder als Halbtagslandwirte arbeiten, für die Sammelstellen und so. Bei denen ist Mittag um zwölf Schluss. Ein anderer geht ja nicht hin, der verdient ja zu wenig. Dafür sind Bauern ideal oder Wittfrauen, die eine Rente kriegen.

Mit dem Betriebsrat haben wir keinen Kontakt gehabt. Den Werksdirektor wollten wir sprechen. Wir haben so ein Gremium, so eine Delegation von drei Mann zusammengestellt. Der hat sich nicht bereit erklärt, daß er mit uns Bauern redet. Wie nix voreinander gegangen ist, da sind unsere Leut heiß geworden, richtig narrisch, wie das eine Zeit lang angestanden ist. Sie sind hin ans Tor und haben einen Schlepper angehängt. Da wären die losgegangen. Der Bauer, der den Streik bei der Polizei angemeldet hat und mit seinem Vermögen haften hat müssen, hat über Megaphon bekanntgegeben, wenn die sich jetzt in kürzester Zeit nicht zu einem Gespräch bereit erklären und die Delegierten nicht reinlassen, dann kann er keine Garantie mehr übernehmen.

Die drei haben daraufhin mit dem Werksdirektor verhandelt und ein Ultimatum, eine Frist von drei Monaten gestellt, sich zu entscheiden für einen besseren Vertrag.

Hinterher haben wir gehört, die Werksarbeiter wären mit Kabelstücken ausgerüstet worden, daß sie was zum Zudreschen hätten, wenn wir in das Werk eindringen. Aber ich hab keinen damit gesehen.

Im Kurhaus von Bad Aibling, dessen Saal tausend Besucher fassen konnte, war kein Sitzplatz mehr zu finden, als Milchbauern aus vielen oberbayerischen Landkreisen der Einladung der Aktion gefolgt waren. Zähler, der Sprecher des Aktionskomitees, sagte: „Seit Februar bis November ist der Richtpreis von dreiunddreißigkommasieben auf siebenunddreißigkommafünf Pfennige gestiegen. Der Qualitätszuschlag ist bei den meisten Molkereien von nullkommafünf auf einen Pfennig angehoben worden. Es gibt aber auch Molkereien, die zahlen über dem Richtpreis. Ich glaube, daß diese Molkereien das kaum getan hätten — bitte, es war sicher ein großes Verdienst des Lieferantenausschusses, der dort verhandelt

hat — wenn nicht im Hintergrund die Unruhe unter den Bauern gewesen wäre. Mit diesen insgesamt vierkommafünf Pfennigen Erhöhung ist nicht viel erreicht, und nicht alles ist auf das Konto unserer Aktion zurückzuführen. Aber zwei Molkereidirektoren haben mir gesagt, ohne unsere Aktion wäre der Milchpreis wenigstens um einskommafünf bis einskommaacht Pfennige niedriger als er heute ausbezahlt wird. Er ist — meine ich — trotzdem noch hundsmiserabel.

Noch wichtiger ist die heilsame Unruhe bei den Milcherzeugern. Von Berchtesgaden bis Flensburg, vom Bayerischen Wald bis zum Saargebiet spricht man, jedenfalls bei den Bauern, heute von diesem Milchkrieg. Das ist — glaube ich — die Keimzelle dafür, daß wir weiterkommen.

Fast allerorts ist es uns gelungen, die meisten Kreisobmänner des BBV von der Berechtigung unserer Forderungen zu überzeugen. Ihre Mitarbeit hat unserer Aktion viel geholfen. Ihnen gehört der Dank . . .“

Danach stieg der Anwalt der Aktion gleich voll ein:

„Ich habe keinen Auftrag, gegen den Bauernverband zu operieren. Ich würde ein solches Mandat auch nicht annehmen, weil ich den Bauernverband als Organisation der Bauern begrüße. Es wäre ja geradezu ein Wahnsinn, eine Standesvertretung der Bauern zu bekämpfen, wenn man ihnen helfen will. Der umgekehrte Weg ist richtig. Wir müssen immer wieder versuchen, den Bauernverband dazu zu bringen, daß er die Forderungen der Bauern zu seinen eigenen macht . . .“

Es stimmt, wenn Herr Zähler berichtet, überall spricht man von unserer Aktion. Ich habe mich im Zuge meiner Arbeiten im Milchforschungsinstitut in Kiel umgetan und auch in Flensburg recherchiert. Dort hat man genau Bescheid gewußt und gesagt: „Wir schauen voll Interesse auf das, was sich bei Ihnen vollzieht . . .“

Er kam auf die erreichte konkrete Situation der Auseinandersetzung mit der BAMVAG zu sprechen: „Wer die Sendung im Bayerischen Landfunk gehört hat, in der es geheißen hat, ‚was wollen die Bauern? Das ist ja ein lokal begrenzter Krieg‘ — und wer herausgehört hat, was man sich bei der BAMVAG denkt: ‚Wir sind einfach stur. Wir nehmen die Genossenschaftspreise als richtpreisbildende Kraft, die Genossenschaften leisten schon Vorschub und drehen auch den Hahn ein bißchen zu, wenn es die Situation der BAMVAG erfordert. Im übrigen paktiert sie mit jedem, der nicht konsequent die Bauern unterstützt — Uns kann doch nichts passieren —‘ der weiß: Erst wenn alle Milcherzeuger wach werden und erkennen, welchen wertvollen Rohstoff sie schaffen, den sie nicht einfach brav abliefern dürfen, sondern den sie wie ihre Arbeitskraft verkaufen müssen, erst wenn die Milcherzeuger nach dem alten Grundsatz ‚Einigkeit macht stark‘ — der hier Schicksalkraft hat — handeln und eine geschlossene Front, zunächst auch in Oberbayern und dann in der ganzen Bundesrepublik bilden, dann werden alle die Mühen nicht umsonst sein . . .“

Zur selben Zeit fanden von der Oberpfalz bis Oberbayern Versammlungen der DKP statt, zu denen sie Bauern aus der DDR, Mitglieder landwirtschaftlicher Produktionsgenossenschaften, für die Aussprachen gewonnen hatte. Die DDR-Bauern wollten Verständnis für ihre LPG's wecken. Ihre Themen lauteten: „Von der Bodenreform bis zur LPG“, „Warum bildeten die Bauern Produktionsgenossenschaften?“, „Wie sieht eine LPG aus?“, „Welche Rechte haben die Mitglieder?“, „Wo steht die DDR-Landwirtschaft heute?“, „Wie lebt die Bäuerin?“, „Wie hat

die LPG das Dorf verändert‘ und ‚Wie geht es weiter?‘ Dazu wurden Farbdias vorgeführt.

In keinem der Gasthäuser zwischen der Maxhütte in Sulzbach-Rosenberg und dem Isengäu ging es dabei so turbulent zu wie in dem von Oberbuch.

Für den Uneingeweihten schien es nicht mit rechten Dingen zugegangen zu sein, als die Bauern für diese kleine Gemeinde in so sensationell großer Zahl kamen. Die vom Südbayerischen Bauern-Ausschuß der DKP leisteten sich den Luxus einer einzigen Meinung. Dieter Scheringer gab ihre Stellungnahme zum Milchkrieg ab:

„... Spätestens jetzt ist es klar geworden: Die Bauern sind in einen Zwei-Fronten-Kampf geraten, einmal gegen die BAMVAG als Tochtergesellschaft des zweitgrößten Nahrungsmittelkonzerns, und zum zweiten gegen den Bayerischen Bauernverband. Das ist nicht gut. Der Bauernverband ist die Berufsorganisation, von der auch die Milcherzeuger vertreten werden müssten. Der Konzern ist ihr Gegner. Leider hört die Führung des BBV mehr auf die Konzerne als auf die Bauern, sonst hätte die Verbandsführung die Sache der *Aktion Gerechter Milchpreis* längst zur Sache des ganzen Bauernverbandes gemacht, statt ständig zu ‚versagen‘. Aber deshalb sollte man doch nicht gegen den Bauernverband als solchen kämpfen oder gar antreten. Die Führung des Verbandes gehört geändert, darauf kommt es an, und zwar nicht nur im Milch- und Futterreferat. Mit einem Freiherrn von Teich und anderen auf das Großkapital eingeschworenen Herren geht das nicht. Sie machen alles mit: den Strukturwandel bis zur Abschaffung von bisher dreihunderttausend bayerischen Bauernbetrieben, die Brachlegung von landwirtschaftlichen Nutzflächen, alle Varianten der EWG-Politik und besonders eben das hinterhältige Spiel der Nahrungsmittelkonzerne gegen die Bauern. Deshalb gehören an die Spitze des Bauernverbandes keine Großgrundbesitzer und willfährigen Parteigänger der CSU, sondern kämpferische Bauern, bei denen es keine Verbindung zum Großkapital gibt. Auch die Arbeiter dulden an der Spitze ihrer Gewerkschaften keine Vertreter, die mit den Konzernen zusammenspinnen.“

Was für die Arbeiter im Lohnkampf der Streik ist, das könnte bei den Bauern in der *Aktion Gerechter Milchpreis* die Großdemonstration auf allen Straßen sein. Der Milcherzeugerpreis ist ein Skandal. Jetzt im Winter hätten wir Zeit, den Verkehr einmal lahmzulegen, wie die Metallarbeiter in Württemberg die Produktion lahmgelegt haben. Aber wie das eine die Gewerkschaft organisiert hat, müßte das andere der Bauernverband organisieren. Ein einziger Tag würde schon genügen, so stark sind wir bei geschlossenem Auftreten. Wir bezahlen alle unseren Beitrag. Es müßte also auch der Kampffonds da sein. Das ist unsere Meinung als Bauern.

Als Kommunisten haben wir schon immer auf die notwendige Verbindung zu den Verbrauchern, besonders zu den Arbeitern, hingewiesen. Die *Aktion Gerechter Milchpreis* — selbst wenn der Bauernverband sie so unterstützt, wie er sie unterstützen müßte, ist gegenüber einem Konzern, der die halbe EWG beherrscht, reichlich schwach. Die Bauern brauchen die Solidarität mit den Verbrauchern. Was die BAMVAG zusammenbraut und zusammenmixt, ist als Konsumware viel zu teuer. Die hohen Gewinne werden also auf Kosten von Erzeu-

gern und Verbrauchern, auf Kosten von Bauern und Arbeitern, erzielt. Deshalb müßten die Bauernverbandsführung und die Gewerkschaftsführung zu gemeinsamen Aktionen gegen die Nahrungsmittelkonzerne veranlaßt werden ...

Um die Aktion wirklich breit genug zu machen, müßten internationale Verbindungen hergestellt werden. Das geht aber nur mit der internationalen Arbeiterbewegung und nicht gegen sie.

Wir Kommunisten waren die ersten, die in der ganzen Bundesrepublik und auf internationaler Ebene auf den Greilinger Milchkrieg orientiert haben — bestimmt nicht zum Schaden der Bauern. Deshalb gibt es auch keinen Grund zum Kompromiß. Der Kampf gegen den Konzern geht weiter, auf allen Ebenen. Der Gegner müßte erst noch gefunden werden, der der vereinigten Kraft von Bauern und Arbeitern widerstehen könnte.“

Die Mühldorfer Tierzuchthalle, mit mehr als viertausend Bauern überfüllt, war rauchgeschwängert. Aus allen Winkeln des Isengäus und aus dem Oberland waren die Landwirte gekommen.

Pfiffe und Sirenengeheul empfingen den Präsidenten des BBV, Freiherrn von Teich, und signalisierten den Unmut.

Der BBV-Präsident sprach von seiner Tätigkeit, bei der er sich „bis zur höchsten Stufe der internationalen Währungs-, Wirtschafts- und Außenpolitik im Bereich der EWG“ kümmern müsse, damit „wir als Bauern und wir als Milcherzeuger“ mitreden können:

„Das muß Ihnen völlig klar sein. Und wenn ich es Ihnen nicht klar machen konnte, dann tut es mir leid, weil Sie es dann an Ihrem eigenen Leib oder an Ihrer eigenen Arbeit zu spüren bekommen.“

Stimmengewirr zeigte von der Erregung der Bauern, weil ihr eigener Präsident so mit ihnen umsprang. Über dünnem Beifall peitschten einige Pfiffe hinweg. Der BBV-Präsident fuhr fort:

„Meine verehrten ... Niemand weiß so gut wie ich ...“
Hohngelächter, Pfiffe und Rufe ließen etliche seiner Sätze untergehen, bis er sagte:

„... ich lade jeden ein, diese Arbeit zu machen, wenn er besser ist wie ich ...“
Kurz darauf meinte er zum Thema der Milchliefer- und Abnahmeverträge:
„... als wir bangen mußten, unsere Milch an die Molkereien auch wirklich los zu bekommen ...“

Erneut unterbrachen ihn erregte Rufe:

„Hört, hört!“
Lärm und Pfiffe dauerten noch an, als er weitersprach:
„... manche haben halt ein schlechtes Gedächtnis ...“
Die Wogen gingen hoch. Allen Lärm übertönte eine Hupe. Der BBV-Präsident Freiherr von Teich eilte zum Schluß:

„... und daß wir uns hier mit aller Kraft einsetzen für Sie, und ich hoffe ...“
Er wurde ausgelacht. Ganz einfach ausgelacht. Jemand rief:

„Unglaublich!“
Während der Freiherr immer noch nicht ernst genommen wurde (was waren denn das für Bauern), meinte er:

„... daß Sie mit dem Gefühl nach Hause gehen..., daß wir alles nur mögliche tun, um Ihnen zu helfen und um mit Ihnen im Gespräch zu bleiben.“

„Geh, hör auf!“ rief einer, bevor das Ende des Vortrages in allgemeinem Lärm mündete.

Der Versammlungsleiter sprach dem Freiherrn von Teich seinen herzlichsten Dank aus. Ein Einzelner klatschte, daß es komisch war, etliche machten gleichzeitig Einwände geltend. Einer rief jetzt: „Pfui!“, als der Versammlungsleiter sagte:

„Es war doch für jeden interessant.“

Als der mit der Hupe erneut einen Ton loslies, laut und lang, gaben sich die meisten amüsiert. Ein Sprechchor kam auf:

„Wir wollen höhere Preise! Wir wollen höhere Preise!“

Eine Reihe von Diskussionsrednern ergriff das Wort. Sie stellten klar: Der Milchkrieg ist nicht ausgebrochen, weil alles in geordneten Verhältnissen ist, sondern weil es Leute gibt, die uns nicht grün sind.

Ausnahmslos alle Redner stimmten in der Forderung nach Milcherzeugergemeinschaften überein...

Als Wilhelm Zähler, Sprecher der *Aktion Gerechter Milchpreis*, ans Podium trat, war dies das erste Mal, daß er und der Präsident des BBV in einer Bauerversammlung nacheinander auftraten. Tags darauf schrieb der *Münchner Merkur* deshalb von einer historischen Stunde. Das war sie auch.

Zähler machte die Rechnung auf, und seine Worte kamen präzise:

„Es muß unbedingt der Spitzes des BBV, dem Fachreferenten, dem Generalsekretär bekannt gewesen sein, wie die Verhältnisse im Vergleich zum Allgäu sind. Was das für Euch bedeutet, das kann ich in Zahlen ausdrücken. Das bedeutet — ich spreche von Mindestzahlen — zwei Pfennige je Kilogramm Milch weniger. Das sind bei der Laufzeit von fünf Jahren dreihundertfünfzig Mark, die Ihr pro Kuh weniger bekommen habt. Siebentausend Mark bei zwanzig Milchkühen — ein kleines Versehen nur im Vertrag — oder was es ist. Ich weiß es nicht. Vielleicht bekommen wir hier noch eine Antwort darauf...“

Erheitertes Gelächter mischte sich mit Beifall. Zähler zog die Summe unter dem Strich:

„Und dieses Weniger für Euch Greilinger Milchlieferanten der BAMVAG sind zwanzig Millionen Verdienst für diese BAMVAG. Das sind die Tatsachen!“

Pfuirufe wurden laut. Zähler sagte:

„Zum zweiten. Ich kann nicht verstehen: Wir haben moderne und größere Molkereien und die bessere Verwertung und haben zugleich den schlechteren Milchpreis. Mir vollkommen unverständlich. Und zum dritten: Warum ist es nicht möglich, beim Bauerverband, beim Landwirtschaftsministerium Einsicht zu bekommen in die Modellkalkulation für die Richtpreisbildung. Da steckt nämlich der Wurm drin! Da ist nämlich die Magermilchpulververwertung nicht mit dem richtigen Preis eingesetzt...“

Der Beifall verrauschte. Der Präsident des BBV hob beschwörend die Stimme: „Glaubt ein Mensch hier im Raum, daß der BBV irgend einem Bauern seines Bereichs einen nachteiligen Vertrag empfohlen hat oder empfehlen würde? Glaubt das ein Mensch? —“

„Ja!“ rief einer.

„Bauern, seid doch nicht so töricht, geht doch nicht von dieser unerhörten Meinung aus. Das ist doch Irrsinn! Wir werden mit aller Gründlichkeit danach trachten...“

Entrüstung und Lärm ließen sich nicht bändigen. Freiherr von Teich wiederholte:

„... daß wir in irgendeiner Form interessiert seien, Ihnen einen schlechteren Milchpreis auszuhandeln, glaubt das ein Mensch? —“

„Ja! Ja! Ja!“ kam es Schlag auf Schlag, beinahe wie in einem Kanon.

„Und wenn Ihr das glaubt, dann muß ich Ihnen sagen, dann jagen Sie uns zum Teufel.“

Lärm unterbrach ihn.

„Dann suchen Sie sich Leute, die sich noch einmal so für Sie einsetzen...“

Seine Worte zerrannen in der wieder und wieder aufbrechenden Unruhe wie ein Tropfen, der in einen Bach fällt.

„Das Zweite“, sagte er dann: „Herr Zähler kann nicht einsehen, warum wir in dieser Gegend einen schlechteren Milchpreis haben als im Allgäu. Da muß ich sagen, das kann ich auch nicht einsehen. Ich selbst würde auch gerne einen höheren Milchpreis haben wollen. Aber es ist eben leider doch so, daß die Verwertung im Allgäu eine bessere ist...“

Empörung machte sich Luft. Die Bauern tobten. Einige schwenkten das Transparent: „Teich, sei doch ein Mann, zieh statt deinem Rock eine Hose an.“

Der Generalsekretär Dr. Schmitger zog die Spitzes des BBV zurück auf die Linie des einzigen verbliebenen gemeinsamen Nenners. Er legte das Konzept für den Zusammenschluß zu Milcherzeugergemeinschaften dar und meinte, die Molkereien sollten endlich aufhören, auf dem Rücken der Landwirte ihren Konkurrenzkampf zu führen:

„Der BBV wird für einen besseren Milchpreis hart verhandeln. Dann könnte — das ist meine Meinung für die nächste Zeit — auch ein größerer Druck auf die Konzernspitze in Genf erfolgen. Man sollte uns nicht unterschätzen als Berufsvertretung der Bayerischen Landwirtschaft!“

Diese neuen Töne auf der Flucht nach vorne riefen manches ‚Hallo!‘ hervor, und der Präsident Freiherr von Teich überbot alles dagewesene:

„Sogar sechsundvierzig Pfennige je Kilogramm Milch sind zu wenig!“

Immerhin, die BAMVAG hatte sich in den letzten Tagen auf einundvierzig-komma-fünf Pfennige einschließlich Mehrwertsteuer eingelassen und sie ausbezahlt.

Einer der Diskussionsredner warf der BBV-Spitze die Eilausgabe des Gegenflugblattes zur vorangehenden Kundgebung der Aktion in Bad Aibling vor und fügte an:

„Wenn die Haltung von Seiten des BBV nicht anders wird, sind wir durchaus bereit, den gesamten oberbayerischen Raum zu führen. Innerhalb von zwei Jahren kassiert der BBV zehnkomma vier Millionen Mark. Geben Sie uns zwanzig Prozent davon, und in den Bauerverband kommt ein frischer Wind. Zumaldest das Referat Milch muß umorganisiert werden. Es geht nicht an, daß der Milchreferent mit den Molkereien verhandelt und kein Gremium von aktiven Milch-

bauern dahintersteht. Ein Schwarm von aktiven Milchbauern findet sich dazu. Es sind in allen Landkreisen tüchtige junge Bauern, damit eine Wachablösung herbeigeführt wird.“

Der Beifall leitete zu einem der letzten Diskussionsredner über:

„Die Stimmung der heutigen Versammlung sagt immer wieder, es ist ein ungutes Gefühl, wenn ein Mann, der Präsident des BBV ist, auf vielen Hochzeiten tanzt...“

„Bravo!...“

„Wir brauchen Männer, die sich hundertprozentig mit ihrem ganzen Können für uns einsetzen und nicht, wie's passiert ist, daß der Präsident des BBV Anträge einbringt im Parlament und er sich anschließend als Abgeordneter der Stimme enthält. Herr Präsident, ich wünsche, daß Ihnen der Herrgott den Mut und die Kraft dazu gibt, sich in dieser Frage zu entscheiden...“

Die mehrstündige Diskussion ging zu Ende. Gefragt, ob sie den neuen Vertrag der BAMVAG unterschreiben sollen, sagte Freiherr von Teich den Bauern: „Es kann ein jeder tun und lassen was er will.“ Diese Worte des Präsidenten machten die Desorientierung vollständig, und keiner, der es im Trubel des Aufbruchs mitbekam, fand die Kraft, diesen neuen Knebel zu zerschlagen. Es war, wie wenn hinterm eigenen Rücken ein Klappmesser aufschnappt, während vor einem ein Nebel zerreißt und den Blick auf die eigene Grabinschrift freigibt.

Am Tag darauf traf die BBV-Spitze mit Vertretern der BAMVAG zusammen und vereinbarte eine Fristverlängerung zur Annahme des neuen Vertrages um einen Monat.

Franz sagte:

Wir hätten einen besseren Erfolg haben können, wenn die uns nicht in den Rücken gefallen wären. Das war dann die Katastrophe. Das war das Verächtliche. Da erzählen die, unsere Bauern sind freie Unternehmer. Wir haben, wie man's so nennt, einen christlich-sozialen Staat. Aber, ich sag's ganz ehrlich, uns hält er rein als Sklaven.

In einer Stadt lebte einst ein Mann.

Der hatte es allein durch seiner Hände redliche Arbeit zu großem Reichtum gebracht.

Und morgen, liebe Kinder, erzähle ich Euch ein anderes Märchen.

Wie wir alle Opfer bringen müssen

(Ein Klassenaufsatz)

Unser Vater ist aus der Fabrik geflogen. Darüber darf man sich aber nicht wundern, weil es gesamtwirtschaftlich gesehen zu unserem besten ist und wir eben alle Opfer bringen müssen und er ist auch schon fümfundfünfzig und muß gesundgeschrumpft werden.

Dafür sollen wir jetzt aber mehr konsumieren, indem wir weniger konsumieren und mehr dafür bezahlen weil das die Wirtschaft beläbt und dann geht es ihnen wieder besser.

Damit wir viel Geld für die Wirtschaft ausgeben können und ihr damit helfen wird jetzt alles teurer. Das nennt man einen Konjunkturzurschlag und eine Mehrwehrsteuer. Die müssen alle Leute bezahlen. Nur die ganz Reichen nicht. Weil sie sofiso schon genug ausgeben. Und sich dann absetzen. — Und es dann absetzen.

Die Mehrwehrsteuer ist auch ein Opfer für die Freiheit. Damit sie verteidigt wird, wie es die Amerikaner in Indochina gemacht haben. Dann geht es der Wirtschaft besonders gut.

Unser Vater wird umgeschuhlt. Von Betriebsschlosser auf Schweißer. Damit wir später ein Auskommen haben. Klaus-Dieters Vater wird auch umgeschuhlt: von Schweißer auf Betriebsschlosser. So hat später jeder sein Auskommen.

Nur die armen Aktionäre werden nicht umgeschult. Die müssen bleiben, was sie sind. Sie haben kein Auskommen. Nur ein Einkommen. Von dem sie auch noch leben müssen und das in der Schweiz, wo es Sau teuer ist.

Mein Vater verliert nur seinen Arbeitsplatz und ist ein Unternehmerriesiko. Das er tragen muß. Die Aktionäre haben auch keine Stauplunge, was später eine schöne Rente bringt. Die Aktionäre bringen die größten Opfer.

Viele andere Väter sind auch rausgeflogen. Manche sagen, das ist nicht gut, weil die Arbeitslosigkeit zu groß würde. Das stimmt aber nicht, weil jetzt endlich der Arbeitskräftemangel beseitigt ist und man muß den Leuten auch nicht mehr so viel bezahlen.

Überhaupt ist die Wirtschaft das wichtigste. Wenn es keine Wirtschaft gähe, gähe es keine Aktionäre und wenn es keine Aktionäre gähe, wüßte keiner, für wen er arbeiten soll. Dann gähe es keinen Sinn des Lebens mehr. (Schiller) Daher sollen wir alle Opfer für die Wirtschaft bringen. Denn daß ist eine Konzertierte Reaktion.

Es gibt auch andere Wirtschaften. Da sagt der Staat, was die Wirtschaft machen soll. Bei uns ist es umgekehrt.

Außer der Wirtschaft gibt es noch die Großindustrie, die ist das wichtigste daran. Sie muß profitieren und darf keine Mitverstimmung haben. Sonst ist es keine Freiheit, weil sie dann nicht mehr machen können was sie wollen.

Für die Wirtschaft sind zwei Dinge wichtig. Die Arbeitskräfte und die Rohstoffe. Die muß man ausbeuten bis zum Letzten damit es rentabel ist. Manche Leute sagen, wir brauchen eine andere Wirtschaft. Das stimmt aber nicht. Denn unser Lehrer sagt, das sind Kommunisten!! Und so. Und Juso. Sie sagen, wir haben eine schlechte Wirtschaft. Wir haben aber eine schöne Wirtschaft und dafür müssen wir uns opfern.

Automatenlied 62

Du stehst vorm Automaten vor
und hätt'st gern Zigaretten.

Die Slogans hastest noch im Ohr:
wer kann sich davor retten?

Der Duft der großen weiten Welt . . .
hier kannst du wählen, was dir gefällt:
HaBeh und Lord und Stoivesant,
und manchmal sogar Rothe Hand.

Die Wähler, denkste, arm wie reich
sind doch vorm Automaten gleich.
Na ja . . .

Und du bleibst Deiner Marke treu
und gibst der Werbung einen Tritt:
Möönsch, fühlste Dich da mächtig frei.
Aber die Mark, die bringst mit!
Klick.

Da stehst du vorm Leben vor,
da hastest große Ziele
und wünschst Dir etwas mehr Komfohr . . .
Naja, das wollen viele . . .

Dein Alter war Arbeiter nur,
drum hastest auch kein Abitur;
doch würdest gern was Bess'res sein,
fällt auf den alten Schwindel rein:
Die Menschen — denkste — arm wie reich
sind doch in ihren Chancen gleich.
Schön wärs . . .
Dir stinkt die ew'ge Plakkerei?
Na nimm Dir doch nen Kleinkredit.

Möönsch, fühlste Dich da mächtig frei.

Aber die Mark, die bringst mit!

Klick.

Da stehst du vorm Staate vor,
da hörst du große Reden.

Den Slogan hastest fest im Ohr:
„Die Freiheit ist für jeden!“

Du darfst dich frei wie Arndt von Böhl
konstant auf eigner Jacht erholn.

Du darfst, es verbietet Dir keiner.

Nur nicht auf seiner.

Es darf ja auch keiner auf Deiner.

Darfst frei Dir Deinen Job erkürn,
genauso frei ihn auch verliern.

Schicksal?

Doch jeder wird, was er gern wär:
drum biste auch schon Millionär . . .
und Freiheit gibts, daß jedermann
die Meinung frei auf Schritt und Tritt
— so frei wie Springer — äußern kann.

Da brauchst du gar nicht so zu kichern.
Kannst Dir ja selber einen Verlag kaufen.

Aber die Mark, die bringst mit!

Moral:

Freiheit bei uns? — Ein Automat.
Frei wählt nur, der das Markstück hat.

Wie bei uns jeder das werden kann, was er will

Da höre ich dann immer den Zwischenruf der Jungen Union: „Herr Kittner, spinnen Sie doch hier nicht rum! Bei uns kann doch schließlich jeder das werden, was er will!“

Also, mal abgesehen vom numerus clausus: jeder hat das Recht auf freie Wahl des Arbeitsplatzes. Steht ja sogar im Grundgesetz.

Also, mal abgesehen davon, daß keiner bei uns ein Recht auf Arbeit überhaupt hat: wenn er was findet, darf er das frei wählen. Ist das nichts?

Das geht in der Praxis so: man geht zum Arbeitsplatzwahlbüro — da steht draußen ein Schild mit Geier dran: ARBEITSAMT — da geht man also hin, zieht die Mütze und spricht gemach: „Guten Tag. Ich möchte gern unter Bezug auf das Grundgesetz meinen Arbeitsplatz frei wählen, möcht' ich gern. Darf ich mal Ihre Wahlvorschlagsliste sehen? Will frei mein Kreuzchen machen. Wo ist die Kabine? Die Wahl ist doch wohl geheim?“

Na gut, da zeigen sie einem die Liste. Da stehen alle Berufe drauf, die man sich denken kann, alles was es gibt: Dreher. Schlosser. Lehrer. Fräser. Schaffner. Friseur. Elektriker. Fabrikbesitzer.

„Halt!“, sagte, „das nehm ich. Das letzte. Fabrikbesitzer. Da schule ich um.“ Sagt der (vom Arbeitsamt): „Tut mir leid. Fragen Sie doch in dreißig Jahren noch mal nach. Im Augenblick sind wir da etwas überbesetzt.“ Und dann sagt der noch: „Außerdem, wissen Sie, ich weiß nicht, ob das in dreißig Jahren noch Zweck hat. Weil, wissen Sie, Fabrikbesitzer, das ist ein Beruf ohne Zukunft: es werden bei uns immer weniger.“ Die immer mehr besitzen.

(Man könnte es übrigens auch anders hoffen: Fabrikbesitzer, ein Beruf mit großer Zukunft. Es werden immer mehr. Bis eines Tages allen alles gehört. Aber das hat der beim Arbeitsamt natürlich noch nicht gemerkt.)

Wenn man nun darauf besteht und sagt: „Hören Sie mal, ich will wirklich Fabrikbesitzer werden. Was kann ich also tun?“, sagt der: „Sie Radikalinski, gehn Sie doch rüber!“ Klar! Nein?

Dann machen wir mal ein kleines Lehrspiel miteinander, für die, die immer noch glauben, sie könnten bei uns das werden, was sie wollen. Also mal ehrlich: Ist unter uns jemand, der nicht gerne mal — vier Wochen oder auch ein Leben lang — das Leben eines Millionärs führt? Mit all den schweren Belastungen? Immer durch die Südsee schippern müssen? Na?

Keiner? Also alle ehrlich gewesen. Sind ja alle keine Kostverächter. Ist doch auch verständlich: wenigstens im Urlaub möcht man doch mal wie so ein Millionär... So. Jetzt mal die Millionäre unter uns: Hand hoch! (Ich habe noch nicht gesagt: „Hände hoch“)

Hand hoch die Millionäre. Na los! Ehrlich! Wer ist hier Millionär?

Keiner? Ich will Euch mal was sagen: Ihr wart alle zu dumm oder zu faul!!! Sonst wärt Ihr doch, was Ihr wollt.

Da höre ich dann immer den schüchternen Einwand: „Ja, aber ich bin ja noch jung ... Steht ja schon an der Sparkasse angeschrieben: DIE REICHEN VON MORGEN. Mit fünfunddreißig da bin ich aber mindestens ...“ Fünfunddreißig.

Na, wenn man dann wirklich 35 ist, ist der Traum immer zerronnen. Da sollte man dann was gemerkt haben.

Natürlich: wir alle haben eine reale Chance, Millionäre zu werden. Ich geb Ihnen mal einen Tip! Wenn Sie unbedingt Millionär werden wollen: Lernen Sie auf Studienrat. Wirklich: da wird man Millionär. Ich kenn einen, der hat als einfacher Studienrat angefangen und wird heute auf 37 Millionen Mark geschätzt. Strauß.

Was lachen Sie da? Sie wollen doch wohl nicht behaupten, der habe sich auf andere Art und Weise bereichert? Den Prozeß fechten Sie gefälligst alleine aus.

Das waren Sie! Ich hab nur gesagt: Treu und redlich wie der Mann ist, hat der von seinem Gehalt Mark für Mark mühsam beiseite gelegt ... bis die 37 Millionen voll waren. Zwanzig Jahre Mark für Mark: macht 37 Millionen. (Abgeordnetenräten zählen nicht. Wie man immer hört, dienen die doch nur zur Abgeltung des Verdienstausfalls. Bestenfalls zum Unkostenersatz. Na also.)

Da können Sie mal sehen, was unsere Lehrer so verdienen. Also: lernen Sie auf Studienrat.

Die Kommunisten haben das schon gesehen: oder was meinen Sie, warum die sich sonst so gern in die Lehrerposten schaffen?

Richard Limpert
Der Lage entsprechend . . .

Birnhoff konnte den Sprung vom Schreinermeister zum Möbelfabrikanten nicht verkraften. Das Konkurrenzunternehmen Bleibock florierte. Das Ende der beiden Firmeninhaber kam überraschend. Otto Bleibock starb vor vier Wochen an Herzversagen, und gestern trugen ernste Männer Birnhoff in das Leichenauto. Er hatte sich den Pistolenlauf in den Mund gesteckt. Birnhoff hat es nicht geschafft, sagte gelassen der abgebauten Luftwaffentechniker Omanis. Herr Omanis hatte als Refa-Mann die Aufgabe, den Betrieb zu rationalisieren. Schlechtere Arbeitsbedingungen und Lohnkonflikte hatten zur Folge, daß gute Facharbeiter den Arbeitsplatz wechselten. Stoppuhrrmann Omanis scheute sich nicht, unbequeme Gewerkschaftler zu entlassen. Mit sichtbarer Stoppuhrruh pendelte er weißbekittel von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz. Der Maschinenpark wurde vergrößert. Die Aufträge verdoppelten sich. Die Reklamationen auch. Das Risiko eventueller Zahlungsunfähigkeit der neuen Kunden mußte in Kauf genommen werden. Ein Schock für Birnhoff war das erste Aufbegehren der Belegschaft. Das Betriebsverfassungsgesetz oder Belegschaftsversammlungen waren für Birnhoff Niemandsland. Als während der erzwungenen Aussprache ein Kollege mit scharfen Worten über die nicht ausgelasteten Maschinen sprach, wurde der Minutenfaktorbanane rot vor Zorn. Birnhoff wurde blaß und entfernte sich schweigend. Omanis wollte eine Trumpfkarte ausspielen. Er sprach von nachlässiger Arbeitsweise, von Reklamationen, von Verlusten und hohen Holzpreisen. Daß als Folge der Produktionshektik nicht abgelagertes, grünes Holz verarbeitet wurde, verschwieg Omanis. Als der Witze- und Versemacher Walter Eisenhaus mit lauter Stimme rief: „Wer hat dich du grüner Wald, in die Möbel reingeknallt“, verlor der Stoppuhrrmann die Nerven und verließ protestierend den Raum. Erich sagte: „So geht es nicht weiter; wir müssen was tun.“ Er hielt ein Sperrholzbrett in beiden Händen und unterstrich mit lauter Stimme die Aufschrift: *Laßt Euch organisieren!*

Das alles geschah vor sechs Monaten. Und danach? Rückzahlungsschwierigkeiten, Kreditsperre, Kurzschlußhandlung, Pistole.

Zur Beerdigung gab sich auch die Geschäftswelt ein Stelldechein. Erich erblickte einen „Trauergast“, der seinen Kopf hinter der schwarzen Angströhre (Zylinder) versteckte. Von der Seite blickend stellte Erich fest, daß das Gesicht alles andere, nur keine Trauer verriet. Vielleicht auch so ein Möbelfritze, ein trauernder Konkurrent, dachte Erich.

Die Gelegenheit, das Fell zu versauen, wurde von der Belegschaft wahrgenommen. Man sprach über den Aushang am Schwarzen Brett: Der Lage entsprechend sehen wir uns leider gezwungen, einem Teil der Belegschaft das Arbeitsverhältnis zu kündigen ... Harte und kritische Worte waren nun zu hören. Das Bekanntwerden des eingeleiteten Konkursverfahrens steigerte die Mißstimmung. Nun war der verstorbene Besitzer der Großfirma aus der Nachbarstadt plötzlich doch ein anderer Kerl. Und Birnhoff? Nun ja, hat versagt. Dann noch Selbstmord. „Wie man so daherquatscht und nicht über die Zusammenhänge nachdenkt“, sagte Erich und verließ die Gaststätte.

Erich hatte manchmal die Neigung, das Gehörte und Erlebte aufzuschreiben. Schubladennotizen nannte er seine Sammlung. Das Gerede der Mitbürger über Birnhoff und Bleibock, aber auch die Trug- und Scheinbilder machten Erich nachdenklich. Die entsprechende Notiz las er einige Tage später seinen Kollegen in der Butterpause vor:

Nachrufe

Fall 1: Geschäftstüchtigkeit war sein Sprungbrett. Seinen Kunden bot er langfristige Ratenverträge. Bei Zahlungsverzögerungen folgten kurzfristig Zwangseintreibungen. Als er starb, sagten die Bürger der Stadt: „Er war ein angesehener, guter Geschäftsmann. Der Herr hat ihn zu sich genommen.“

Fall 2: Er wollte hoch hinaus und scheiterte. Als er sich umbrachte, sagten die Bürger der Stadt: „Auch Selbstmord ist Mord. Jetzt hat ihn der Teufel geholt.“

Jens Hagen

Das ist doch nicht zu fassen!
stöhnte der Konzernherr.
Da hat man nun
25 Jahre lang
im Schweiße ihrer Angesichter
sein Brot verdient,
hat sich
Million für Million
von ihren Mündern abgespart,
und da kommen die
und wollen auch noch Lohnerhöhung!

Armin Kerker
Polizeiverhältnisse

In NRW
kommt auf
504 Bürger
im Normalfall
1 Polizist.

In nicht normalen Fällen,
bei Arbeitskämpfen,
Streiks, Demonstrationen,
wird ihnen auch der eine
noch genommen.

Wer schützt dann
unsere Bürger?

Auftakt

Am Anfang lief alles wie im Bilderbuch: Sonja hatte die Nachricht von dem Verkauf des Textilwerkes als erste aus der Regionalzeitung erfahren. Sie benachrichtigte Bernd, Herbert und Werner, vereinbarte einen Termin für den späten Nachmittag und besorgte alles an Informationen, was zu diesem Zeitpunkt erhältlich war. Im Grunde bestand die Gruppe während der folgenden Wochen im wesentlichen aus diesen vieren. Hinzu kamen noch Kurt und Inge, Volker und Thomas; die übrigen — im ganzen etwa zwischen acht und zwölf — beteiligten sich eher sporadisch.

Diese erste Nachmittagssitzung, die den Anfang einer langen Reihe von meist bis in die Nacht dauernden Treffen bildete, zeigte jedoch schon die ganze Unsicherheit und Unerfahrenheit der zwar begeisterten, aber keinesfalls durch klare Zielvorstellungen geeinten Gruppe. Bernd und Herbert stellten die ins Auge gefaßte Aktivität zunächst auf eine theoretische „Plattform“: Einschätzung der allgemeinen Lage, Verschärfung der Krise am Ende des Jahres 1973, Kurzarbeit und Arbeitslosigkeit, der Beginn einer schon damals sich abzeichnenden „Talfahrt“, wie das die bürgerlichen Ökonomen zu nennen pflegen, besondere „Einbrüche“ zunächst in der Bau- und Textilbranche, die Entwicklung im lokalen und regionalen Bereich, kurze historische Darstellung des zum Verkauf anstehenden Textilwerkes, jährliche Millionenverluste, Mißwirtschaft und Abhängigkeit von der US-Muttergesellschaft, dann aber auch Aufschwung der Arbeiterkämpfe in der Bundesrepublik, Streiks vom Sommer 73, leider noch keine Entsprechungen hier im süddeutschen Raum, daher „Intervention fortschrittlicher Kräfte“ notwendig, usw.

Zwar verschaffte sich die Gruppe damit eine erste Orientierung über die allgemeine Lage und ermöglichte es dadurch, an andere interessierte „Mitkämpfer“ heranzutreten und sie zur Mitarbeit aufzufordern; für die Situation selbst war jedoch noch kaum etwas gewonnen.

So saßen sie denn auch mit allen ihren wirren Vorstellungen da, tranken literweise Kaffee und rauchten Inge die Bude voll, bis Herbert plötzlich den Entschluß faßte, hinunterzufahren vor das Fabrikstor, um einfach mit den Arbeiterinnen und Arbeitern zu reden, sie zu fragen, was denn nun zu tun wäre.

Da stand er dann kurze Zeit später, ging möglichst unauffällig in seinem Parka am Fabrikstor auf und ab, hauchte sich andauernd die klammen Finger an und versuchte, den langsam stutzig werdenden Portier in seinem Glashäuschen durch gelegentliches freundliches Zunicken und Anlächeln von seiner Harmlosigkeit zu überzeugen. Daß er dem Portier dennoch immer mehr auffiel, rührte sicherlich daher, daß die meisten der Kolleginnen und Kollegen längst zuhause waren, und seine Patrouille also keiner der Närherinnen mehr gelten konnte.

Unverrichteter Dinge zog er nach einer knappen Stunde wieder ab und regte bei der wartenden Gruppe an, sich doch zunächst einmal um die Arbeitszeiten der Belegschaft zu kümmern, damit man wenigstens in dieser elementaren Angelegenheit Klarheit besäße.

1

Es war ja kurz vor Weihnachten, und das hat uns schon deshalb hart getroffen, auch wenn es zunächst noch nicht nach Schließung aussah. Einige von uns, die an dem Dienstag schon früher weg waren, weil sie nur halbtags arbeiten, haben erst am nächsten Tag von dem Schlamassel erfahren. Daß die Ausländerinnen weg müssen, hab ich mir gleich gedacht, aber daß die mich als Monteur auch rausgeschmeißt würden, hätt ich damals noch keinem geglaubt. Schließlich war ich zweundzwanzig Jahr in dem Betrieb. Da ist man doch eigentlich schon sicher, nicht? Hab ich mir gedacht. Das Fünfundzwanzigjährige hätt ich schon gern gehabt hier. Da gibt's einen Geschenkkorb und fünfzig Mark extra. Aber das hat nicht sein sollen. Ich kenn die Firma ja wie meine Westentasche. Und als Betriebsmonteur kommt man überall rum. An so was hat tatsächlich keiner gedacht, damals. Die hatten noch eine Menge Aufträge in der Näherei. Bloß, daß die für einen so kleinen Betrieb einen Computer brauchen, hab ich nie verstanden. Jetzt hab ich eine Stelle bei der Stadt. Da verdien ich auch nicht viel schlechter. Und die kann nicht Pleite machen.

2

Für uns als Betriebsrat war das ein schwerer Schock. Daß uns der Flohrich übergegangen hat. Wo wir bis dahin immer dermaßen gut miteinander ausgekommen sind. Mit dem red ich nicht mehr. Aber später ist uns ja einiges klar geworden. Der Flohrich hat nämlich als Betriebsleiter natürlich schon früher was von dem Verkauf gewußt. Und da hat der versucht, ob er die Firma nicht selber den Amerikanern abkaufen kann. Aber die Banken, die haben ihm kein Geld mehr geliehen bei der Flaute zur Zeit. Und der Springmann von der Immobilien GmbH hat die zwei Millionen einfach hingebláttet. Bei dem wußten die Amis ja, daß er den Betrieb nicht weiterführt. Das war denen gerade recht bei der Krise in Textil. Aber jetzt steh ich da. Die paar tausend Mark aus dem Sozialplan, wenn's überhaupt soviel gibt, die reichen nirgendwo hin. Im Grunde sind ja bloß die Banken schuld. Wenn die dem Flohrich das Geld gegeben hätten. In den letzten Monaten ging's bei uns nämlich wieder schwer aufwärts. Der Flohrich hat da mit der miserablen Geschäftsführung von früher endgültig Schluß gemacht. Ja, mit dem Flohrich wäre das schon wieder aufwärtsgegangen. Aber die Banken haben ihm halt keinen Kredit mehr gegeben.

Das erste Flugblatt

Es war die Woche vor den Weihnachtsferien. Die Betriebsleitung hatte es sich wohl überlegt, warum sie der Belegschaft am letzten Freitag vor den Feiertagen den Verkauf der Firma in einer Betriebsversammlung mitteilte. Die Gruppe um Bernd und Herbert, die sich nun „Initiativ-Gruppe“ nannte, hakte hier ein. Zunächst jedoch brauchten sie Informationen. Einige Zeitungen hatten das Thema schon aufgegriffen. Die Regionalzeitung klagte über den Schlag, der die Belegschaft samt Betriebsrat „wie ein Gewitter vom Winterhimmel“ getroffen habe. Inzwischen war auch zu erfahren, daß das Textilwerk, dessen früherer Besitzer als Privatier in der Schweiz lebt, vor einigen Jahren an einen amerikanischen Konzern verkauft worden war und daß der Konzern, im Zuge drasti-

scher „Rationalisierungen“ und Einsparungen, weniger rentable Betriebe „abstieß“. Und die Immobilien-GmbH, die jetzt das Textilwerk aufgekauft hatte, war nicht daran interessiert, den Betrieb weiterzuführen.

Die Initiativgruppe war der Meinung, man müsse den Arbeitern die größeren Zusammenhänge verdeutlichen: die Notwendigkeit der Krise in einem kapitalistischen Wirtschaftssystem, die besondere Situation des betroffenen Betriebes, die trüben Aussichten. Den Werbeslogan des Textilwerkes abwandelnd, schrieben sie „RETTET DIE ZÄRTLICHKEIT — RETTET DIE ARBEITSPLÄTZE“ als Parole auf ihr erstes Flugblatt. Noch bestand ja offiziell die Hoffnung, daß der Betrieb nur einen neuen Besitzer erhalten hatte, der die Produktion weiterlaufen ließ. Deshalb bestärkten sie die Belegschaft, den Betriebsrat zu unterstützen, ihn aber auch an die Interessen der Belegschaft zu binden. Und diese waren klar auf die Erhaltung der Arbeitsplätze gerichtet.

Zunächst war der Text des Flugblattes viel zu lang. Er mußte überall gekürzt und umformuliert werden bis in die Nacht hinein. Am Ende hockten nur noch Bernd und Herbert am Tisch, drehten und wendeten die Sätze noch ein letztes Mal, und Inge brachte nochmal Kaffee.

Als dann die Abzugsmaschine nicht richtig funktionierte, schien zunächst alles wieder ins Wasser zu fallen. Wegen der einzigen Farbtube, die Bernd doch noch fand, wurden die Blätter, statt wie üblich schwarz, dieses Mal rot bedruckt . . .

Eine Stunde vor Arbeitsbeginn, um ja niemanden zu versäumen, standen die sechs, die sich zum Verteilen bereitgefunden hatten, vor dem Werkstor. Es war noch dunkel und so kalt, daß es nicht einmal schneite. Kaum ein Wort wurde gesprochen. Nach einer halben Stunde etwa kamen die ersten Arbeiterinnen und Arbeiter. Viele wurden mit dem Auto bis auf das Werksgelände gefahren, stiegen dort aus und gingen rasch ins Hauptgebäude. Diejenigen, die zu Fuß oder mit den Fahrrädern kamen, erhielten die ersten Flugblätter. Einige der Arbeiterinnen nahmen gleich mehrere, für die Kolleginnen drinnen. Eine lief sogar aus der Halle quer über den Platz zum Tor zurück, um sich ein Blatt zu holen. Die meisten lasen den Text im Weitergehen. Keiner warf das Flugblatt weg.

Später saß die Gruppe in Ingens Zimmer beim Frühstück, das diesmal bis zehn Uhr dauerte. Es herrschte Hochstimmung. Die befürchtete Ablehnung von Seiten der Belegschaft war ausgeblieben. Man beschloß, noch am Spätnachmittag wieder ans Werkstor zu gehen, um bei Betriebsschluß mit der Belegschaft darüber zu reden, wie das Flugblatt aufgenommen wurde und was sie zu den Vorschlägen meinten. Der erste Anlauf schien geglückt, die Arbeiterinnen und Arbeiter noch vor den Feiertagen informiert, die Hoffnungen auf eine zu entfachende Bewegung größer denn je. Innerhalb der Gruppe wurde über nichts anderes mehr gesprochen. Jede Kleinigkeit bekam nun Bedeutung. Immer wieder wurden die Erfahrungen vom frühen Morgen mitgeteilt. Die Arbeiterin, die sich extra noch ein Flugblatt geholt hatte, wurde insgeheim zur kampfbewußten Genossin erklärt und überhaupt, man fand die Sache einfach großartig, so früh am Morgen Flugblätter verteilen und damit womöglich etwas in Gang bringen, das war schon so, wie man es sich allzuoft vorgestellt, gewünscht, erträumt hatte.

3

Die machen da kurzen Prozeß. Die da oben. Wenn das keinen Profit mehr gibt, dann nix wie weg damit. Und wir sind auf der Straße. Wo zur Zeit schon über zweitausend Arbeitslose rumlaufen bloß in unserem Kreis. Und wegziehen kann ich nicht mit der Familie. Schon auch wegen der Kinder jetzt mitten im Schuljahr. Daß die das überhaupt dürfen. So ohne uns zu fragen. Wo doch auch die meisten von uns, die vom Stamm, fast alle über fünfzehn und zwanzig Jahre dabei sind. Da muß der Staat was machen. Aber die sagen ja, daß das ihr Recht sei. In der Betriebsversammlung ist der Springmann von der Immobilien-GmbH dagewesen. Daß der lügt, das sieht man auf hundert Stunden. Aber der hat den Daumen drauf. Und unsere Betriebsräte stehn daneben wie Schulbuben. Kriegen das Maul nicht auf. Da könnte man dreinhauen. Lassen sich einfach so vor den Kopf stoßen, wo die doch ein Recht haben, daß sie was erfahren, wenn einer den Betrieb verkauft. Aber den Feller, den Betriebsratsvorsitzenden, den trifft's noch am meisten, weil der grad ein Haus angefangen hat zu bauen. Mit seinen fünf Kindern. Den trifft's am ärgsten. Der Springmann hat zwar schön dahergeredet, daß sie noch einen Kapitalgeber suchen und auch ein Engländer vielleicht Interesse hätt, aber das glaub ich dem nicht. Der steckt doch mit den Amis unter einer Decke. Aber wie der sich gleich aufgeregt hat wegen dem Flugblatt, das die Burschen draußen verteilt haben, das hat doch einige stutzig gemacht. Mit denen haben wir ja wirklich nix zu tun, und die kennen wir gar nicht, aber daß der Springmann so daherredet, als ob einer von uns im Betrieb zu denen gehört. Und wie die dann auch noch am Feierabend vor dem Tor stehen, da kann ich nur lachen, was die da wollen.

Revolutionäre Phantasie

Noch vor den Weihnachtsferien hatte Springmann von der fieberhaften Suche nach einem Kapitalgeber gefaselt, mit dem zusammen der Betrieb hätte weitergeführt werden können. Aber wie zu erwarten war, verkündete die Regionalzeitung schon während der Ferien, daß die geplante Stilllegung des Werkes wohl nur noch eine Frage der Zeit wäre.

Zur daraufhin kurzfristig einberufenen Sitzung erschien jedoch nur der „Kern“ der Gruppe. Die anderen waren beim Skifahren oder machten sonst irgendwo Ferien.

Aber erwogen wurde folgendes:

Wenn die Gruppe nur ein zündendes Flugblatt verteilte, schon am ersten Arbeitstag im neuen Jahr, dann würden die Arbeiterinnen vielleicht schon mehr und mehr von der Richtigkeit und Notwendigkeit des Kampfes überzeugt. Oder wenn man nachts ins Fabrikgelände einstiege, um ein riesiges Transparent am Hauptgebäude anzubringen, das weithin sichtbar war? An die Autofahrer auf der nahe vorbeiführenden Bundesstraße müßten Flugblätter verteilt werden. So würde die Information über ein größeres Gebiet Süddeutschlands verteilt. Rundfunk und Fernsehen könnten mobilisiert werden. Vielleicht sollte man ein Hearing veranstalten mit Vertretern der Parteien, der Kommune, vom Landtag, der Gewerkschaft und der Immobilien-GmbH? Da könnten die Arbeiterinnen und Arbeiter einmal öffentlich ihre Meinung über diese bodenlose

Gemeinde verkünden! Aufkleber für Autos und Schaufenster müßten angefertigt werden. Die Parolen auf breitesten Ebene bekannt gemacht werden. Man stelle sich vor: eine enorme Sympathie-Kundgebung der Bevölkerung, spontane Arbeitsniederlegung in anderen Betrieben, Demonstrationen durch die Stadt, Marsch zum Rathaus, die Bevölkerung marschiert mit, ein „LIP“ in Oberschwaben, unglaublich, aber möglich, die Zeitungen voll von Nachrichten über diesen gerade einmaligen Fall, endlich auch Bewegung im Süden, möglich Betriebsbesetzung, man muß sich das mal vorstellen, und alles durch die Initiative dieser Gruppe . . .

Zunächst ging es jedoch um ein neues Flugblatt, das geschrieben werden mußte. Während der Ferien hatte die Immobilien-GmbH mit der Vertretung der Gewerkschaft Textil und Bekleidung zwecks Sozialplan-Verhandlungen Fühlung aufgenommen. Damit war abzusehen, daß die Belegschaft beim Arbeitsbeginn im neuen Jahr vor vollendete Tatsachen gestellt würde. Im Augenblick war das jedoch noch alles „halboffiziell“.

Mit dem Flugblatt sollte den Arbeiterinnen und Arbeitern „klargemacht“ werden, daß der Kampf um die Erhaltung der Arbeitsplätze die einzige Perspektive war, mit der auf längere Sicht eine Lösung der Probleme erreicht werden konnte. Wenn die Belegschaft davon zu überzeugen war, dann bestand noch eine Möglichkeit . . .

4

Das war vielleicht ein Weihnachten. Wenn die Geschenke nicht schon gekauft gewesen wären, dann hätten die Kinder wahrscheinlich gar nichts gekriegt. Mein Mann hat ja zwar noch Arbeit als Elektriker. Aber die vierhundertsiebzig Mark von mir waren halt grade richtig für Miete und Unkosten. Wenn die jetzt wegfallen, müssen wir ganz schön kurztreten. Ich hab ja während der ganzen Zeit noch geglaubt, daß die wirklich noch weitermachen mit der Produktion. Doch da sollen sich schon einige während der Ferien nach einer neuen Stelle umgesehen haben, und wie ich das gehört hab, war mir schon klar, daß es zu Ende geht. Ich bin ja zwar auch schon vierzehn Jahre in dem Betrieb. Aber mit dem kann ich nichts anfangen, weil ich nur angelernt bin, und einen Platz als Näherin finde ich hier nirgends bei den vielen Arbeitslosen.

5

In der Zeit, als wir zuhause waren, über die Weihnachtsfeiertage, da war es, als sei das alles gar nicht wahr. Das ging vielen so. Wenn man mal siebzehn Jahre im gleichen Betrieb war, kann man sich das kaum vorstellen. Daß die plötzlich zumachen. Irgendwie hab ich das ja schon gekannt. Man schaut ja Fernsehen. Und da haben sie schon von Stilllegungen und Konkurs und so geredet. Aber daß das einen mal selber trifft. Kann man nur dahocken und den Kopf schütteln. Daß das eine Ungerechtigkeit ist, hab ich gleich gesagt, und drum haben mir die jungen Leute auch gefallen, die da Flugblätter verteilt haben. Richtig verbreiten müßte man das, hab ich gleich gesagt. Aber bei uns wär das nie gegangen. Viel zu viel Angst haben wir alle gehabt. Wenn man sich vorstellt, wir hätten gestreikt. Da hätte keiner gewußt, wie das geht. Viele haben ja noch

längst nicht geglaubt, daß es wirklich aus ist. Und uns in der Wirkerei hat der Flohrich noch vor Wochen gesagt, daß wir bald noch mehr zu tun kriegen. An den Aufträgen hat das bestimmt nicht gelegen. Das spürt man doch, ob Arbeit da ist. Und ein volles Lager. Nach den Feiertagen haben sie dann noch packenweise Arbeit reingeworfen. Das muß alles noch fertigwerden! Ehrlich, wir haben wir nicht glauben können, daß wir aufhören müssen, wo doch eine solche Menge Arbeit da war.

Auf einer Versammlung

Der ganze Saal im Hotel Adler war gefüllt. Quer zu den anderen Tischreihen, die parallel zur Fensterreihe standen, saßen an einem längeren Tisch Renner, der Gewerkschaftssekretär, Feller, der Betriebsratsvorsitzende, die übrigen Betriebsräte, Lauscher von der Regionalzeitung und einige höhere Angestellte aus der Verwaltung. Renner hatte alle Arbeiter und Angestellten zu einem Treffen nach Arbeitsschluß eingeladen.

Schon während des Tages war das Gerücht verbreitet worden, daß der Betrieb mit fast hundertprozentiger Sicherheit am 31. März stillgelegt werden sollte. Zwar sprach es noch niemand offen aus, vor allem nicht den Termin der Stilllegung, aber jeder hatte schon davon gehört.

„Der hiesige Betrieb“, begann Renner, „hat keine Chance mehr. Um einen so großen Komplex wie diesen lebens- und funktionsfähig zu erhalten, wären enorme Investitionen an Maschinen und Geräten notwendig. Zudem müßte die große Personalschrumpfung der letzten Jahre von dreizehnhundert auf dreihundertfünfzig wieder ausgeglichen werden, was bei der derzeitigen Lage kaum möglich sein dürfte. Dazu kommt, daß das Image der Firma durch die Veränderung der Verkaufssituation und durch andere Faktoren so stark gelitten hat, daß im äußersten Fall nur noch mit einer kleinen Einheit weitergemacht werden könnte.“

Die anwesenden Belegschaftsmitglieder wurden unruhig. „Und wie soll das dann weitergehen jetzt?“ rief eine Näherin nach vorne zu dem quergestellten Tisch.

„Ich will euch reinen Wein einschenken“, erwiderte Renner nach einer kleinen Pause. „Es nützt nichts, wenn ich so tue, als gäbe es noch eine Möglichkeit. Aber wir lassen uns nicht kleinkriegen. Wir werden dem Springmann einen Sozialplan vorlegen, daß der Augen macht. So billig darf der nicht wegkommen. Schließlich hat der einen Betrieb im Wert von sechzehn Millionen um lumpige zwei Millionen bekommen.“ Renner machte eine Pause und nahm einen Schluck. Das Gemurmel der Anwesenden war stärker geworden.

„Und warum hat der Flohrich den Betrieb nicht gekriegt?“ fragte ein Arbeiter. „Für uns, Kollegen, kann das doch nicht mehr von Bedeutung sein“, meinte Renner, „wir müssen uns jetzt mit aller Kraft um einen möglichst gerechten Sozialplan bemühen.“

Damit war es ausgesprochen: der Gewerkschaftssekretär hatte den Kampf um die Arbeitsplätze gleich gar nicht aufgenommen.

„Kollegen, ihr könnt mir glauben, daß ich alles versucht habe, den Betrieb zu retten. Aber da ist nichts mehr drin. Die sitzen am längeren Arm. Und wenn

wir uns jetzt querstellen, dann streichen die uns noch die Zulagen, die ich für euch verlangen werde. Im Recht wären sie ja. In den letzten vier Wochen habe ich vier Betriebsstillegungen bei Textil erlebt, alle im Neckarraum und auf der Schwäbischen Alb. Ich sage euch, da ging es nicht so zimperlich zu.“

„Das waren aber auch nur Betriebe mit dreißig oder vierzig Leuten“, warf einer ein.

„Natürlich“, erwiderte Renner, „aber das darf für uns nicht heißen, daß wir unsere relativ bessere Position gegenüber den neuen Besitzern durch unüberlegte Aktionen in Gefahr bringen.“

„Und wenn wir den Betrieb alleine weiterführen?“ rief eine ältere Näherin. Sie war ziemlich aufgeregt und erhob sich nur halb vom Stuhl. „Das wäre gut möglich. Überall hört man davon, daß Arbeiter ihren Betrieb übernehmen. Schließlich gehört die Bude inzwischen auch uns, wo wir ein halbes Leben drin gelassen haben.“

An den Tischen der Näherinnen brach ein überwältigender Beifallssturm los. Auch die Arbeiter, Betriebsschlosser und Elektriker, die sich zu den Frauen gesetzt hatten, trommelten begeistert auf die Tische. Die Angestellten jedoch verhielten sich zurückhaltend, lächelten zum Teil sogar geringschätzig und wandten sich dem immer noch stehenden Renner zu, dem die plötzliche Wendung der Stimmung sichtlich Unbehagen bereitete.

„Kollegen!“ schrie Renner laut in den immer noch anhaltenden Lärm, mußte sich aber noch zweimal wiederholen, bis die Stimmung im Saal etwas abgeklungen war, „Kollegen, ich möchte euch in aller Schärfe davon abraten, solche Vorstellungen, wie sie euch offensichtlich nur von außerhalb zugetragen worden sind, weiterhin zu vertreten. Auf dieser Grundlage kann ich nichts für euch tun. Die neuen Firmenbesitzer, insbesondere Herr Springmann, haben die Aktivitäten dieser langhaarigen Studenten mit Sorge und Befremden wahrgenommen und überlegen sich, ob nicht, wenn das so weitergehen sollte, offizielle Schritte gegen diese Leute eingeleitet werden sollen. — Zu denen wollen wir nicht gehören!“ Renner setzte sich demonstrativ, nahm einen kräftigen Schluck aus seinem Bierglas und wühlte in den vor ihm liegenden Papieren.

In der eingetretenen Pause flackerte das Gespräch an den Tischen kurzzeitig wieder auf, die Bedienung nahm neuerlich Bestellungen an, und der Lokalredakteur machte sich ausführliche Notizen. Irgendwie war den Anwesenden klar geworden, daß sich durch diesen Zwischenfall die Situation zwischen Belegschaft und Gewerkschaft zugespitzt hatte. „So ernst hat das die Berta doch nicht gemeint“, sagte einer der Arbeiter. „Aber das trifft die am Nerv. Man hat's ja gesehen“, erwiderte ein anderer, nahm eine der Näherinnen in den Arm und sagte lachend: „Ihr trefft sie noch am Nerv, ihr Weiber!“

Da erhob sich Renner wieder: „Fahren wir also fort in unseren Angelegenheiten. Wie ihr wißt, besteht der Zweck unseres heutigen Zusammentreffens darin, den von mir ausgearbeiteten Sozialplan-Vorschlag, den ich in Kürze der Geschäftsleitung vorlegen werde, mit euch zu besprechen.“

„Darf ich dazu mal was sagen“, fragte einer der höheren Angestellten rechts neben Renner und erhob sich, ohne die Antwort abzuwarten. „Wie ich gehört habe“, begann er und wandte sich dabei leicht nach links, zu Renner, „soll bei

dem von der Gewerkschaft ausgearbeiteten Sozialplan von einem einheitlichen Grundbetrag ausgegangen werden, der dann mit den Faktoren Betriebszugehörigkeit und Lebensalter multipliziert werden soll. Ich halte diesen Vorschlag für unfair und unsozial. Demgegenüber möchte ich, auch im Interesse meiner Kollegen aus der Verwaltung, vorschlagen, das derzeitige Gehalt jedes einzelnen als Grundbetrag einzusetzen. Nur so kann meiner Meinung nach die Leistung jedes einzelnen, die in den langen Jahren der Betriebszugehörigkeit sich natürlich auch in Gehaltsverbesserungen niedergeschlagen hat, entsprechend berücksichtigt werden.“

An dem nun anschwellenden Lärm beteiligten sich erstmals auch die Angestellten, indem sie dem Redner dankend zuklatschten. Die Arbeiterinnen und Arbeiter aber machten mit Buh-Rufen und Pfiffen ihrer Empörung Luft. Renner versuchte, die aufgebrachten Arbeiterinnen zu beruhigen, indem er mit beiden Armen abwinkte und schien entschlossen, durch ein paar kräftige Worte wieder Disziplin in die Versammlung zu bringen. Da erhob sich einer der älteren Arbeiter, die an einem Tisch etwas abseits saßen. Man sah es ihm an, daß er es nicht gewohnt war, vor so vielen Menschen zu reden. „Der Ernst will was sagen!“ rief einer, obwohl die meisten schon auf den großen, weißhaarigen Mann blickten, der sich mit einer Hand auf den Tisch, mit der anderen auf der Stuhllehne aufstützte, und, als wolle er sich nochmal besinnen, vor sich auf den Boden starre. „Daß Sie, Treibel“, und damit meinte er den Angestellten, der vor ihm gesprochen hatte, „daß Sie eine solche Forderung aufstellen, kann ich ja schon verstehen. Aber Sie sind nicht in der Gewerkschaft und waren nie in einer Gewerkschaft. Und jetzt kommen Sie und wollen uns Vorschriften machen. Jetzt will ich Ihnen mal was sagen: jeder hier im Saal weiß, daß Ihr Angestellten in unserem Betrieb schon seit Jahren von jedem neuen Chef, den wir gekriegt haben, daß Ihr alle mit Unmengen Zulagen geschmiert worden seid. Da machen wir nicht mit! Der Flohrich und der Keiler und die ganzen Leute von der Betriebsleitung, die haben ihr Schäfchen schon im Trockenen. Das wissen wir doch! Das pfeifen doch schon die Spatzen von den Dächern, daß die ihre Posten in den weitergeführten Filialen schon haben, so blöd sind wir nicht, daß wir das nicht merken, aber wenn uns Leute wie Ihr, die eigentlich noch zu uns gehören sollten, wenn uns die übers Ohr hauen wollen, das merken wir sofort, da macht Ihr uns nichts vor.“

Jetzt war die Hölle los. Zwei der Angestellten standen sofort auf und gingen noch unter dem brausenden Beifall der Arbeiter zum Ausgang.

Renner, dem die Versammlung in diesem Augenblick völlig entglitten war, klöppelte unaufhörlich mit seinem Kugelschreiber auf den Rand seines Bierglasses.

Irgendwie kam ihm dieser Ausgang gelegen. Bei der Vorbereitung der Versammlung war ihm klar geworden, daß dieser Punkt, der einheitliche Grundbetrag, der ja eine Gleichstellung von Arbeitern und Angestellten bedeutete, der heikelste von allen werden würde. Und als er beim Betreten des Saales die vielen nicht gewerkschaftlich organisierten Angestellten gesehen hatte, war ihm ordentlich mulmig geworden. Jetzt aber hatte sich durch die Rede von Ernst Hage zweifellos die Meinung der überwiegenden Mehrheit der Anwesenden

durchgesetzt, mit viel Getöse und Beifall zwar, aber ohne die gefürchtete Abstimmung, die selbst für die gewerkschaftlich organisierten Kollegen immer noch so etwas wie ein öffentliches Bekenntnis war, zumindest bei den Kollegen dieses Betriebes, in dem jegliche Abmachung nur mit verschlossenen Briefkuverts getroffen wurde.

Nachdem sich die Versammlung wieder beruhigt hatte, hob Renner zu einem Schlußwort an. Er zeigte sich unnachgiebig in der Frage des einheitlichen Grundbetrages und beschwore die Härte seines Standpunktes bei den bevorstehenden Verhandlungen: „Kollegen, da garantiere ich euch, daß wir beim Grundbetrag nicht unter tausend Mark runtergehen, und wenn hier keine Einigung zu erzielen ist, lasse ich die Verhandlung scheitern, dann gehen wir eben vor die Einigungsstelle!“

Die Versammlung war zufrieden. Zwar glaubte am Ende keiner, daß das alles so glatt über die Bühne gehen würde, wie sich der Renner das vorstellte. Aber wichtig war, daß einer mal klar und deutlich die Forderungen der Belegschaft ausgesprochen hatte, und in der Zeitung war das am nächsten Tag auch brühwarm zu lesen.

Freundliches Entgegenkommen

„Kommen Sie nur“, hatte Renner am Telefon gemeint, „morgen früh habe ich Zeit.“

Also standen Herbert und Volker am nächsten Morgen im Vorzimmer des Büros, ließen sich von der Sekretärin Broschüren über die Gewerkschaft Textil und Bekleidung geben und erzählten auch ihr, sie seien als Vertreter des Nachrichtenblattes, einer kleinen, örtlichen Wochenzeitung hier und wollten einen Artikel über die Stillegung des Textilwerkes verfassen.

Renner rief die beiden zu sich herein, bot ihnen in einer Sitzcke bequeme Stühle und Zigaretten an und begann ohne große Umschweife zu erzählen: „Kaum zu glauben, aber die Geschichte beginnt in Nashville in Tennessee, USA. Dort liegt das Hauptquartier der NESCO, des größten Bekleidungsherstellers der Welt. Der alte Chef des US-Konzerns hatte abgedankt und ließ seinen Sohn, Frank Capman, ans Ruder. Das war 1968. Der junge Capman war Neuling im internationalen Geschäft und wollte sich möglichst schnell profilieren. Dabei stieß er auf den Routinier Friedl Vogt. Der oberschwäbische Textilindustrielle und Konzernbastler, dem das Textilwerk gehörte, das jetzt stillgelegt wird, hatte 1967 aus seiner verschachtelten Textilgruppe einen Teil ausgliedert und in die Textilia AG in der Schweiz überführt. Neben dem hiesigen Textilwerk als Kern und den Tochtergesellschaften in Passau und Berlin gehörten noch ein halbes Dutzend Textilfabriken in Italien, Monaco, Holland und Portugal zu dem 150-Millionen-Mark-Umsatz-Komplex. Vogt hatte schon früher nach einem starken Partner gesucht, um ins internationale Kapitalgeschäft zu kommen und war begeistert, als der junge Capman im Frühjahr 1968 mit 50 Prozent in den Vogt-Konzern einstieg. Der Trick dabei war, daß das Geschäft abgeschlossen wurde, bevor Capman oder ein anderer kompetenter Vertreter des US-Konzerns den Betrieb überhaupt gesehen hatten. Vogt hatte nämlich einen ausgezeichneten aufgemachten Prospekt über sein Unterneh-

men eingereicht, und die angereisten NESCO-eigenen Wirtschaftsprüfer hatten ein positives Testat abgegeben. Capman hatte nur übersehen, daß der Leiter der Wirtschaftsprüfer-Kommission schon während der Prüfung von Vogt unter Vertrag genommen wurde. Vogt hatte schon jahrelang nichts mehr investiert. Trotzdem verkaufte er als krönenden Abschluß des ganzen Unternehmens ein knappes Jahr später auch noch die andere Hälfte des Konzerns an die NESCO. Mit insgesamt 10,5 Millionen Dollar für sein heruntergewirtschaftetes Unternehmen war Vogt mehr als zufrieden.

Was dann kam, war ein Fiasko ohnegleichen: Straffung der Kollektion, Wechsel in der Betriebsleitung, Reduzierung der Belegschaft um nahezu tausend Leute. Aber trotz der starken Einsparung kam nicht der erhoffte wirtschaftliche Erfolg. Wegen falscher Preispolitik stiegen die großen Warenhäuser wieder aus dem Verkaufsgeschäft aus. Überhaupt war der ganze Verkauf der Unterwäscheproduktion viel zu schlecht organisiert. Im Grund, das kann man schon sagen, war es vor allem das schlechte Management, das zu der bedauerlichen Lage geführt hat. Ein Betrieb wie dieser muß eben ein gesundes Verhältnis von eingesetzten Arbeitskräften zu Verwaltungs- und Betriebskosten haben. Und das muß man natürlich auch sehen: die Leute tragen heute nunmal nicht mehr so teure Unterwäsche. Vor allem die Jungen. Und wenn man da immer noch Morgenröcke mit Rüschen und Spitzen und weiß Gott was produziert, braucht man sich nicht wundern.“

Man merkte, daß Renner sich auskannte. Als ihn Herbert nach einer Pause fragte, wie er denn die Lage der Belegschaft in dem betroffenen Betrieb einschätze, zuckte er mit den Achseln.

„Daß der Betrieb nicht weiterzuführen ist, liegt auf der Hand. Ich versteh ja die Aufregung der Leute. Aber die Arbeitsplätze können wir nicht halten. Da besteht keine Aussicht. Die wollen zwar alle, aber mit dem bloßen Wollen ist bei uns noch nichts erreicht. Ohne Arbeitsplätze keine Arbeit.“

„Könnte da nicht der Staat einspringen“, meinte Volker, „oder die Kommune. Schließlich hat der Vogt meines Wissens damals nach dem Krieg das Baugelände samt der Erschließung von der Gemeinde für ein Spottgeld bekommen. Eben gerade wegen der Arbeitsplätze.“

„Natürlich ist das eine Sache“, antwortete Renner, „die auch die Gemeinde angeht. Aber da gibt es einen Wink von oben, daß die ja kein Exempel statuieren sollen. Wirklich. Das dürfte man ja gar nicht sagen. Es gibt da Kreise, die befürchten, daß sich durch Ankauf oder staatliche Subventionierung bei der Bevölkerung der Gedanke an weitergehende Verstaatlichung breitmachen könnte. Vor allem, wo doch abzusehen ist, daß die Krise nicht nur bei Textil und Bau bleiben wird. Da zahlt man lieber Arbeitslosengelder.“

„Heißt das, daß die Belegschaft in zweieinhalb Monaten auf der Straße liegt?“
„Da kann man nichts mehr machen. Das wird wohl so kommen.“

An die Bewohner der Stadt

Innerhalb der Initiativ-Gruppe hatten sich zwei Lager gebildet: die einen wollten um jeden Preis auch weiterhin um die Arbeitsplätze kämpfen, wollten hierzu eine breite öffentliche Teilnahme und Diskussion in Gang bringen, um

so vielleicht dennoch etwas zu erreichen; die anderen wollten sich vor allem um einen möglichst guten Sozialplan bemühen. Nach einem Hin und Her entsloß sich die Initiativgruppe, den Kampf um die Erhaltung der Arbeitsplätze fortzuführen.

Der Plan für ein Flugblatt an die Öffentlichkeit war bald gefaßt. Mit der nun eingeschlagenen Richtung gewann die Gruppe ihren inneren Halt wieder. Zeitweilig kam sogar die Begeisterung der Anfangstage noch einmal auf.

Die Flugblätter, mit denen die Bevölkerung mobilisiert werden sollte, wurden am Samstag in der Stadt verteilt. Es gelang zwar, viele Passanten in Gespräche über die Lage der Textilarbeiter zu verwickeln, doch die erhoffte Solidarisierung, von der niemand wußte, wie sie praktisch aussiehen sollte, blieb aus.

6

Daß die Studenten wirklich etwas gemacht haben für uns, das hat mich beeindruckt. Ich hab's ja selber nicht erlebt. Aber meine Frau war an dem Samstag auf dem Markt und kam heim und redet gleich los, daß da welche für unser Werk auf der Straße Flugblätter verteilen und hat auch eins mitgebracht, und mit vielen Leuten hätten die geredet, daß man sich das nicht gefallen lassen soll mit der Stillegung. Wenn wir die nur gekannt hätten, die jungen Leute. Einige von uns haben ja mit ihnen geredet vor dem Fabriktor, morgens, als sie bei uns Flugblätter verteilt haben. Die haben aber scheinbar nur gefragt, wie so die Stimmung im Werk sei und was wir von ihren Flugblättern halten. Aber wer traut denn so jungen Leuten, die wir nicht kennen, auch wenn die recht haben mit dem, was die gemacht haben für uns. Es war ja so, daß eigentlich viele immer noch gehofft hatten, es ginge weiter, auch als die Stillegung schon geschlossen war. Und wie die dann in der Stadt die Flugblätter verteilt haben, da ging's bei uns nochmal richtig rund. Schon am nächsten Morgen stehen die wieder da und bringen neue Flugblätter. Da stand drauf, daß wir uns nicht spalten sollen und nicht innerhalb der Belegschaft schon zwischen Arbeitern und Angestellten und den Jungen und Alten in Streit kommen sollen. Das fand ich gut, weil das bei uns wirklich ein Problem ist. An dem Montag waren auch die ersten Verhandlungen wegen unserem Sozialplan. Da wußten wir nicht mehr, was machen: die Gewerkschaft verhandelt schon mit dem Springmann, und der wollen wir nicht in den Rücken fallen, und die Studenten schreiben, wir sollen uns nicht mit dem Sozialplan abfinden. Wir müssen kämpfen. Aber das sagen die so leicht. Da hat doch jeder schon Angst gehabt, daß man von der Betriebsleitung eins draufkriegt, wenn man mit denen draußen zusammenkommt. Das wollten wir ja schon mal, uns beim Willi daheim mit denen treffen. Aber das hat nie geklappt, auch weil wir Angst hatten, es verrät uns einer. Also das war schlimm, als man gesehen hat, was man machen hätt sollen und was man nicht mehr machen kann.

Alles auf eine Karte

Die Flugblätter am vergangenen Samstag waren alles in allem doch ein Erfolg gewesen. Zumaldest konnte das Stillegungsverfahren nun nicht mehr völlig isoliert von der Öffentlichkeit abgewickelt werden. Außerdem war die Presse

gezwungen, ausführlicher und in kürzeren Abständen über den Stand der Verhandlungen und die Stimmung im Betrieb zu berichten. In der folgenden Woche hatten die Sozialplanverhandlungen begonnen. Wie zu erwarten war, lehnte Springmann die Forderungen der Gewerkschaft ab. Es begann ein zäher Kleinkrieg. Jeden Tag wurde in der Chefetage des Werkes konfliktiert. Die Gewerkschaftsführung blieb hart, das hatte sie versprochen, und gegen Ende der Woche zeigte sich schon, daß ohne Einigungsstelle wohl kaum ein Ergebnis zu erzielen war.

Die Initiativgruppe traf sich am Donnerstagabend nochmals bei Inge. Herbert und Bernd hatten sich geeinigt, alles auf eine Karte zu setzen:

„Wenn wir vorhaben, weiter im Rahmen dieser Gruppe zu arbeiten, dann sehe ich nur folgende Möglichkeit: Wir verfassen ein Flugblatt, in dem wir die Situation schildern. Letzte Möglichkeit um zu handeln, Nein zur Stilllegung, morgens schon Unterschriftenlisten rumgehen lassen, während der Verhandlung demonstrativ alle Maschinen ausschalten, damit die da oben merken, daß sie auf einem Pulverfaß sitzen, Initiativgruppe erklärt sich bereit, am nächsten Tag, am Samstag, nochmals große Aktion in der Stadt zu veranstalten, Demonstration und so, Bildung eines gemeinsamen Komitees . . .“ Bernd lehnte sich zurück, blickte in die Runde und wartete die Reaktionen ab.

„Ihr spinnt doch total!“ rief Thomas. „Ihr könnt's einfach nicht fassen, daß die Arbeiter noch nicht auf die Barrikaden gestiegen sind. Und jetzt wollt ihr sie draufhetzen. Mensch — wir haben eben keine Situation wie in Frankreich oder Italien, wo die Arbeiter sofort bereit wären, zu kämpfen. Die Leute hier haben zum größten Teil noch nie einen Streik miterlebt, geschweige denn selber angeführt. Ohne Führung der Gewerkschaft passiert da gar nichts. Und was die Gewerkschaft will, wissen wir ja alle inzwischen. Wenn wir da jetzt nochmal Feuer drunter legen, werden wir völlig unglaublich.“

Darauf Herberts Geschrei: „Was denn! Gewerkschaft! Natürlich haben die Arbeiter keine Erfahrungen, brauchen Hilfe, klar, Streik organisieren, Fabrikbesetzung . . .“

Sie einigten sich schließlich auf eine Pause, tranken Kaffee, rauchten und redeten in kleineren Gruppen miteinander.

Bernd sagte halblaut zu Herbert: „Und wenn ich morgen allein vor dem Fabrikator stehe: ich gebe nicht auf.“ „Das ist doch Handwerkelei, Sektiererei, was du da betreibst“, konterte Volker, der mitgehört hatte.

„Ich sage: das ist Spontaneismus, nichts als Spontaneismus. Und ihr wollt so was wie Arbeiterführer werden. Daß ich nicht lache. Für mich ist die Sache gestorben. In zwei, drei Wochen ist ohnehin alles gelaufen. Ohne euch. Da bin ich sicher.“ Thomas hatte, während er sprach, seine Zigaretten eingepackt, die Papiere vom Tisch genommen und ging nun zur Türe.

Als er draußen war, setzte sich Herbert demonstrativ an den Tisch. „Machen wir weiter. Wir müssen heute noch zu einem Ergebnis kommen.“

Man beschloß, aufs Ganze zu gehen, schlug in dem Flugblatt zunächst jedoch nur vor, eine Unterschriftensammlung während der Arbeitszeit durchzuführen, die Maschinen kurzzeitig abzuschalten und auf der für den Nachmittag vorgesehenen Betriebsversammlung eindeutig Stellung zu beziehen.

Am nächsten Morgen teilten sie außer den Flugblättern noch Zettel für die Unterschriftensammlung aus. Den ganzen Vormittag über versuchten sie zu erfahren, was in der Firma ablieft. Die erste Schicht kam frühestens um halb drei Uhr aus der Fabrik.

Nur einige, die Normalzeit arbeiteten, machten um zwölf Mittagspause. Doch die Informationen, die die Gruppe von denen erhielt, waren äußerst unklar, fast widersprüchlich. Auf jeden Fall seien die Unterschriften geleistet worden. Jeder hätte unterschrieben. Die Zettel hätten beinahe nicht gereicht. Sogar der größte Teil der Angestellten stünde drauf. Der Kunze sei mit den Listen rumgegangen, von einem zum andern. Ob die Maschinen abgestellt worden waren, konnte niemand genau sagen. Die Frühstückspause hätte auf jeden Fall länger als sonst gedauert. Und von den Näherinnen habe man erfahren, daß dort im Nähraum mehr geredet als gearbeitet worden sei an diesem Morgen.

Das war schon einiges. Die Gruppe konnte es selbst kaum fassen. Sollten sie tatsächlich recht behalten haben? Die Entscheidung mußte am Nachmittag in der Betriebsversammlung fallen.

7

Den Morgen vergesse ich wohl nicht so schnell. Da kommen doch gleich in der Frühe zwei Frauen mit einem Packen Zettel zu mir. Ich solle die rumgehen lassen. Tatsache, ich habe wirklich geglaubt, die sind vom Betriebsrat selber geschickt worden. Hab sie nicht lange gefragt danach. Als Bote komme ich ja sowieso überall rum. Und wie die unterschrieben haben! Das war wie eine Abstimmung. Da soll einer draufkommen, daß die das gar nicht dürfen. — Ja, wie ich schon fast alle Zettel voll hab, ich bin grade im zweiten Nähraum, da geht doch die Tür auf und der Feller steht da und macht ein Gesicht, daß einem Angst wird. „Hier“, sag ich und streck ihm die unterschriebenen Zettel hin. Aber der kommt bloß auf mich zu und schlägt mir die Zettel aus der Hand, daß die auf den Boden flattern. Und da fängt der das Schreien an, ob wir denn ganz verrückt geworden seien! Sie seien da oben am Verhandeln und hätten sich die Köpfe heißgeredet, und wir machen hier unten derweil die Revolution! Da soll sich einer noch auskennen. Der hat die Zettel genommen und in die Tasche gestopft, als sei da Gift dran. Und fährt uns an: daß da keiner auch nur ein Sterbenswörtchen davon erzählt. Der Springmann habe schon Wind bekommen davon und beinahe die Verhandlung deswegen platzen lassen. Dann rast er wieder raus aus dem Nähraum und die Weiber schreien ihm nach, „soll er doch, soll er doch!“ und: „du Angsthase! Ich bin dann gleich ab in den Botenraum, weil damit will ich nix zu tun haben. Aber mehr war an dem Morgen nicht los.

8

Der Feller hat alles kaputtgemacht. Wir wären mit den Listen ins Büro hoch, das garantier ich. Da war nämlich mit einem Schlag eine Stimmung da, weil alle unterschrieben haben, daß wir die Arbeitsplätze haben wollen und keine Abfindung. Das kann man kaum beschreiben. So ein Gefühl von Gemeinsamkeit. Und da kommt der Feller und steckt die Zettel weg. Das ging wie ein Lauffeuer durch den Betrieb. Wenn da einer gewesen wär, der reden hätt können, da

hätten wir schon um elf eine Versammlung gemacht. Aber wir haben alle bloß gewartet, ob was kommt. Bis um halb drei. So eine Betriebsversammlung haben wir noch nie gehabt, seit ich hier bin. Die Kollegen waren richtig aufgedreht. Und wie der Renner mit dem Springmann reinkommt, und wie die zwei sich angrinsen, da hab ich laut: „Schieber!“ geschrien und die Kollegen mit, und gepfiffen haben sie, und ein paar Frauen streckten doch glatt die Faust hoch, das hat vielleicht ausgesehen. Da war er aber sauer, der Renner, und geht zum Mikrofon und erklärt, daß wir ruhig sein sollen, sonst löst er die Versammlung auf. Jetzt ging's erst richtig los. Keiner setzt sich hin wie sonst, weil alle sehen wollen, was da vorne läuft. Der Renner brüllt ins Mikrofon, die Verhandlungen seien gescheitert, das Weitere sei Sache der Einigungsstelle. Wie dann einer von uns sich meldet und nach vorne ruft, daß wir die Fabrik haben wollen und kein Almosen, da fährt's in den Springmann. Daß der nicht einem an die Kehle ist, war ein Wunder. Zum ersten Mal hab ich den schreien gehört. Dabei hat das Mikrofon plötzlich gepfiffen und der ganze Saal lacht, aber der Springmann schiebt das Ding bloß weg und brüllt in den Saal von seinem Eigentum und daß er uns alle rauschmeißen kann, wenn er will, was wir eigentlich glauben, wo wir wären, noch gäbe es Gesetze, und noch sei er im Recht — da wird's mit einem Schlag ruhig im Saal, und der Springmann schreit auch nicht mehr so, aber er zischt beim Reden und fuchtelt mit dem Finger wie ein Lehrer. Da gehn auch schon die Köpfe runter, ich kann's kaum fassen. Niemand meldet sich mehr. Und wie ich mich umschau, seh ich bloß noch Angst, und selber hab ich auch keinen Mut mehr. — Derweil redet der Springmann von Produktion bis zum Schluß, das Lager muß noch leer werden, man könne ja verstehen, daß jeder in dieser heiklen Situation mal die Nerven verliert, er sei ja im Grunde auch nicht nachtragend, und wenn alles ohne weitere Zwischenfälle ablaufe, dann soll jeder seinen Teil kriegen, der ihm zusteht, aber keine Krawalle mehr, und wer mit denen draußen zusammenarbeitet, kann sofort gehn, er halte niemanden, das solle jeder ruhig wissen, und jetzt wünsche er uns ein angenehmes Wochenende, und weg war er.

Resignation

Die Gruppe stand fast vollzählig vor dem Fabrikator. Als die ersten Arbeiterinnen das Hauptgebäude verließen, ging ihnen Bernd ungeduldig ein paar Schritte entgegen. Aber niemand, den er ansprach, gab ihm eine Antwort.

Je mehr die Mitglieder der Initiativgruppe die herausströmenden Arbeiterinnen und Arbeiter aufhalten und in ein Gespräch über das Geschehene verwickeln wollten, umso schneller ging diese an ihnen vorbei und eilten zu den wartenden Fahrzeugen. Als Herbert den etwas kleineren, älteren Mann sah, mit dem er bisher schon ein paarmal geredet hatte, hob der nur kurz den Kopf und sagte: „Mensch, haut doch ab!“

Die Initiativgruppe rückte immer weiter von der Toreinfahrt ab, wie um sich in Sicherheit zu begeben, während die letzten Arbeiterinnen das Werksgelände verließen. Die meisten trugen weiße Plastiktüten in der Hand, in denen sie die gratis erhaltene Ausschußware mit nach Hause nahmen.

Auf den Tüten stand gut lesbar der Spruch, erfunden einstmals zur Ankurbelung der Produktion: RETTET DIE ZÄRTLICHKEIT!

Nachtrag

Am darauffolgenden Montag erhielten alle Belegschaftsmitglieder einen blauen Brief.

Mitte Februar wurden die ersten entlassen.

Ende März wurde der Betrieb stillgelegt.

Die Produktion lief bis zum letzten Tag auf vollen Touren. Der Umsatz des letzten Vierteljahres belief sich auf eineinhalb Millionen.

Die Initiativgruppe löste sich nach wenigen Tagen zwanglos auf.

Vierzig Näherinnen fanden für zwei Drittel ihres bisherigen Lohnes Arbeit in einer Lederfabrik.

Etwa einhundertachtzig Frauen sind seitdem ständig erwerbslos.

Die meisten Angestellten fanden in naheliegenden Büros noch Beschäftigung.

Der Grundbetrag wurde von der Einigungsstelle auf vierhundertsechzig Mark angesetzt.

Die ehemalige Werkskantine wurde bald darauf als Nachtlokal vermietet.

Einige Teile des Gebäudekomplexes werden fortan als Lagerhalle verwendet.

Die Nächse sollen der hiesigen Hochschule als Seminarräume angeboten werden sein.

Der Wert der Lagerbestände an Stoffen etc. beläuft sich auf ca. fünf Millionen Mark.

Rein äußerlich hat sich an dem Fabrikgebäude nichts verändert.

Im übrigen begann kurze Zeit später die allgemeine Krise.

Slang

„... das ist meine Himmel auf der Ä-ärde!“

„So, jetzt kann die Bescherung losgehen. Du kannst die Kinder reinholen, habe ich gesagt. Achtung, stillgestanden! Wir singen als erstes: „Stille Nacht, heilige Nacht“ (Grammophon „Ihr Kinderlein kommet“). Wer hat denn nu wieder die falsche Platte aufgelegt? Jedesmal passiert dieselbe Schweinerei! Die ganze Weihnachtsstimmung ist futsch. Sie brauchen die Platte bloß umdrehen, Minna! Jawohl, „Stille Nacht“ ist auf der Rückseite. — So, Hans-Heinz, jetzt kannst du mal dein Gedicht aufsagen! — Na? „Nieder“ heißt es, du Schafskopp! Auf die Erde nieder mit „N“ und nicht mit „W“! Wenn du in der ersten Zeile gesagt hast, daß das Christuskind alle Jahre wiederkommt, darfst du in der zweiten Zeile nicht nochmal dasselbe sagen! Nochmal von vorn! — Ein Gedächtnis hat der Junge, aber das hat er von dir! — Na, mach schon Schluß, die ganze Weihe ist hin. — Jetzt rede ich, verstanden? — Weihnacht 1925! Deutsche Weihnacht! Wenn draußen die Flocken rieseln, wenn der rauhe Wintersturm durch die Gassen faucht, feiern wir Christenmenschen im trauten Heim unterm Weihnachtsbaum beim strahlenden Kerzenschein den Geburtstag unseres Heilandes, Heilandes. Nicht alle Kinder sind in der glücklichen Lage, Eltern zu besitzen, die imstande sind, ihnen eine freudige Überraschung zu bereiten. Wenn der Vater keine Arbeit hat und so. Deswegen müßt ihr euren Eltern dankbar sein, solange ihr uns noch habt. Die Stunde kommt, die Stunde kommt, wo ihr an Klägern steht und grabt! — So nu seht euch mal eure Geschenke an! Lecke nich an die Finger, Hans-Heinz! Bleisoldaten sind giftig. Na, Mama, habe ich das Richtige getroffen? — Hergott, wenn dir die Farbe nicht paßt, können wir ja umtauschen. Ich finde es aber höchst unpassend, an Weihnachtsgaben herumzumäkeln. — Was? Das soll für mich sein? — Hübsch, sehr hübsch. In Unkosten hast du dich ja nicht gerade gestürzt. — Nu fange nur nich gleich an zu flennen, du siehst doch, wie ich mich über die kleine Aufmerksamkeit freue! — Probier' mal deinen Stahlhelm auf, Hans-Heinz. — Zu groß? Was soll das heißen? Dein Kopf wird schon noch hineinwachsen, wenn du später mal für deinen Kaiser ins Feld ziehest. Wo ist denn das Mädchen? Das hockt natürlich wieder in der Küche. An so einem Tage, unglaublich! Wo soll dieses Volk auch seine Herzensbildung herhaben. Holt sie rein! — Na, Minna? Was sagen Sie nu? Sie äußern sich ja gar nicht, ob Ihnen die Strickjacke gefällt? Was denken Sie wohl, was die jetzt kosten! Wir haben extra etwas Praktisches herausgesucht für Sie. Wo Sie doch sowieso den ganzen Tag in der ungeheizten Küche herumhocken.“

(Rote Fahne, 1925, Weihnachtsnummer)

Der Weg zum Glück

Vor dem letzten Haus an der Halde sitzt ein steinaltes Ehepaar und trinkt seine Morgenschokolade. „Trinkt“ ist nicht der richtige Ausdruck, denn die beiden sind so reich, daß man schon sagen muß: Das Paar nimmt seine Schokolade. Zu „Nimmt“ gehört nämlich folgendes: Die Frisierhaube umspannt noch das eben ondulierte Haar der gnädigen Frau; der gnädige Herr liest ein nationales Blatt, etwa „Die deutsche Bergwerkszeitung“. Und außer Schokolade gibt es: Eier im Glas, Kaviarbrötchen, Hummermayonnaise, gekochten Schinken, Butter, Honig, ein Gläschen Malaga und das elektrische Heizkissen zwischen dem Popo und der morgenkühlten Gartenbank.

Hinter dem Hause dehnt sich der Park, in dem sich die Kinder, Enkel und Urenkel tummeln, im ganzen wohl die stattliche Zahl von 175 Personen. In der Garage stehen blitzblanke Autos, darunter befindet sich ein herrlicher Rolls Royce, der echte englische Klassewagen, der das Oberhaupt der Familie 48 000 Reichsmark gekostet hat. Papa hat die ganze Summe seinerzeit in runden harten Talern auf den Tisch gezählt, obwohl sich der Verkäufer mit einer Anzahlung von 24 000 Mark begnügen wollte.

Trotzdem sind die beiden in seidene Pyjamas gekleideten Leutchen keine Kapitalisten. Wenn wir es nicht schon ihren wetterharten Gesichtern, die jetzt allerdings durch die Freuden eines heiteren Lebensabends weicher und milder geworden sind, und ihren kräftigen, breiten Händen angesehen hätten, so können wir es sofort aus einem Gespräch schließen, das der Herr des Hauses mit einem zerlumpten Manne führt, der mit gezogener Mütze an der Vorgartentür stehengeblieben ist.

Greis: „Sie sind Bettler, nicht wahr?“

Bettler: „Jawohl, Herr Direktor.“

Greis: „Nennen Sie mich nicht Direktor, ich bin ein einfacher Bergarbeiter. Sie wünschen eine Unterstützung?“

Bettler: „Jawohl, Herr ... Kollege.“

Greis: „Warum arbeiten Sie nicht?“

Bettler: „Ich bin wegen Arbeitsmangel entlassen worden.“

Greis: „Wie alt sind Sie?“

Bettler: „Dreißig Jahre.“

Greis: „Wann haben Sie mit Arbeiten angefangen?“

Bettler: „Ich war damals vierzehn Jahre alt.“

Greis: „Herrlich! Verheiratet?“

Bettler: „Jawohl.“

Greis: „Frau auch mit vierzehn Jahren angefangen zu arbeiten?“

Bettler: „Das stimmt. Aber wozu ...“

Greis (mit erhobener Stimme): „Und wo haben Sie Ihre 15 604 Mark?“

Bettler: „Ich? Was? 15 000 ...“

Greis: „Jawohl: 15 604 Mark, keinen Pfennig weniger! Kommen Sie mal ein bißchen näher, Kollege. Treten Sie aber nicht auf den Rasen!“

Der reiche Bergarbeiter entnimmt seiner Brieftasche einen auf festen Karton geklebten Zeitungsausschnitt, den er allen Hilfesuchenden vorzulegen pflegt, anstatt sie und sich durch zwecklose Geschenke zu schädigen.

„Wenn ein junger Mensch“ — so schreibt die Deutsche Bergwerkszeitung, Kollege! — „mit vierzehn Jahren zu arbeiten anfängt und jeden Zahltag zehn Mark zurücklegt, die mit acht Prozent verzinst werden, so hat er im dreißigsten Lebensjahr 7802 Mark. Wenn er dann ein junges Mädchen heiratet, das gerade soviel zurückgelegt hat, dann haben sie zusammen 15 604 Mark. Ein solches Pärchen kann dem Familienzuwachs mit Freuden entgegensehen. Die Frau kann ohne Sorgen zu Hause bleiben, sie haben ja allein 1248 Mark Zinsen zu verbrauchen, und wenn sie das Kapital angreifen, so schadet es auch nichts. Für solche Zeiten ist ja gespart worden.“

„Sehen Sie,“ fügt der Alte hinzu, „ein solches Pärchen sind auch ich und meine Frau. Wir haben aber nicht erst mit vierzehn, sondern bereits mit zehn Jahren angefangen, jeden Zahltag nicht zehn, sondern zwanzig Mark zurückzulegen. Dann haben wir beide nicht schon mit dreißig, sondern mit sechzig Jahren geheiratet. Heute ist jedes von uns 120 Jahre alt. Mit hundert Jahren haben wir aufgehört mit Arbeiten. Als wir beide den letzten Hammerschlag getan hatten, besaßen wir zusammen ein Barvermögen von rund zwei Millionen Mark. Das alles — der vergnügte Alte machte eine weitausholende Handbewegung über Heizkissen, Frisierhaube, Hummermayonnaise, Autogarage und Parkgelände — das alles ist der Ertrag aus unserer Hände Arbeit!“

Dem arbeitslosen Kumpel wird es schwarz vor Augen. Also daran hat es gelegen, daß er mit seiner Frau huntern muß! Nicht an den niedrigen Löhnen, der langen, körper- und nervenzerrüttenden Arbeitszeit, an dem ganzen Elend, das er bisher — marxistischen Einflüsterungen gehorchend — der kapitalistischen Gesellschaftsordnung in die Schuhe geschoben hatte! Der Grund seines Übels war seine verdammte Vergeßlichkeit. Er hat eben an jedem Zahltage vergessen, zehn Mark zurückzulegen. Weiter nichts. Aber er ist ja noch so jung, vieles läßt sich wieder gutmachen. Und wenn er und seine Frau je 140 Jahre alt geworden sein werden, dann werden sie beide gemütlich vor einer ähnlichen Villa sitzen und ihre Morgenschokolade nehmen.

„Warten Sie einen Augenblick“, bemerkt der reichgewordene Arbeiter, „Sie sollen schnell noch Zeuge eines interessanten Telephongespräches werden!“ Er nimmt den Hörer des Tischapparates und verlangt den Direktor der „Rheinmetall“ zu sprechen. „Hier Arbeitsveteran Gottgetreu. Guten Morgen Herr Generaldirektor! — Danke, ausgezeichnet. Und wie geht es Ihnen selbst? — Wie? Sie brauchen Geld? Aber warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt? Wieviel ist es denn? 500 Mille? Aber selbstverständlich! Ich werde Ihnen sofort einen Scheck über 600 Mille schicken. Sie müssen doch Ihre Arbeiter bezahlen können. Wovon sollen die denn sonst wöchentlich zehn Mark zurücklegen? — Natürlich, das sage ich auch. Keine Ursache zu danken, Herr Generaldirektor! Sie wissen doch: Alles, was ich bin und habe, danke ich Ihnen. Kommen Sie heute abend zu einer Tasse Tee heraus? Ja? Meine Frau wird sich freuen. Auf Wiedersehen!“

Der Bettler geht. Sein Gang ist elastisch, sein Herz schlägt zum Zerspringen. Er zieht aus, nach dem Rezept der deutschen Bergwerkszeitung, das Reichwerden zu lernen.

Glück auf den Weg, junger Freund!

(Eulenspiegel 3, 1928, S. 2)

Revolutionäre Satire in der Weimarer Republik. Ein Vergessener: Slang

Am 10. 8. 1932 starb der Satiriker Fritz Hampel, der sich Slang nannte. Im *Roten Pfeffer*, der „einzigen deutschsprachigen proletarischen satirischen Zeitschrift“, die im Münzenbergschen Neuen Deutschen Verlag erschien (1928 bis 1931 unter dem Namen *Eulenspiegel*, 1932 bis zum Verbot im Februar 1933 als *Roter Pfeffer*), schreibt Slangs Freund und Genosse Erich Weinert: „Du hast nicht mit Donner und Dynamit / gegen Mucker und Bonzen gepredigt; / du hast mit einem lachenden Tritt / das Ungeziefer erledigt“, und schließt das Gedicht mit dem Satz: „dein Name wird immer lebendig sein / im Herzen deiner Genossen“.¹

Slang ist heute vergessen.

Wie schwer man sich in der BRD mit der Satire tut, bezeugen die Fälle Delius und Staedt; jüngste Beispiele alter deutscher Tradition der Unsicherheit mit denjenigen, die „unter Lachen die Wahrheit sagen“.

„Überhaupt ist wohl Deutschland das Land nicht, in welchem eine billige und bessernde Satire es wagen darf, ihr Haupt mit der Freymüthigkeit empor zu heben, mit welcher sie es gewohnt ist, die Laster oder die Thorheiten der Menschen zu strafen. (...) In Deutschland mag ich es nicht wagen, einem Dorfschulmeister diejenigen Wahrheiten zu sagen, die in London ein Lord-Erzbischof anhören, und schweigen oder sich bessern muß!“

Schreibt schon Rabener 1755 im vierten Teil seiner *Satiren*.

Tucholskys einleitender Satz zu „Was darf die Satire?“ verdeutlicht, daß sich da nichts geändert hat: „Wenn einer bei uns einen guten politischen Witz macht, dann sitzt halb Deutschland auf dem Sofa und nimmt übel.“

Die weitgehende Ausklammerung satirischer Texte gerade unserer Vorkriegsvergangenheit aus dem schulischen Lektürekanon zeigt, daß Unsicherheit und Ablehnung gegenüber der kritischen literarischen Anklage fortbestehen. Offensichtlich scheint die Kritik, die in der Weimarer Republik ihr Ziel so sicher traf, daß Verbote, Geld- und Haftstrafen (zu erwähnen sei nur an die spektakuläre „Lex Weinert“²) ausgesprochen wurden, einige Widerhaken behalten zu haben. Während Kästner, Tucholsky und — mit Abstrichen — Weinert heute immerhin im literarischen Bewußtsein vorhanden sind (freilich vorwiegend museal), blieb der Satiriker Slang bisher unentdeckt.

Dabei war gerade Slang zu seiner Zeit außerordentlich populär. Die *Linkskurve*, das Organ des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands (BPRS), schreibt zu seinem Tode:

„Er starb zur unrechtesten Zeit. Difficile est, non scribere satiram, es ist schwer, keine Satiren zu schreiben. Wenn dieser Satz eine Gültigkeit hat, dann gerade heute. Und doch: trotz dieser Welt, trotz dieses Deutschlands, in dem man kei-

¹ Roter Pfeffer 9, 1932, S. 3.

² Weinert erhält Auftrittsverbot. Auch sein *Ausweg*, Schallplatten abzuspielen, wird unter den Anklagen „Aufreizung zum Klassenhaß“, „Gefährdung der öffentlichen Sicherheit“ etc. zunichte gemacht. Zu Weinert verweise ich auf D. Poszeh, Das lyrische Werk Erich Weinerts, Berlin (DDR) 1973.

nen Schritt tun kann, kein Blatt aufschlagen, keine Litfaßsäule ansehen, rein nichts tun kann, ohne eine blutige Satire zu schreiben, gibt es in dieser Zeit wenige gute Satiriker in unseren Reihen. Bloß einen. Und der ist tot. Slang . . . Hunderttausende haben mit ihm gelacht.“³

In Verbindung mit dem Nachruf kündigt die Zeitschrift einen Artikel von Georg Lukács an, in dem „unseres Wissens zum ersten Male Grundsätzliches über das Wesen der revolutionären Satire auszusagen versucht wurde“. Der Aufsatz ist in der Zeitschrift nie erschienen.

Die Notiz macht deutlich, daß eine theoretische Auseinandersetzung mit der revolutionären, sozialistischen Satire fehlt. Die Problematik wurde lediglich gestreift, etwa in Pijets kurzem Aufsatz „Rotes Kabarett oder proletarisches Drama“: „Satire ist gut, und mit Satire seinen Gegner zu erledigen, zeugt immer von einer gewissen ideologischen Überlegenheit.“ Kritisch warnt er jedoch: „Es gibt aber — und das muß betont werden — Probleme innerhalb unseres Kampfes, wo Satire nie und nimmer ein Mittel der Propaganda sein kann!“

Pijet wendet sich gegen die bloße „Veräppelung und Verblödung“ des Gegners, das beides nicht zum Erfolg, d. h. zum Nachdenken, führen könne. „Hier vergeht uns alles Lachen.“⁴

Entgegen Pijets einschränkender Beurteilung betont der *Rote Pfeffer* die Notwendigkeit satirischen Lachens. Seinem Selbstverständnis nach ist er „kein gemütliches Witzblatt . . ., das der Bürger zu seiner Erheiterung und besseren Verdauung am Frühstückstisch liest, sondern ein immer fröhlich-bissiger Mitkämpfer der Armen. . . . Warum überhaupt eine proletarisch-satirische Zeitschrift? Es gibt ein bekanntes, in der französischen Revolution entstandenes Wort: ‚Auch die Lächerlichkeit tötet!‘ Es gilt noch heute.“⁵

So gering und oberflächlich auch die theoretische Reflexion revolutionärer Satire war, so bedeutend war ihre Praxis. Anders als das der BRD-Leser gewohnt ist, behauptete während der Weimarer Republik gerade die Satire einen hervorragenden Platz innerhalb der Publizistik.

Allein das Spektrum satirischer Blätter jeder politischer couleur weist darauf hin: *Fliegende Blätter*, *Meggendorfer Blätter*, *Lustige Blätter*, *Simplicissimus*, *Kladderadatsch*, *Ulk*, *Lachen Links* (SPD, ab 1927 wieder unter dem traditionellen Namen *Wahrer Jacob*), *Die Brennessel* (NSDAP, ab 1931), *Die Pleite* (Beilage zum *Gegner*, 1919, 1920/21), *Der Knüppel* (KPD, 1923 bis 1927; aus Zensurgründen unter verschiedenen Decknamen wie *Die rosarote Brille*, *Der Rote Knüppel* erschienen), *Eulenspiegel* (1928, ab 1932 *Roter Pfeffer*), *Stachelschwein* (Reimann, ab 1924). Dazu weitere regionale Zeitschriften.

Unter dem Pseudonym *Rumpelstilzchen* schrieb A. Stein Satiren nationalsozialistischer Tendenz. Doch das geschah eher am Rande der Weimarer Publizistik. Qualitativ und quantitativ wesentlich bedeutender war die linksbürgerliche und revolutionäre linke Satire.

Namen wie W. Mehring, Kästner, Hausmann, Tucholsky (i. e. Mynona), Friedländer, Kraus, Pfempfert repräsentieren eine bedeutende satirische Literatur.

³ Linkskurve 9, 1932, S. 9.

⁴ G. W. Pijet, *Rotes Kabarett oder proletarisches Drama*, in *Arbeiterbühne* 3, 1929, S. 1—2.

⁵ Roter Pfeffer 11, 1932, S. 1.

Wenn die *Linkskurve* Slang den einzigen Satiriker der revolutionären Arbeiterklasse nennt, so bezieht sich das lediglich darauf, daß Slang (bis auf eine Ausnahme⁶) ausschließlich satirische Kurzbeiträge schrieb und in diesem Genre innerhalb der Arbeiterpresse dominierte. Neben ihm finden sich weitere Autoren, die zahlreiche satirische Beiträge veröffentlichten. Neben Weinert, der vor allem durch seine Vorträge wirkte, aber auch im *Eulenspiegel* und der *Arbeiter-Illustrierten Zeitung* (AIZ) schrieb, lieferten E. Albrecht (Pseudonym: u. a. Fritz Bernhard), Max Ginkel, Karl Glas, O. M. Graf, K. Grünberg, Hans Hein, Albert Hotopp, Georg W. Manfred, Peter Nell, Ludwig Renn, Karl Schnog, Helmut Weiß u. a. ständig satirische Kurzbeiträge für die Arbeiterpresse.

Bedeutung und Resonanz lassen sich nicht nur in der Aufnahme der Satire durch das Arbeiterpublikum ablesen, nicht nur in der Verwertung satirischer Beiträge in den Programmen der Agit-Prop-Trupps, in Roten Revuen, Betriebs- und Häuserblockzeitungen, sondern auch in den scharfen Zensurmaßnahmen der herrschenden Administration. Wegen angeblichen Landes- und Hochverrates auf Grund monierter „Gotteslästerung“, unter Zuhilfenahme des sog. Gesetzes gegen Schmutz und Schund⁷ wurden zahlreiche Beiträge verboten, Autoren und verantwortliche Redakteure verurteilt.

Während seiner achtjährigen journalistischen Tätigkeit für die *Rote Fahne* wurde Slang mehrmals verhaftet und zu insgesamt 2½ Jahren Gefängnis und Festung verurteilt. Und doch gelang es ihm, auch während dieser Zeit beißende Satiren zu verfassen und der Arbeiterpresse zuzuleiten. In einem seiner Briefe an Jelena P. Serebrowskaja⁸ schreibt er:

„Ich bin Mitarbeiter der Roten Fahne, der Roten Post, der Nachrichten, des Tribunal, der Neuen Montagszeitung, der AIZ und des Eulenspiegels. Meine spezielle Aufgabe ist die politische Satire. Es ist natürlich nicht leicht, im Gefängnis zu schreiben, man bekommt immer wieder neue Prozesse. . . . Für uns in Deutschland stehen natürlich auch in der Literatur noch ganz andere Aufgaben. Ein Teil von uns muß sich damit beschäftigen, die Illusionen der Arbeiter über die Demokratie, die Irrtümer über die Sozialdemokratie und die Nationalsozialisten aufzuklären und so in dem Lager der Gegner zersetzend zu wirken. Bei uns ist eben der alte Mensch, der vom Kapitalismus erzogene und verdorbene alte Mensch, noch sehr weit verbreitet.“⁹

Für Slang, den „Soldaten der Revolution“, ist die Satire ein Kampfmittel. Dabei negiert er keineswegs ihren Unterhaltungscharakter. In seiner Kritik an der Arbeiterpresse schreibt er:

„Der Unterhaltungsteil scheint manchmal seinen Namen davon erhalten zu haben, daß er zum — wenn auch spärlichen — Teil zum Unterhalt der Autoren

⁶ Im Auftrag der Partei schreibt Slang 1926 zum bekannten russischen Film die Propagandaschrift „Panzerkreuzer Potemkin“. Es ist seine einzige größere Arbeit. Nach seinem Tode erscheint 1932 im Internationalen Arbeiter-Verlag eine Sammlung seiner besten Satiren: *Glossen vom Tage*.

⁷ Tucholsky kommentiert das Gesetz gegen Schund und Schmutz in der Weltbühne 44, 1926: „Es gibt keine Schutzbestimmung gegen den Mißbrauch dieses Gesetzes — keine einzige.“ Und Brecht: „Dieses Gesetz ist gegen uns gerichtet. Sie sagen Buffalo-Bill und meinen die Wahrheit.“ 1926, in: *Gesammelte Werke* 18, Frankfurt a. M. 1967, zit. 1973, S. 48.

⁸ Jelena P. Serebrowskaja war eine 16jährige Schülerin der Leningrader Max-Hoelz-Schule. Zu dem Briefwechsel zwischen ihr und Slang vgl. Willmann 1969, der in diesem Jahr die Briefe von der jetzigen Schriftstellerin Jelena zur Veröffentlichung erhalten hatte.

⁹ Brief aus dem Gefängnis Auerbach, 7. 12. 1931.

beiträgt. Das Problem des Feuilletons ist die tägliche Kurzgeschichte. Viele proletarische Schriftsteller sind der Meinung, man müsse ihren Erzeugnissen den Schweiß anreichen, den es sie gekostet hat. Sie denken nicht daran, daß der Arbeiter gezwungen ist, seine Zeitung während der Fahrt auf der Straßenbahn und in der kurzen Arbeitspause zu lesen. Sie vergessen oder wissen es nicht, daß anstrengende körperliche Arbeit alles andere als ein Stahlbad für die Nerven bedeutet. Dann würden nämlich ihre Kurzgeschichten kürzer und lebendiger sein. Dann würden sie es unterlassen, auf Spannung und Handlung zu verzichten. Dann würden sie den dramatischen Aufbau und die logische Klarheit des Stils nicht zum alten Eisen werfen.“¹⁰

Schreiben ist ihm nicht Selbstzweck, sondern intendierte Aussage für eine bestimmte Zielgruppe. Slang betont die „Freude am Kampf — die Begriffe Klassenkämpfer und Trauerkloß sind durchaus nicht identisch —“; ebenso sind Freude am Lesen und Lachen nicht verboten, sondern werden zum Mittel der Aussage. Slang hält sich an seine eigenen Prämissen. Er baut seine kurzen Satiiren logisch auf, führt von Pointe zu Pointe und motiviert damit nicht nur zum Lesen, sondern auch dazu, die widersprüchliche Realität zu durchschauen.

1895 wird Fritz Hampel in Crimmitschau als Sohn eines Maschinenmeisters geboren. Er arbeitet als Volksschullehrer in einem Leipziger Arbeiterviertel. Die Kriegserfahrung macht ihn zum Satiriker. Doch seine ersten Arbeiten in linksbürgerlichen Zeitungen gehen über die allgemeine Verspottung des kleinbürgerlichen Spießers (reiches Anschauungsmaterial hatte er ja in seinen Lehrerkollegen) kaum hinaus. Erst aus der Erkenntnis, daß sich seit den Novemberereignissen von 1918 nichts wesentlich geändert hatte, folgen konsequente politische Schritte. 1922 tritt er in die KPD ein. Er beteiligt sich aktiv an den Kämpfen in Sachsen 1923. Jetzt schreibt er unter dem Namen Slang für die kommunistische Presse (die *Sächsische Arbeiterzeitung*). 1924 gibt er seinen Lehrerberuf auf und geht nach Berlin. Dort wird er Zeichner der *Roten Fahne*, ab 1925 schreibt er literarische Texte und wird schließlich Redakteur. Als 1928 in Berlin der BPRS gegründet wird, gehört auch Slang zu seinen Gründungsmitgliedern.

In dieser Zeit wird die KPD zu einer Massenpartei. Der X. Parteitag 1925 in Berlin fordert eine verstärkte Arbeit im Bereich der Presse, des Theaters, des Films, der Kunst und Literatur. Ernst Schneller, Mitglied des Politbüros, Sekretär des ZK der KPD, Reichstagsabgeordneter und bedeutender Schulpolitiker der Partei, gehörte zu den Hauptrednern der Agitpropkonferenz, die während des Parteitags stattfand. Er setzte sich dafür ein, eine bewußt zielgruppengerechte Agitation und Propaganda zu betreiben und hob hervor, daß man „mit allen Mitteln“ arbeiten müsse.¹¹

Die „Resolution über die Agitationsmethoden“ verlangt von der kommunistischen Agitation, „den werktätigen Massen die unverhüllten Tatsachen, die wirklichen Zusammenhänge des wirtschaftlichen, politischen und kulturellen

¹⁰ Slang, Was erwartet die Arbeiterpresse vom Bund? (1928), zit. nach: Zur Tradition der sozialistischen Literatur in Deutschland, Berlin 1962, S. 101.

¹¹ Bericht über die Verhandlungen des X. Parteitags der KPD, Berlin 12.—17. 7. 1925, hrsg. vom ZK der KPD, Berlin 1926, S. 671.

Lebens zu zeigen. Die kommunistische Agitation muß als Ausgangspunkt in erster Linie die soziale Grundlage der betreffenden Gruppe, auf die sie wirken soll, nehmen . . .“ (S. 714)

Allgemein wird ein „höheres Niveau“ der Agitationsmittel gefordert.

Slang versucht, in seinen Satiiren diesen Kriterien gerecht zu werden. Das Pseudonym „Slang“ war schon ein Programmfpunkt: er verstand den Begriff positiv, als Verzicht auf einen „hohen“ literarischen und seiner Zielgruppe unverständlichen Sprachstil. Slangs Sprache ist konkret, im aufgezeichneten Dialog zuweilen salopp — aber immer präzise und verständlich. Die Bilder und Andeutungen, die er bringt, entstammen dem Lebens- und Erfahrungsbereich der Arbeiterleser; die Namens-Wortspiele¹² sind auch ohne Vorwissen verständlich und decken überdeutlich das Wesen ihrer Träger auf.

Gelegentlich schreibt Slang sächsisch; stets ist das — wie z. B. bei Oberlehrer Knutschmann — für den Leser ein Signal: hier spricht ein Unbelehrbarer, ein Dummkopf, einer, der den alten Zeiten nachtrauert oder der NS-Ideologie verfallen ist.

Wenn der Vater die familiengemeinsame Intonierung von „Stille Nacht, heilige Nacht“ mit: „Achtung, stillgestanden!“ einleitet, dem Sohn, der sich beim Rezitieren eines Gedichtes vertan hat und statt Nieder Wieder sagte, aggressiv zurechtweist: „Nieder heißt es, du Schafskopp ... Nochmal von vorn!“ und sich schließlich selbst verspricht: „Wenn ihr an Klägern steht und gragt!“, so äußert sich hier allein im Monolog der Widerspruch zwischen ursprünglichem Sinn des Weihnachtsfestes, seiner Phrase und dem tatsächlichen Verhalten der bürgerlichen Familie.

Ebenso deutlich wird die Fragwürdigkeit und Verlogenheit bürgerlichen Kulturbewußtseins aufgezeigt, wenn Oberlehrer Knutschmann bei der Belehrung seines Sohnes davon schwärmt, wie er den Franzosen im Weltkriege „unsrn greesden deidschen Dichdr Keede middr Waffe in dr Hand beigebrachd“ hat und sich aus solchem Sendungsbewußtsein heraus auf den nächsten Krieg, der dann natürlich gegen Sowjetrußland geführt wird, freut. (*Eulenspiegel* 8, 1931, S. 118 f.)

Der ehemalige Volksschullehrer Slang kann und will den Pädagogen nicht verborgen; doch er will nicht den einzelnen mit dem Ziel individueller Besserung belehren, wie das die Moralsatire der Aufklärung zum Ziel hatte oder wie es Haiduk¹³ der Kästner-Satire nachweist.

Slang spricht den einzelnen Leser in seiner Klassenzugehörigkeit an; er belehrt nicht um zu bessern, sondern um Verdecktes erkennbar zu machen, Erkanntes zu bestärken und „jenes Lachen in die Arbeiterhäuser (zu tragen), das dem Proletariat neuen Mut gibt und die Reaktionäre schlägt und verwundet“.¹⁴ Slangs Satire ist nicht repräsentativ für die Satire der Weimarer Republik all-

¹² Beispiele: der SPD-Bonze Ruhesam, der, alle Ziele und Inhaltlichkeiten des 1. Mai vergessend, den Feiertag lediglich als Familienausflug ins Grüne versteht (*Eulenspiegel* 2, 1928, S. 4 f.); der Kriminalkommissar Kommsenit, der die wahren Täter laufen läßt und stattdessen Kommunisten gefangen nimmt (*Eulenspiegel* 4, 1929, S. 31 f.); der Hypnotiseur SPD mit dem Namen Fischiromo (in Anlehnung an die Sozialfaschismusthese) und den Vornamen Sozi und Al, gebürtig aus dem kleinen Ort Oppor in Tunesien (*Rote Post*, März 1932) . . .

¹³ M. Haiduk, Möglichkeiten und Grenzen der politisch-satirischen Lyrik am Ausgang der Weimarer Republik, in: Arbeiten zur deutschen Philologie, Budapest 1965.

¹⁴ A. Norden, Nachruf, zit. nach: Lexikon sozialistischer deutscher Literatur, S. 473.

gemein; doch sie ist repräsentativ für die revolutionäre proletarische Satire dieser Zeit.

Zu Recht unterscheidet Haiduk trotz aller Gemeinsamkeiten zwischen dem reformistischen und letztlich resignativen Ansatz Kästners und — mit Einschränkungen — Tucholskys¹⁶ und dem revolutionären eines Erich Weinert. Seine Feststellung, daß die Satire Weinerts auf „die Beseitigung der kapitalistischen Basis, nicht aber auf Reformierung gerichtet“ (S. 101) ist, die satirische Kritik sich nicht in der Aufzeigung und Geißelung der Folgeerscheinungen erschöpft, sondern die Ursachen des Kapitalismus benennt, ist im Zusammenhang zu sehen mit den oben zitierten Forderungen der Agit-Prop-Konferenz.

Während Tucholsky (Haiduk vergleicht ihn treffend mit Heine), der seine Situation als „zwischen den Stühlen sitzend“ erkennt, durchaus über die Oberflächlichkeit einer Kritik der Außerlichkeiten hinausgelangt, aber dann doch verzweifelt und sich selbst den Tod gibt, kennzeichnet den „Moraldidaktiker“ Kästner eine „pessimistisch-resignierende Grundhaltung“, ein „Unglaube an den Menschheitsfortschritt“ und damit das Fehlen fast jeglicher Perspektive. Dem steht bei Weinert „die Gestaltung einer wissenschaftlich begründeten Perspektive“ (S. 120) gegenüber.

Diese Charakterisierung trifft in analoger Weise auf Slangs Satire ist nicht Moralsatire, sondern radikale Gesellschaftssatire, die an den äußeren Erscheinungen ansetzt, aber zu deren Ursache, dem Grundwiderspruch der kapitalistischen Gesellschaft, vordringt und so die Perspektive der Revolutionierung der Gesellschaft mit zum Ausdruck bringt.

Das Lachen über den sich selbst entlarvenden Klassengegner, der in der überspitzten Darstellung so negativ geschildert wird, daß kein Leser den Wunsch einer Identifikation verspüren kann, der direkte agitatorische Aufruf zum Handeln wie z. B. in Slangs Gedicht ‚Mutter‘ („... komm, reih dich ein, Mutter, / und schlag mit uns den Fresser Kapital“ (*Eulenspiegel* 10, 1931, Sonderheft Frauen in Not, S. 146), beinhalten für den Rezipienten jene Form von Hoffnung, Optimismus und positiver Perspektive, die Slang für notwendig erachtete. Er forderte:

„Der Arbeiter, der unter Steuerdruck gesetzt ist, der in Elendswohnungen haust, den Erwerbslosigkeit, Krankheit und hungerndes Alter bedrohen, hat das glückliche Ende, das sogenannte ‚Happy-End‘ viel nötiger als der satte Spießer.“ (*Slang* 1928, S. 101)

Nur baut sich dieses happy-end nicht wie in den kritisierten Harry-Piel-Filmen und Courths-Mahler-Schnulzen auf einer eskapistischen Illusion auf, sondern basiert auf gesellschaftlicher Analyse. Die der satirischen Kritik inhärente Utopie ist nicht märchenhaft; sie ist zu verwirklichen.

¹⁶ Einerseits charakterisiert Tucholsky die Stellung des Satirikers im idealistisch-individuellen Sinne: „Der Satiriker ist ein gekränkter Idealist, er will die Welt gut haben, sie ist schlecht, und nun rennt er gegen das Schlechte an.“ (Deutschland, Deutschland — unter anderen, Berlin 1957, S. 11) Andererseits erkennt er: „Wir sitzen zwischen zwei Stühlen und haben erkannt: Der Kampf der Arbeiterklasse führt zum Siege; er ist gerecht. Wir haben es sehr schwer, uns von den Grundlagen unserer Erziehung, unserer Ausbildung, unserer Arbeit loszulösen. Man schilt uns von der Bürgersseite her: Bolschewisten. Man mißtraut uns von der Funktionärsseite der Arbeiterparteien her...“ (Die Rolle der Intellektuellen in der Partei, 1929, zit. nach Haiduk 1965, S. 116)

„Der Satiriker“, schreibt Lunatscharski, „nimmt den Sieg vorweg.“¹⁸ Er verlacht den Feind, macht ihn lächerlich, nimmt ihn nicht ernst und tut damit, als wäre der Feind schwach. Doch er tut nur so; er kennt die Gefährlichkeit des Feindes. „Er ist nur bestrebt, seinen Verbündeten, seinen Lesern Mut zu machen.“ Die Überlegenheit der Satire über ihren Gegner, ihre „gigantische Sieghaftigkeit“, ihre Verachtung des Gegners und doch die gleichzeitige Erkenntnis seiner Stärke, die heimliche Angst vor ihm, nennt Lunatscharski die „Dialektik der Satire“. Diese Dialektik hebt Pijets globale Kritik auf. Die Dialektik der Satire gründet gerade in einem Ernst-Nehmen des Gegners, basiert aber darauf, daß Leser und Autor von der Richtigkeit der eigenen Position durchaus überzeugt sind. Wenn Haiduk die Satire zur operativen Dichtung zählt, so drückt das die notwendige Perspektive des Handelns aus. Der ideelle Sieg wird nicht ein Ersatzsieg, nicht Kompensation, sondern gerade Motivation, Provokation, Motor politisch-praktischen Handelns.

Diese aggressive Intention charakterisiert die Satiiren Slangs. In ihrer Gestaltung ordnen sie sich dem Anspruch revolutionärer Satire unter. In der bissigen, höhnischen Kommentierung vorgefundenen Materials¹⁷, in der oft grotesken Übertreibung, in der überdeutlichen Ironie macht er Dummheit, Arroganz und Kleinheit so lächerlich, daß er beim Leser nur Spott, Hohn und Verachtung, nicht Identifikation, sondern stärkste emotionale Ablehnung hervorruft.

Slang zeigt einen heuchlerischen SPD-Funktionär am ersten Mai in seiner verspiellerten, dem Nazi-Bürgermeister gegenüber kriecherischen und verräterischen Haltung, wozu der Leser nur Verachtung und Abscheu empfinden kann. (*Eulenspiegel* 11, 1930, S. 145 f.)

Slang führt den Leser in die Redaktionsstube des sozialdemokratischen *Vorwärts* und läßt hier in ironischer Selbstdarlung die Redakteure die unglaublichesten Greuelaten kommunistischer Untermenschen erfinden, ohne daß sie ihre eigene Dummheit wahrnehmen. (*Rote Fahne*, 28. 7. 1932)

Er schildert ein fingiertes Interview mit Zörgiebel (preußischer Polizeipräsident), Severing (Reichsinnenminister), Heimannsberg (Polizeikommandeur von Berlin; alle SPD) nach den Ereignissen am 1. Mai 1929, als Berliner Polizei in die unbewaffneten Demonstrationszüge der Arbeiter schoß und 31 Menschen den Tod fanden. In ihren Antworten zeigen sich die drei als dumm, arrogant und bewußt arbeiterfeindlich. In der formalen Rechtfertigung, im gehässigen Spott auf die Toten (Die sind ja selbst schuld!) offenbart sich das sozialistische Image als Heuchelei, und übrig bleibt nichts als Antikommunismus. (*Eulenspiegel* 6, 1929, S. 69)

Slang greift die Notiz der rechtsorientierten *Deutschen Bergwerkszeitung* auf, die als „Ausweg“ aus der Wirtschaftskrise und dem Elend des Proletariats regelmäßiges Sparen beschwört. Slang schildert ironisch den Erfolg solcher Maßnahmen („Der Weg zum Glück“, in diesem Heft).

¹⁸ A. Lunatscharski, Jonathan Swift und sein „Märchen von einer Tonne“, 1930, zit. nach: A. L., Das Erbe, Dresden 1965, S. 131.

¹⁷ Beispiel hierfür sind Slangs satirische Verskommentierungen zu vorgefundenen Fotos aus der Tagespresse, die er in der AIZ veröffentlicht. So kommentiert er das Foto eines neuen Denkmals, das die Hamburger Sparkasse errichten ließ, unter dem Titel „Ehret den Pfennig“: ... Dein Groschen, kleiner Sparer, baut ein großes Haus, / die es beziehn, zieht dir das letzte Hemde aus! (usw.)

Provokation und Wirkungskraft dieser Satire lassen sich nur ermessen, wenn man die katastrophale Situation derer kennt, von denen hier gesprochen wird. Dem Erwerbslosen, der kaum seine 10 Mark zum Lebensunterhalt hat, das Märchen vom Sparen vorzusetzen, grenzt an Hohn und Verachtung des Elends des Proletariats. So verbindet der Arbeiterleser die Lächerlichkeit des Dargestellten mit seinem gesellschaftlichen Wissen. Er denkt an jene, die tatsächlich im Luxus leben, während er hungert, und in deren Auftrag eine Zeitung wie die *Deutsche Bergwerkszeitung* schreibt. Er erkennt den Ratschlag des Sparens als das, was er tatsächlich in dieser Situation ist: Ablenkung, Verdummung, Beschwichtigung, Verneblung der tatsächlichen Bedingungen für Luxus und Armut. Der Sarkasmus der Slangschen Satire entpuppt sich als destruktive Kritik an einer Gesellschaft, in der ein solches Maß an unverschämter Heuchelei möglich ist.

Ahnlich die Satire „Aus dem Tagebuch eines Vertrauensarztes“. Anlaß ist die Festlegung der Krankenscheingebühr auf 50 Pfennige und die Praxis der Betriebsärzte, bei jeder Behandlung einen Krankenschein zu verlangen. Während (in der Satire) der SPD-Funktionär sofort behandelt wird (Befund: Erholungsbedürfnis; Medikament: Gehaltsverdoppelung; Behandlung: Mittelmeerreise), verweigert der Arzt dem vom Baugerüst gefallenen Arbeiter die Behandlung, denn ihm fehlt der Krankenschein. Übertrieben deutlich läßt die Satire erkennen, daß die Krankenversorgung lediglich der Erhaltung notwendiger Arbeitskraft dient — wobei in Zeiten des Überangebotes an Arbeitskräften die Behandlung vor allem aus Abschreckung (Wartezeiten, Kosten ...) und Beschwichtigung besteht. (*Eulenspiegel* 10, 1930, S. 124 f.)¹⁸

Lukács nennt als ideologischen Ausgangspunkt der Satire den Haß „gegen einen Gegenstand, der diesen Haß, diese Verachtung, diese Empörung verdient“.¹⁹

Scharf wendet er sich gegen Routine und schablonenhafte Erstarrung, die „stets nur abstrakte Allgemeinheiten wiederholen, niemals aber jene überrumpelnd-überzeugende Entdeckung eines ‚unwahrscheinlichen‘ Einzelfalles bewerkstelligen (werden), wodurch das lebendig gefäßte System satirisch getroffen wird“.

Während sich Lukács in seiner Polemik gegen Ottwald und Bredel entschieden gegen die Versuche des Reportageromans wendet und dogmatisch auf der klassisch-bürgerlichen Romanform im Sinne BalzaCs beharrt, erkennt er für die Satire gerade die absolute Freiheit in der Gestaltung als notwendig an. Er verlangt von der Satire „die größte Freiheit, Beweglichkeit, die lebhafteste Erfindungsgabe in der Beherrschung und Handhabung der eigenen Weltanschauung, in der Erfassung jener Wirklichkeit, in der es schwer ist, eine Satire nicht zu schreiben“. (S. 107)

Die Satiiren Slangs erfüllen dieses Postulat. Slang kleidet seine satirischen Angriffe in die Formen Gespräch, Monolog, fiktive Artikel, fiktive Interviews, Festrede, Museumsführung, Brief, Szene, Bericht, Gesetzesartikel usw. Dabei ist die Form niemals willkürlich gewählt, sondern leitet sich aus der Aussage ab, wird selbst zum inhaltlich verdeutlichenden Mittel.

¹⁸ Die Satiire erschien in der thematischen Nummer „Gesundheit ist das höchste Gut!“ des *Eulenspiegel*.
¹⁹ G. Lukács, Zur Frage der Satire, in: Internationale Literatur, zit. nach: g. L. Werke Bd. 4, Neuwied 1971, S. 106.

Wenn Lukács seine in der Expressionismusdebatte vertretene dogmatische Haltung hier zugunsten literarischer Freiheit aufgibt, so gründet sich das in der Tatsache, daß er die Frage satirischer Gestaltung nicht formell, sondern inhaltlich angeht. Er distanziert sich scharf gegen alle Versuche, die Satire gattungspezifisch fassen zu wollen. „Die Satire ist ... keine Literaturgattung, sondern eine schöpferische Methode!“ (S. 107)

So richtig diese Bestimmung ist, sie wird der Satire jedoch nur teilweise gerecht. Sie geht das Problem lediglich von der Produktionsseite her an. Daß dies nicht ausreicht, belegt allein schon die Tatsache der unfreiwilligen literarischen Satire, des literarischen Textes, der erst bei veränderter historischer Situation oder verändertem Blickwinkel zur Satire wird. Gerade die revolutionäre Satire der Weimarer Republik, und insbesondere die Slangs als deren Repräsentantin und Vorbild, macht deutlich, daß satirische Kritik vom gesamten Vermittlungsprozeß und betont vom Rezeptionsprozeß her verstanden werden muß.

Slangs Satiiren sind, äußerlich gesehen, destruktiv. In komischer Verfremdung, Ironie, Übertreibung bis hin zur Unglaublichkeit machen sie ihre Objekte lächerlich und verächtlich, schaffen im Spott und Hohn eine überlegene Distanz zwischen dem Rezipienten und dem Objekt der Satire, suggerieren Abscheu und verächtlichen Ekel vor dem Dargestellten und provozieren so Negation. Vom Text selbst wird dieser Negation nichts entgegengesetzt. Die Satire provoziert Zerstörung und hinterläßt eine Leerstelle. Konstruktive Kritik, das Aufzeigen positiver, bejahenswerter Momente — die Utopie, wie sie Slang doch selbst forderte, fehlt.

Es ist auch nicht Aufgabe der Satire, das zu leisten! Im Gegenteil, es widerspricht ihrem Wesen, das Positive darzustellen. Tut sie es doch, ist sie nicht mehr Satire, sondern Utopie, Direkt-Propaganda, Werbung. Schillers klassische Satire-Definition — von der idealistischen auf eine materialistische Basis gestellt — behält ihre Gültigkeit auch für die revolutionäre Satire: „In der Satire wird die Wirklichkeit als Mangel dem Ideal als der höchsten Realität gegenübergestellt. Es ist übrigens gar nicht nötig, daß das letztere ausgesprochen werde, wenn der Dichter es nur im Gemüte zu erwecken weiß; dies muß er aber schlechterdings, oder er wird gar nicht poetisch wirken. Die Wirklichkeit ist also hier ein notwendiges Objekt der Abneigung, aber worauf hier alles ankommt, diese Abneigung selbst muß wieder notwendig aus dem entgegenstehenden Ideale entspringen.“²⁰

In der Intention des Satirikers, das Fakultative, Negative und potentiell Veränderbare der lächerlichen, dem Menschen und den tatsächlichen Möglichkeiten der Realität nicht gemäß der Wirklichkeit aufzuzeigen, verdeutlicht sich Satire nicht allein als schöpferische Methode, sondern betont als spezifische didaktische Methode.

Der Satiriker Slang will didaktisch wirken. Er wendet sich nicht an den Kritisierten, sondern an die Mitglieder und Sympathisanten der eigenen Partei. Er geht von den Problemen, der Situation seiner Leser aus und geht auf das ein, was ihrem Erfahrungshorizont (der eigenen konkreten Erfahrung oder vermit-

²⁰ Nationalausgabe 1962, S. 442 f.

telter Erfahrung aus der Presse usw.) entspricht. Die wirtschaftliche Situation und ihre Auswirkungen, das Verhalten der rechten SPD-Führer, die Terror-Aktionen der Nazis, die Rechtslastigkeit der Justiz, die Wahlpropaganda, die Schulbildung der Arbeiterkinder, die Maifeiern und das Verhalten der SPD- und ADGB-Führer usw. usw. sind Slangs Themen — keine abgelegenen, konstruierten Probleme, sondern Aktualitäten, die dem Leserkreis bekannt und vertraut sind und zu denen der einzelne einen Bezug herstellen kann und sich selbst angesprochen und betroffen fühlt. Daß Slang verstanden worden ist, zeigt seine große Popularität.²¹

Die Satire vermittelt nicht nur das, was direkt dem Text zu entnehmen ist. Slang entwirft zwar Negativbilder, kein direktes, konstruktives Gegenmodell, eine Weltanschauung oder gar konkrete parteipolitische Programmpunkte. Doch er setzt die Utopie, die er als Wert- und Normmaßstab seiner Kritik ansetzt und unausgesprochen als Ziel vor Augen hat, bei seinen Lesern voraus. Die destruktive Satire, die die Wirklichkeit in ihrer Negativität aufzeigt und verspottet, verstärkt und verdeutlicht die aus eigener Erfahrung gewonnene ablehnende Haltung des Lesers. Damit verstärkt sich gleichzeitig das im Bewußtsein des Lesers vorhandene positive Gegenbild. Die Qualität dieses Gegenbilds ist damit noch keineswegs eindeutig festgelegt. (In Teilbereichen konnte eine ganze Reihe satirischer Angriffe von den Nazis übernommen werden.) Slangs Satiiren sind jedoch eindeutig, unverwechselbar in ihrer Parteilichkeit. Mag auch die eine oder andere einzelne Satire auf allgemeiner Kritik beruhen, in der Gesamtaussage seiner satirischen Kritik ist der Kommunist Slang unverkennbar. Der Name Slang hatte Signalcharakter. Die Parteilichkeit wird ebenso durch die Zeitungen und Zeitschriften, in denen Slang schreibt, vermittelt. Seine Satiiren erscheinen in der parteieigenen und parteinahen Presse (*Rote Fahne*, *Rote Post*, *Eulenspiegel*, *AIZ* etc.). Die Leser der Arbeiterpresse kennen deren Ziele; sie müssen nicht erst darüber belehrt werden. Für sie ist die Satire vor allem Verstärkung vorhandener Meinungen und Anschauungen.

Slangs Satire nimmt ihr Urteil vorweg. Sie verdammt das Kritisierte, postuliert eine feste Meinung. Sie provoziert keine Diskussion über ihr Urteil, wohl aber über ihr Objekt. Wer mit der gesetzten Meinung nicht übereinstimmt, wird nicht lachen, sondern aggressiv und ärgerlich reagieren. Diese Satire belehrt nicht den Gegner, klärt den Unbelehrbaren nicht auf. Aber sie vermag vielleicht den Abstinenten zu verunsichern. Doch die wesentlichsste Aufgabe ist die Verstärkung des Parteigängers. Er wird lachen, seine Meinung bestätigt finden, sich gestärkt fühlen. Wichtiger noch als die Betonung der Dialektik der Satire ist die *Dialektik ihres Vermittlungsprozesses*.

In der Bejahung der satirischen Kritik negiert der Rezipient die als negativ dargestellte Welt. Er hebt damit auch die nur destruktive Form der satirischen Darstellung auf — und ersetzt das Negierte durch das ihm bekannte und von der Aussage des Textes bestätigte positive Gegenbild. Unausgesprochen geht also die Satire von der Utopie, die revolutionäre Satire vom Sozialismus aus.

²¹ Die *Linkskurve* 9, 1932, S. 9, berichtet, wie Weddinger Arbeiter, um mit Slang zusammensein und reden zu können, hinter dessen Rücken die Redaktion der *Roten Fahne* anriefen und dort eine angebliche Erkrankung Slangs meldeten, nur um Initiativen, ihn zurückzubordern, abzublocken.

Wo in der literarischen Rezeption die Basis der Utopie fehlt, bleibt die satirische Aussage destruktiv; wo in der literarischen Produktion die Basis der Utopie fehlt, bleibt ihre Aussage resignativ, wird Verspottung nur um der Verspottung willen, schlägt um ins Absurde.

So stellt die berühmte Frage an Erich Kästner „Wo bleibt das Positive?“ nur den Fragenden ein Armutszeugnis aus. Denn ihnen selbst ist — trotz Erkenntnis der Negativa der Wirklichkeit — kein positives Gegenbild mehr bewußt. Sie haben resigniert und spielen die Zufriedenen. Kästners Reaktion „Ja, weiß der Teufel, wo das bleibt!“ signalisiert bei aller Schlagfertigkeit ebenfalls die Resignation und Perspektivlosigkeit des Autors — nicht aber unbedingt seiner Satire: die ist auch anders zu verstehen, sie bekommt mehr Gewicht und Bedeutung, wenn sie mit dem Wissen um Utopie rezipiert wird.

Slang steht mit seinen Arbeiten in der Tradition der progressiven Satire. Stets hat die Satire für die fortschrittlichen Kräfte einer Gesellschaft eine eminente Rolle gespielt. Für das aufstrebende Bürgertum der Aufklärung war — trotz äußerlicher, auf der Angst vor Repressalien beruhender Harmlosigkeit — die Satire wesentlich und wichtig. Die Moral hatte einen anderen Stellenwert als heute — sie war Waffe im Kampf für die Emanzipation von kirchlicher und feudaler Bevormundung, signalisierte, wie sich Menschen zu einem Verhalten entwickelten, das auf Vernunft und Einsicht, auf selbstgeschaffenen Maßstäben begründet war. Sie diente so der Klassenfindung und -prägung. Ebenso liegt der Satire des Jungen Deutschland eine zwar nur vage formulierte, emotional aber doch konkrete utopische Vorstellung zugrunde.

Für den Kampf des Proletariats ist schon früh auch die satirische Kritik von Gewicht. Die Anschaulichkeit und damit die hohe Wirksamkeit der Satire, ihr Vermögen, sich eher aus den Schlingen der Zensur zu winden als direkte Agitation, verhalfen ihr im Kampf der deutschen Arbeiterklasse zu wachsender Bedeutung.

Spricht Heine noch vorwiegend vom individualistischen Standpunkt Intellektuelle an, träumt Glaßbrenner von der in den Barrikadenkämpfen in Berlin erfahrenen Solidarität von Arbeitern, Handwerkern und Kleinbürgern, so wendet sich Georg Weerth, der Feuilletonist der von Marx redigierten *Neuen Rheinischen Zeitung*, auf der eindeutigen Basis des wissenschaftlichen Sozialismus an seine Leser. Einen vorwiegend proletarischen Leserkreis haben allerdings erst die beiden großen sozialdemokratischen satirischen Zeitschriften des ausgehenden 19. Jahrhunderts, der *Wahre Jacob* und der *Süddeutsche Postillon*. Ihre hohe Auflage, die jedes bürgerliche Blatt bei weitem übertraf,²² zeugt von Beliebtheit und Bedeutung der Satire innerhalb der Arbeiterklasse.

Die Satire der Weimarer Republik, die Satire Slangs und seiner Kollegen — auch aus den Reihen der Arbeiterkorrespondenten — setzen diese Tradition fort. Die Präsenz, Beliebtheit und Resonanz der Satire dokumentiert als eine didaktische Methode, die „unvollständig“ ist, d. h. einen dialektischen Vermittlungsprozeß einleitet und auf utopisches, vom Rezipienten zu ergänzendes Vorwissen insistiert, zu einem großen Teil das Klassenbewußtsein der Leserschaft: ihre Bereitschaft, der Resignation den Willen zur Veränderung und den im Lachen signalisierten Optimismus ihrer Siegesgewißheit entgegenzusetzen.

Freilich darf das nicht überschätzt werden. Die Satiren wurden im Kontext der Zeitung gelesen, die in anderen Artikeln direkte Agitation betrieb. Zum andern muß durchaus gesehen werden, daß die Grundvoraussetzungen einer revolutionären Satire, insbesondere der objektive komische Konflikt, keineswegs in allen Fällen gegeben waren. So paßt sich z. B. die Satire dem strategischen Grundirrtum der Partei in der Sozialfaschismusthese an, die nicht der Wirklichkeit entsprach. In diesem Zusammenhang muß auch daran erinnert werden, daß der Nationalsozialismus lange Zeit nicht ernst genommen wurde. Noch 1932 verspottete Slang die Rassenideologie der Nazis (Blutprobe, in *Roter Pfeffer* 7, 1932, S. 6 f.), ohne zu ahnen, daß seine Satire harmlos und blind gegenüber der Wirklichkeit der Judenverfolgungen im Dritten Reich sein sollte. Der Satiriker weigerte sich, das analysierte Schreckensbild wirklich wahrzunehmen. Die Satire macht unausgesprochen die übertrieben und zweckoptimistisch kommentierten Ergebnisse der Wahlen durch Thälmann — wonach die KPD die „einzig siegreiche Partei“ war — zur Basis satirischer Aussage. Dabei dachte Slang selbst wesentlich realistischer!²³

Slang unterstützt die Propaganda für die UdSSR, d. h. die Utopie soll hier nicht allein unausgesprochen, mehr oder weniger vage im Kontext der Propaganda bleiben, sondern wird bezogen auf Erfahrungen, die nicht spekulativ, sondern wirklich sind. Deutlich wird das in Satiren, in denen in übertriebener Form Kapitalisten solch haarsträubenden Unsinn über Sowjetrußland berichten, daß die Falschheit dieser Äußerungen und damit die Verteufelung Sowjetrußlands allgemein als falsch und lächerlich zu verstehen ist. In der satirischen Verspottung liegt nicht nur die positive Herausstellung Rußlands, sondern zugleich die Aufforderung, die eigene negativ erfahrene Wirklichkeit in diesem Sinn zu verändern.

Verglichen mit der satirischen Praxis der Weimarer Republik ist die publizistische Bühne der BRD verarmt. Liegt das am Mangel an Satirikern wie Slang? Liegt das an der tatsächlichen oder verdrängten Utopielosigkeit potentieller Rezipienten?

Die Satiren Slangs sind historische Dokumente, und sie sind mehr als das: sie beinhalten weiterhin aktuelle Momente — sie sind Beispiel und Aufforderung, die Satire als didaktische Methode lebendig zu erhalten. Schon allein um Slangs letztem Tip aus seinen „Ratschlägen zur Berufswahl“ (*Eulenspiegel* 5, 1931, S. 70) die Aktualität zu entziehen:

„Untertan. Angenehmste und gesündeste Berufsgruppe. Ausübende erreichen garantiert Ehrentassen-Alter. Durch Notverordnung gesetzlich geschützt.“

In den ersten Jahren, als es darum ging, die Grundlagen der sozialistischen Ordnung zu schaffen, richtete sich die satirische Attacke vor allem gegen Feinde der neuen Ordnung. Inzwischen haben wir gelernt, mehr über uns selbst zu lachen. Das Lachen bekommt in der sozialistischen Gesellschaft ganz neue Dimensionen, weil die befreite Arbeiterklasse darangegangen ist, ihre Geschicklichkeit in die eigenen Hände zu nehmen. Diese wirkliche Überlegenheit ist die Quelle ihres Humors. Sie hat Grund zum Lachen, und sie braucht das Lachen, um ins Morgen zu kommen. Der Ton kann dabei sehr verschieden sein. Er reicht von der heiteren Ironie, dem anekdotischen Witz, bis zur satirischen Schärfe als Kehrseite eines versöhnenden Humors. Das Lachen gilt nicht nur den Schwächen von gestern, sondern zunehmend auch den Unvollkommenheiten von heute, die morgen noch lächerlicher sein werden, als sie es heute schon sind. Die Zukunft entscheidet schon mit über das, was heute als komisch gilt.

Gegen dieses vielstimmige Gelächter können wir uns durch beständige Selbstkorrektur helfen!

Die Anlässe entscheiden mit über den Ton des Lachens, wobei der Ort, an dem gelacht wird, nicht unwichtig ist. Im „Distel“-Haus am Bahnhof Friedrichstraße ist oftmals mit dem Lachen schon der Anlaß verschwunden; der abendliche Fernsehspaß über die kleinen Schwächen der lieben Mitmenschen provoziert selbstverständlich ein anderes Lachen als die satirische Abfertigung bürokratischer Engstirnigkeit.

In jedem Falle kann die Literatur dieses Landes mit Folgen rechnen, auch wenn es nicht immer die gewünschten sein mögen.

Erwin Strittmatter behandelte als einer der ersten in seiner Verskomödie „Katzgraben. Szenen aus dem Bauernleben“ (1953 und 1958) menschliche und gesellschaftliche Konflikte, die mit der Bodenreform nach 1945 entstanden waren, mit den Mitteln des Komischen. Er brachte damit „den modernen Klassenkampf auf dem Dorf auf die deutsche Bühne“ (Brecht) und zeigte, daß die Frage *wer wen* im tagtäglichen Kampf um die Menschen auf dem Dorfe entschieden werden mußte, obwohl die Junker schon vertrieben waren. Die komischen Mittel werden dabei differenziert eingesetzt. Dem dörflichen Proletariat wird durch ermunterndes Lachen der Weg aus der knechtischen Unmündigkeit und Unterwürfigkeit gewiesen. Die Satire wird vor allem bei der Gestaltung des Großbauern eingesetzt, der hinter bedeutungsvollem Gerede die eigene Raffgier zu verschleiern sucht, um die von ihm abhängigen Klein- und Mittelbauern weiterhin bei der Wahrnehmung der eigenen Interessen zu behindern. Die Satire will nicht versöhnen mit dem angeführten Mißstand, sondern ihn beseitigen. Daher trifft die satirische Attacke scharf und erbarmungslos das Verhalten des Großbauern, ohne ihm jedoch als Person alle Entwicklungsmöglichkeiten abzusprechen. Diese Tendenz wird erst in den 1958 geschriebenen Szenen deutlich, die zehn Jahre später spielen und zeigen, daß sich das Kräfteverhältnis in Katzgraben gründlich verändert hat. Die Kleinbauern und z. T. auch die Mittelbauern haben gelernt, ihren eigenen Interessen gemäß zu handeln und erkennen in der sozialistischen

²² 1890 betrug die Auflage des *Wahren Jacobs* und des *Süddeutschen Postillons* zusammen 107 000. 1903 weist der W. J. 193 000, 1910 bereits 286 000 auf. Kurz vor dem Kriege übertraf er den weltberühmten *Simplicissimus* fast um das Vierfache.

²³ Thälmann in *Die Internationale* XV, S. 309, Slang in einem Brief an Jelena vom 18. 3. 1932: „Die Hitler-Partei hat über 11 Millionen Stimmen bekommen, wir nur 5. Auch für Hitler haben natürlich sehr viele Arbeiter gestimmt.“ In den Satiren allerdings wird die NSDAP weiterhin nicht ernst genommen. Hier trifft die Kritik Piets zu; doch nicht als Kritik der Satire, sondern als Kritik einer leichtfertigen, oberflächlichen Auseinandersetzung mit der faschistischen Gefahr.

Umgestaltung immer stärker auch ihre Chance. Gelacht wird hier aber von der satirischen Abrechnung bis zur nachsichtigen Ironie über Menschen und deren Verhaltensweisen, die sich in der antagonistischen Klassengesellschaft entwickelt haben, und die der Herausbildung neuer gesellschaftlicher und menschlicher Lebensnormen im Sozialismus nicht mehr entsprechen. Der satirische Zugriff bekämpft sie, die komische Struktur des Stücks insgesamt zeigt ihre Veränderung, ihr Hineinwachsen in neue gesellschaftliche Gegebenheiten, die sie als das Feld für die Verwirklichung ihrer Lebensinteressen begreifen lernen.

Eine ganz ähnliche komische Struktur weist auch Helmut Baierls Stück „Frau Flinz“ (1961) auf. Die Proletarierfrau Flinz „verliert“ alle ihre Söhne an den Sozialismus. Die schlechten Erfahrungen, die sie mit dem Staat und der Politik in der Vergangenheit gemacht hatte, ließen sie wie eine eifersüchtige Glucke über ihre Nachkommen wachen. Sie kann sie gegen das Leben nicht festhalten und betrautet als Verlust, was für sie und ihre Kinder eigentlich Gewinn ist: die Ankunft in der neuen Ordnung als Schritt zu sich selbst.

Objekte des Lachens sind in der Zeit, da die Grundlagen des Sozialismus geschaffen wurden, also im wesentlichen bis zum Beginn der 60er Jahre, vor allem Verhaltensweisen und Gewohnheiten, die sich mit den Möglichkeiten, die die Menschen im Sozialismus haben, nicht mehr vereinbaren ließen. Gelacht wurde zumeist über Rudimente aus der Vergangenheit im Verhalten der Menschen. Das änderte sich, nachdem die Grundlagen des sozialistischen Aufbaus festgefügt waren, die historische Realität DDR für alle sichtbar auf souveräne Weise ihre ökonomische Potenz, ihre politische und kulturelle Eigenständigkeit gewonnen hatte. Die Tatsache, daß der Sozialismus in der DDR unumkehrbar gemacht worden war, veränderte auch die Funktion, die die Literatur für die sozialistische Gesellschaft und ihre weitere Entwicklung spielen konnte. Sie war auch bedingt durch ein verändertes Selbstverständnis ihrer Bürger, die sich in wachsendem Maß als Subjekte der weiteren Gestaltung der sozialistischen gesellschaftlichen Beziehungen zu empfinden begannen. Ein neues Verhältnis zu sich selber bildete die Grundlage dafür, daß auch Vertreter der neuen Ordnung zu Objekten der satirischen Darstellung werden konnten. Eines der ersten Beispiele dafür ist Erwin Strittmatters Roman „Ole Bienkopp“ (1963). Hier werden eine Bürgermeisterin, ein Parteifunktionär eines Kreises und andere Vertreter der neuen Ordnung satirisch aufs Korn genommen und der Lächerlichkeit preisgegeben. Die Kontroversen und Diskussionen, die um diesen Roman geführt wurden, bewiesen, wie ungewöhnlich das damals empfunden wurde. In der Geschichte der sozialistischen Literatur wurden die satirischen Mittel als scharfe Waffe gegen den Klassenfeind genutzt. Durch sie wurde ihm die Maske des Biedermannes vom Gesicht gezogen und die wesentlichen Züge stark hervorgehoben. Und hier bei Strittmatter wurde die Satire ebenfalls in einer Weise eingesetzt, die den Figuren nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, sondern den geistigen Tod des attackierten Gegenstandes herbeiführen wollte. Es wurde damit sichtbar gemacht, daß der weitere Aufbau des Sozialismus nicht unter den Bedingungen widerspruchsfreier Harmonie stattfindet, sondern nur in ständiger Auseinandersetzung mit dem, was gestern historisch gerechtfertigt, heute schon unangemessen und falsch sein kann.

Strittmatter hatte es durchaus darauf angelegt, daß sich mancher in Frieda Simsom mit dem schwarzen Diarium und in ihrer Art und Weise, mit leeren Lösungsworten zu operieren, oder in der phlegmatischen und feigen Verhaltensweise von Wunschgetreu wiedererkannte. Das war eine Bedingung für die Wirksamkeit, denn es erwies sich fernerhin als unmöglich, einige so charakterisierte Verhaltensweisen unbeeindruckt weiter zu praktizieren. Um diese operativ aktivierende Wirkung zu erlangen, war es notwendig, die Figuren so einseitig zu zeichnen, bestimmte Züge so penetrant ins Bewußtsein zu heben.

Das souveräne Verhältnis gegenüber den Entwicklungsproblemen der sozialistischen Gesellschaft ermöglicht auch eine neue Beziehung zur eigenen Geschichte. Das Werden und Wachsen der DDR als Geschichte ist in einem ausdrücklichen Sinne in Hermann Kants Roman „Die Aula“ (1965) thematisch und zugleich strukturbestimmend geworden.

Als Robert Iswall, Hauptfigur des Buches, ein Telegramm erhält, in dem mitgeteilt wird,

daß MIT AUSLAUFEN SEMESTER SCHLIESUNG ABF VORGESEHEN STOP ABSCHLUSSFEIER GEPLANT STOP KANNST DU REDE HALTEN STOP MEIBAUM STOP DIREKTOR —

sucht er sofort nach dem entsprechenden Redeton: sollte er feierlich-würdevoll, gewichtig sein? Es lief immer auf das *wie* hinaus: „Wie sollte man von der Vergangenheit sprechen vor Leuten, für die sie Vorvergangenheit war? Sollte man etwa nur von den Lichtpunkten reden, vom Glanz, der ja auch immer da gewesen war?“ Hermann Kant betreibt seine Erkundungen der DDR-Geschichte als persönliche Bilanz eines Beteiligten. Für Robert Iswall bedeutet die Nachfrage nach der Geschichte auch persönliche Bilanz, denn es fällt schwer, „die Sachen von allgemeinem und objektivem Interesse und diese persönlichen Memoirenkringel auseinander zu halten“. Hier wird klar, von der DDR und ihrer Geschichte handeln heißt über uns selbst reden.

Die Erzählweise grenzt sich zugleich auch gegen eine Sicht ab, die die Gegenwart aus der Perspektive der Vergangenheit bemäßt und so einem heroisierenden Romantizismus verfällt. „Robert selbst konnte diese Reden *Als wir noch in Holzpantoffeln herumliefen* nicht hören. Es war immer, als ob sich einer brüstete, er mache nun schon lange nicht mehr in die Hosen, aber schön, schön sei es gewesen, damals, als er es getan, schön und schwer, und vor allem letzteres sollten die nicht vergessen, die heutzutage dank der Anstrengungen ihrer Vorgänger gleichsam stubenrein auf die Welt kämen. Reden dieser Art waren Alterserscheinungen, persönliche oder die von Generationen, und Ansporn gaben sie nicht.“ Zwei Momente sind hier benannt, die Voraussetzung für die heiter ironische Sicht bilden, mit der hier von der Vergangenheit Abschied genommen werden kann: einmal das enge Verbundensein mit den Geschehnissen, die Unmöglichkeit, zwischen den eigenen und den allgemeinen Geschichten zu unterscheiden, und zum andern ein historischer Standort, der schon einen Überblick zuläßt, hinaus über Schwierigkeiten der einen Art und schon mit neuen beschäftigt.

Durch sie wird ein durchgehend ironischer Darstellungsstil konstituiert, der witzig, anekdotisch, humorig, sarkastisch, traurig und heiter uns ein souveräneres Verhältnis zur eigenen Geschichte zu etablieren hilft. Da fällt es aus der Über-

Sicht nicht schwer, folgenreiche Dummheiten, Halbherzigkeiten und Unduldsamkeiten oder schlichte Irrtümer aus dem geschichtlichen Abstand mit gelassener Heiterkeit zu beleuchten, weil sie in dieser Art keine Bedeutung mehr für uns haben. Es wäre aber verfehlt, diese heiter-gelassene Sicht nur auf die Vergangenheit zu beziehen, als wäre das schon Erledigte die Voraussetzung, um lachen zu können. Denn die Erkundung des Gewesenen ist für Hermann Kant nicht Selbstzweck, sondern verbindet sich mit der Bewältigung des heutigen und morgigen Tages. Er hat nicht umsonst ein Motto Heinrich Heines seinem Roman vorangestellt: „Der heutige Tag ist ein Resultat des gestrigen. Was dieser gewollt hat, müssen wir erforschen, wenn wir zu wissen wünschen, was jener will“. Die Ironie ist hier ein Mittel, um uns diese Vergangenheit auf neue Weise vor Augen zu führen, sie aus einer festgeschriebenen Sichtweise zu befreien und sie so lockerer, handhabbarer und damit menschlich verfügbar zu machen. Die durch Ironie gewonnene Distanz erzeugt kein Desinteresse, sondern macht die Dinge beweglicher und ermöglicht so ein produktiveres Verhältnis zu ihnen. Unsere eigene Geschichte wird uns auf neue Weise ausgeliefert, es wird eine pathetisch verklärende Sicht abgebaut, die die Vergangenheit distanzlos verklärt und aus ihrem Blickwinkel die Zukunft bemisst. Bei Kant dagegen bildet die Gegenwart den Maßstab für das Verhältnis zur Vergangenheit, die Zukunft den für das Heute.

Kant fragt nach den Folgen vergangener Entscheidungen für die Gegenwart, er konstituiert seinen Roman so, daß die Anlässe, über die Vergangenheit nachzudenken, stets aus dem heutigen Tag erwachsen. Und die sind ruhmreich bis schmachvoll. Iswall würde sich manchmal gern drücken, wenn es gilt, eigene Versäumnisse nachzurechnen, sich ihren heutigen Folgen zu stellen. Kant realisiert diese Verknüpfung von Vergangenheit und Gegenwart über die selbstironische Sicht seiner Hauptfigur darauf, wie wir uns oft in unseren Lösungen und Räden nicht mehr wiedererkennen können, daß wir uns gern auf objektive Notwendigkeiten herausreden, wenn es auf uns selbst ankommt, aber wann kommt es auf uns selber an? Bei Kant sind die Folgen von zweifelhaften Erscheinungen in der Geschichte meist glimpflich, aber er setzt Warnzeichen, auch für die Gegenwart.

Kant sieht sich als „Teil einer weiter gekommenen literarischen Bewegung ... auf der Seite der streitbaren Leute in der Literatur, und zwar jener, die schreibend etwas verändern wollen“. Dieser Wirkungsabsicht entsprechen Struktur und Bauweise des Romans, aber auch der differenzierte, treffsichere Einsatz der komischen Mittel. Mit sarkastisch-überlegenem Witz werden solche Bestrebungen abgefertigt, die sich immer noch einbilden, auf die Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft Einfluß nehmen zu können, während die Geschichte das Urteil über sie längst gesprochen hat. Mit satirischer Schärfe attackiert Kant jene Erscheinungen in unserer Entwicklung, die uns selbst hindern, die überwunden, verändert werden müssen. Humorvoll breitet er jene Dinge aus, über die wir heute mit Abstand lachen können, weil sie überwunden sind. Kant erzeugt beim Leser eine Distanz, indem er verschiedene Ansichten und Erörterungen aus unterschiedlicher persönlicher Erfahrung in die Handlung einbezieht, nicht um Standpunktlosigkeit zu etablieren, sondern um den Leser über die ästhetische Struktur

gewissermaßen an der Urteilsfindung teilnehmen zu lassen. Der Leser kann sich so in höherem Maße in der Rezeption als Parteinehmender realisieren.

Diese Erzählweise setzt einen Leser voraus, der auf neue Weise bei sich ist, der nicht mehr überredet werden soll, sondern in eigener Aktivität ästhetisch urteilen kann. Er muß in der Lage sein, „die Beziehungen, Bedingungen und Einschränkungen, unter welchen allein ein Satz gültig ist und gedacht wird“ (Lenin), sich selbst zu sagen. Es wird also schon ein mündiger, die sozialistische Gesellschaft bewußt gestaltender Leser vorausgesetzt. Kant hat seine Gestaltungweise im „Impressum“ in der Weise weiterentwickelt, daß er die Momente der Selbstironie noch stärker in die eigene Rede der Figuren hineinholt. In die Selbstdarstellung der Figuren fließen Elemente ihrer Biografie, Erlebniswelt, Bildung und Erfahrung ein, und sie kehren in festen Redewendungen als charakterisierende Mittel wieder. Dadurch erhält die Selbstdarstellung etwas Gestisches.

Die Verknüpfung von persönlicher Bilanz, die von der Gegenwart her motiviert erscheint, und geschichtlicher Entwicklung der DDR erhält für mich in diesem Roman nicht die schlüssige Folgerichtigkeit wie in der „Aula“, worunter teilweise die Treffsicherheit der komischen Nuance leidet.

Volker Braun gehört gewissermaßen schon zur zweiten DDR-Generation. Krieg und Nachkrieg hat er nicht mehr bewußt erlebt, anders als Hermann Kant. Für ihn bilden die Entwicklungsprobleme der sozialistischen Gesellschaft vor allem die Herausforderung zum Schreiben. Das in der sozialistischen Gesellschaft der DDR Erreichte ist ihm selbstverständliche Voraussetzung, um nach der Lösungsrichtung gegenwärtiger Probleme zu fragen. Verfremdende Ironie wird ihm dabei immer mehr ein Mittel, mit dem er die menschlichen Verhältnisse aus ihrem festgeschriebenen Zustand rückt, um sie dem Leser auf neue Weise auszuliefern. Damit baut er einen gewissen feierlichen Ton ab, der in den ersten Jahren, nachdem er sich zu Wort gemeldet hatte, seine Dichtung bestimmte. Trotz eines forcierter vorgetragenen Anspruchs auf die eigene unverwechselbare Stimme, gab es in der lyrischen Sprechweise Brauns ein Pathos, das aus der problemlos gesessenen Identifikation von Ich und Wir herrührte. Die Ironie hilft, einen differenzierten und sachlich-analysierenden Blick auf die wirklichen Widersprüche der sozialistischen Gesellschaftsentwicklung freizugeben. Dabei wird das Pathos jedoch nicht einfach negiert, sondern geht gewissermaßen in den Bewertungsmaßstab der gegenwärtigen Widersprüche mit ein. Es antizipiert Zukünftiges in der Sicht und Bewertung von Entwicklungsproblemen der Gegenwart, beurteilt ihre Lösungsrichtung aus der Sicht auf die Zukunft. Das heißt nicht, von einem abstrakten Ideal her messen, sondern die Gegenwart des Sozialismus als historisch, d. h. veränderbar darzustellen.

Eine wichtige Rolle für die Entwicklung komisch-verfremdender Darstellungsweisen in der DDR-Literatur spielt die Prosa von Johannes Bobrowski. Sein Werk ist bis auf den heutigen Tag bevorzugter Gegenstand von bürgerlichen Textkritikern. Dabei bemühen sie sich, Bobrowski außerhalb der Geschichte der DDR-Literatur zu stellen, um ihn für eine sozial indifferent gesehene „moderne“ Literatur vereinnahmen zu können. Gewiß stellt Bobrowski innerhalb der DDR-Literatur einen Sonderfall dar, in bezug auf Entwicklungsweg und weltanschauliches Bekenntnis. Dennoch ist bis in die Struktur seines Werkes die geschichtliche

Realität DDR nachweisbar und konstituierend. Er hat, besonders mit seinem Roman „Levins Mühle. 34 Sätze über meinen Großvater“ (1964) eine verfremdend komische Erzählweise entwickelt, die für die DDR-Literaturentwicklung außerordentlich folgenreich wurde. Viele Autoren der jüngeren Erzählergeneration, Helga Schütz, Fritz Rudolf Fries, aber auch Irmtraud Morgner und Sarah Kirsch sind ohne Bobrowskis Vorbild nicht denkbar.

Bobrowskis verfremdend ironische Erzählweise hängt aufs engste mit seinem Thema und der Sichtweise auf dieses Thema zusammen. Er hat als seine selbstgestellte Aufgabe benannt, „das unglückliche und schuldhafte Verhältnis meines Volkes zu den Völkern des europäischen Ostens vom Auftreten des Deutschen Ritterordens bis in die jüngste Vergangenheit“ zu gestalten. Auch hier wird also nach der Geschichte gefragt, und zwar nach der Vor-Vor-Geschichte der DDR. Die 34 Sätze über einen Großvater, der ein besitzender Deutscher in einem Dorf am Unterlauf der Weichsel war und einem polnischen Juden die Mühle weggeschwemmt und in einem anschließenden Rechtsstreit der moralisch Unterlegene bleibt, weil die Solidarität der armen Leute den Juden stützt, beginnen mit dem Satz: „Es ist vielleicht falsch, wenn ich jetzt erzähle, wie mein Großvater die Mühle weggeschwemmt hat, aber vielleicht ist es auch nicht falsch. Auch wenn es auf die Familie zurückfällt. Ob etwas unanständig ist oder anständig, das kommt darauf an, wo man sich befindet — aber wo befindet mich?“ Diese Frage wird mehrfach wiederholt und schließlich mit einem „Ich sitze — ... einige hundert Kilometer Luftlinie westlich von jenem Weichseldorf“ beantwortet. Die Allgemeinheit dieser Aussage scheint im Widerspruch zu der Dringlichkeit zu stehen, mit der sie erfragt wird. Erklärt wird außerdem, daß der Standort des Erzählers entscheidet, ob es anständig ist, zu erzählen und daß man einfach erzählen muß, sonst bekommt man kein Urteil über die Sache. In dieser Weise wird der gegenwärtige Standort des Erzählers und des Lesers als Bedingung für richtiges Erzählen apostrophiert. Der Erzähler hat dem Leser die Kenntnis der Geschichte seines Großvaters voraus, teilt mit ihm aber das Wissen um Maidannek, Auschwitz und Treblinka ebenso wie die Tatsache, daß sich zwischen den Völkern ein anderes, freundschaftliches Verhältnis herzustellen beginnt. Die Einbeziehung des um die geschichtlichen Erfahrungen wissenden Lesers, die Spannungen, die sich spielerisch aus der Beziehung zwischen ihm und dem Erzähler, zwischen ihm und dem Gegenstand des Erzählens ergeben, konstituieren unterschiedliche Stufen von Distanz, die zur Quelle heiterer Ironie werden.

„Die Drewenz ist ein Nebenfluß in Polen. Das ist der erste Satz. Und da höre ich gleich: Also war dein Großvater ein Pole und da sage ich: Nein er war es nicht ... Und ich müßte sagen, die dicksten Bauern waren Deutsche, die Polen im Dorf waren ärmer, wenn gewiß nicht ganz so arm wie in den polnischen Holzdörfern, die um das große Dorf herum lagen. Aber das sage ich nicht. Ich sage statt dessen: Die Deutschen hießen Kaminski, Tamschweski und Kossakowski und die Polen Lebrecht und Germann. Und so ist es nämlich auch gewesen.“ In dem Bobrowski in dieser Weise seinen Erzähler mit den Objekten des Erzählens umgehen läßt, realisiert er erzählerisch die Tatsache, daß die Widersprüche im Dorf und unter den Menschen nicht von ihren nationalen, sondern von den sozialen Unterschieden herrühren. Das wird nicht direkt ausgesprochen, sondern

über eine vielschichtige, die Dinge gleichsam umspielende Erzählweise verwirklicht. Auf diese Weise wird das historische Wissen und die Gewißheit in der Praxis veränderter Beziehungen des Lesers einbezogen und für die literarische Aufnahme aktiviert.

Eine weitere Ebene der ironischen Brechung kommt bei Bobrowski über die Naivität der Figuren zustande, zu der ebenfalls vom Erzähler die ständige urteilende Distanz des Lesers eingefordert wird. Diese Naivität drückt sich in der bildhaften, auf die Objekte der Anschaugung und der unmittelbaren Erfahrung bezogene Sprechweise der Figuren aus. Bobrowski bezieht Alltagsrede und parodierte Literatursprache aufeinander, um so die tagtäglichen Kämpfe der Menschen, ihre Niederlagen und Siege als weltgeschichtlich bedeutsame Vorgänge deutlich zu machen. Nach der Aktion der armen Leute gegen die Anmaßung des Großvaters, in der sich Polen, Deutsche, Zigeuner zusammengefunden haben, sagt der umherziehende Landstreicher und Sänger mit dem beziehungsreichen Namen Johann Vladimir Geethe: „Etwas ganz Neues. Und wir verfluchtigte Hundezucht können verdammt nochmal sagen, wir sind zum Teiwel und noch eins dabeigewesen.“

Durch Paraphrasierung des berühmten Goethe-Wortes anlässlich der Schlacht von Valmy wird die Modellhaftigkeit des Vorgangs, der auch in Litauen und anderswo hätte stattfinden können, hervorgehoben. Diese indirekt verfremdende Darstellung, die nicht ausdrücklich sagt, was sie meint, sondern erzählerisch nahelegt, kehrt auch in der Moritat wieder, die der vagabundierende Sänger Geethe über die Gemeinheit des Großvaters verfaßt hat und überall singt. Dieses Lied ist den Spottversen auf Panje nachgebildet, prangert aber hier, ohne es auszusprechen, die Willkür der besitzenden Deutschen an und erhält so eine neue Funktion.

Der neugewonnene historische Standort macht den spielerisch-ironischen Umgang mit der erzählten Geschichte möglich, läßt eine heitere Gelassenheit zu. Sie verwirklicht sich über die verschiedenen historischen und erzählerischen Ebenen, in denen zwischen Erzähler, Leser und der Geschichte des Großvaters unterschiedliche Spannung besteht. Der Leser wird mit seinen historischen Erfahrungen und seinem Wissen einbezogen und am Zustandekommen eines Urteils beteiligt.

Diese Bobrowskische Erzählweise konnte für viele jüngere Autoren so fruchtbar und anregend werden, weil die gesellschaftlichen Voraussetzungen dafür immer günstiger wurden. Mit dem Aufbau der entwickelten sozialistischen Gesellschaft wird es möglich und notwendig, die Spezifität literarischer und künstlerischer Wirkung immer mehr herauszuarbeiten, um ihren einzigartigen und unersetzbaren Wert für die Entwicklung des Menschen voll zu nutzen. Dabei hat die Literatur es immer mehr mit einem Leser zu tun, der mit seiner geistigen Aktivität einbezogen werden will. Dieser Zusammenhang ist mitzudenken, um den Stellenwert von ironisch gebrochenen Erzählweisen u. ä. zu erkennen, die eine höhere intellektuelle Anstrengung als Voraussetzung für den ästhetischen Genuss setzen. Ideologen, die sich und anderen den sozialistischen Realismus als eine Erfahrung kunstfremder Parteidoktrinäre vorstellen, haben es mit diesem gewandelten Bild der DDR-Literatur schwer. Man findet sie plötzlich zu artistisch und zu subjekt-

tiv, zur sehr „Ersatzwelt“ oder „Provinz“, wobei die beobachteten Details von den rechten Kritikern als Emanzipation von der „Verordnung sozialistischer Realismus“, als Rückkehr zur Autonomie der Literatur, von „linken“ Kritikern dagegen als Verrat am revolutionären Pathos der Übergangsperiode angesehen werden. In beiden Fällen geht man an den Entwicklungsproblemen der DDR-Literatur und der sozialistischen Gesellschaft, auf deren Boden sie gewachsen ist, vorbei.

Der souveräne Umgang mit uns selbst, das Lachen-Können über die eigenen Unzulänglichkeiten, ist als historisierende Sicht auf die Gegenwart eine Voraussetzung für die Gestaltung der Zukunft. Das verlangt, daß Verhaltensweisen und Beziehungen zwischen den Menschen, die aus dem Gestern herkommen, heute schon mit dem Maßstab des morgigen Tages attackiert werden. Eine solche Sicht wird in einigen jüngsten literarischen Erscheinungen praktiziert. Beispielsweise in Irmtraud Morgners Roman „Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura“ (1975), der in dreizehn Büchern und sieben Intermezzos geschrieben wurde. Auch hier ergibt sich die ironische Sicht auf Probleme unserer sozialistischen Gegenwart aus einer verfremdenden Erzählausrichtung. Beatriz de Dia, mittelalterliche Trobadora mit dem Wunsche, Akteur ihrer eigenen Lebenspläne und Liebessehnsüchte zu sein, war, da solche Wünsche im Mittelalter unerfüllt bleiben mußten, in einen tiefen Schlaf gefallen und wird erst in unseren Tagen wiedererweckt. Ihre Lebenspläne sind unverändert, sie will überprüfen, wie weit wir gekommen in der Stellung des schönen Geschlechts. Da das Paris des Jahres 1968 ihren Vorstellungen nicht entspricht, geht sie ins „gelobte Land“, von dem sie erfuhr, daß sich die Gleichberechtigung der Geschlechter dort verwirklicht habe. Laura Salman, werktätige DDR-Bürgerin, wird ihre Spielfrau. Die Erlebnisse und Erfahrungen der Laura ergeben, mit den Abenteuern aus dem Leben der Trobadora montiert, in Anekdoten, Kurzbiografien, Episoden, Kurzgeschichten, Skizzen den Inhalt des Romans. Dabei besitzt jede Prosakurzform Eigenberechtigung, muß im Rahmen der Grundidee dieses Romans nicht unbedingt an der entsprechenden Stelle stehen, sondern kann ausgewechselt werden.

Die soziale Gleichstellung der Frau, ihr politisches Mitspracherecht und ihre beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten werden hier als selbstverständliche Errungenschaften vorausgesetzt. Gefragt wird nach dem Verhältnis zwischen den Geschlechtern. Und hier ergibt sich, daß durch zählebige Gewohnheiten eines Teils der Menschheit die Frauen oft doch nur als erotische Objekte betrachtet werden. Indem Irmtraud Morgner den unbedingten Liebesanspruch der Trobadora als Maßstab setzt, macht sie sichtbar, worin ein Manko an Ebenbürtigkeit besteht. Darüber hinaus bildet das Verständnis für die unverwechselbar eigene Persönlichkeit des anderen die Voraussetzung für die Beziehungen zwischen den Menschen. Das, was noch nicht funktioniert, wird hier weder direkt ausgesprochen, noch herbeizitiert, sondern aus der beziehungsreichen verfremdenden Erzählausrichtung gewonnen. Es wird dem Leser nahegelegt, ohne ihn aufdringlich zu belehren.

Auch bei Christa Wolf gibt es in der jüngsten Zeit einen für ihr eigenes Schaffen und für die DDR-Literatur ungewöhnlichen Umgang mit der Ironie und dem

Satirischen. Die Erzählungen „Neue Lebensansichten eines Katers“ und „Selbstversuch“ (1974) bezeugen das. Christa Wolf bemüht die Sichtweise eines Katers, um die Lebenspläne und Gewohnheiten eines Professors satirisch zu beleuchten, der damit beschäftigt ist, ein System für TOTALE MENSCHENGLÜCK, kurz Tomeg, zu schaffen. Durch dieses System sollen alle menschlichen Empfindungen, die man gemeinhin nicht in der ratio vermutet, wie Liebe, Trauer, Hoffnung, Sehnsucht, Glück in produktive Energie überführt werden, um sie dem wissenschaftlich-technischen Fortschritt nutzbar zu machen. Die Empfindungsskala speist er zusammen mit einem SYSTEM DER MAXIMALEN KÖRPERLICHEN UND SEELISCHEN GESUNDHEIT (SYMAGE) einem Computer ein, dessen Antwort lautet: AUFGABE FALSCH GESTELLT! EINANDER AUSSCHLIESSENDE REGELKREISE NICHT ZU EINEM FUNKTIONSFÄHIGEN SYSTEM ZU VEREINEN. Mit dieser Satire reagiert Christa Wolf auf zweifellos vorhandene technokratische Tendenzen in der Entwicklung, die aus dem Zwang zur ökonomischen Effektivität zustande kommen können. Diesen Momenten wird im Sozialismus in einem ständigen Lernprozeß entgegengewirkt. Solche Darstellungen helfen, sie ins öffentliche Bewußtsein zu heben, um ihnen im gesellschaftlichen Rahmen zu begegnen. Christa Wolf schrieb diese Satire 1970 und wies damit auf Tendenzen hin, die inzwischen zugunsten der Bedürfnisbefriedigung der Menschen korrigiert wurden. Bei Christa Wolf wird in der ironischen Brechung durch die Katersicht das Urteilsvermögen des Lesers auf die Negation gelenkt. Die verfremdend ironische Erzählung, die Form der durchgehenden Satire erzeugen hier keine heitere Gelassenheit oder Aussöhnung, sondern sind aggressiv, wollen verändern: ein Anliegen der gesamten DDR-Literatur.

Ernst Antoni Schwierigkeiten mit einem Bayern

Gedanken zur Oskar Maria Graf-Rezeption in der Bundesrepublik

Die Bücherverbrennung

Als das Regime befahl, Bücher mit schädlichem Wissen
Öffentlich zu verbrennen, und allenthalben
Ochsen gezwungen wurden, Karren mit Büchern
Zu den Scheiterhaufen zu ziehen, entdeckte
Ein verjagter Dichter, einer der besten, die Liste der
Verbrannten studierend, daß seine
Bücher vergessen waren. Er eilte zum Schreibtisch
Zornbeflügelt, und schrieb einen Brief an die Machthaber.
Verbrennt mich! schrieb er mit fliegender Feder, verbrennt mich!
Tut mir das nicht an! Laßt mich nicht übrig! Habe ich nicht
Immer die Wahrheit berichtet in meinen Büchern? Und jetzt
Werd ich von euch wie ein Lügner behandelt! Ich befehle euch:
Verbrennt mich!

Bertolt Brecht

I
„Unter unseren Geburtstagswünschen aber soll der voranstehen, daß die Heimat, sein oberbayerisches Land, seiner recht gewahr werden und sich dankbarer als gegenwärtig erweisen möge für das Gute, das er zu ihrer Ehre hervorbringt. Sie hat keinen echteren, in der vom Schicksal erzwungenen Ferne keinen treuren Sohn.“¹

Der Autor dieses 1954 geschriebenen Glückwunsches: Thomas Mann, in diesem Jahr literarisches Geburtstagskind Nummer 1. Der Adressat: Oskar Maria Graf, der damals in der amerikanischen Emigration 60 Jahre alt wurde. 21 Jahre sind seitdem vergangen, Graf, 1967 in den USA gestorben, fand seine letzte Ruhestätte auf dem Münchner Prominentenfriedhof in Bogenhausen, nachdem die späten Bemühungen der Münchner Stadtverwaltung, dem Exilanten in der bayerischen Landeshauptstadt eine Wohnung anzubieten, erfolglos geblieben waren. Die Heimaterde hat ihn also wieder, den Bäckergesellen, Romancier und Lyriker aus Berg am Starnberger See, den Räterevolutionär und Verfasser des Endlos-Bestsellers „Das bayerische Dekameron“. Es gab damals das, was man gemeinhin eine „würdige Beisetzung“ nennt, eine Gedenkfeier mit viel Prominenz und schönen Reden, im Laufe der 60er Jahre wurden in der BRD eine Reihe von Graf-Werken neu aufgelegt, Lesungen fanden statt — auf den ersten Blick sieht es also so aus, als sei Thomas Manns Wunsch an seinen Kollegen, Freund und antifaschistischen Kampfgefährten in Erfüllung gegangen.

Auf den ersten Blick. Beim genaueren Hinsehen zeigt sich nämlich, wie gut es die bundesdeutsche Literaturpolitik bisher verstanden hat, einen der bedeu-

¹ In: Greifen-Almanach, Rudolstadt, 1954.

Ernst Antoni: Schwierigkeiten mit einem Bayern

tendsten realistischen Autoren unseres Landes zu übergehen und ihn — nachdem das nun doch nicht mehr ganz so einfach war — in einen altbayerischen Herrgottswinkel zu verbannen.

Schwierigkeiten mit Oskar Maria Graf hatte es schon früher gegeben: 1933 nämlich, als die Nazis meinten, sich die prägnanten Schilderungen aus dem bäuerlichen Milieu von Oskar Maria Graf unter den Nagel reißen zu können und diese Werke deshalb auf die „weiße Liste“ setzten. „Verbrennt mich!“ war der Aufruf überschrieben, den der Autor daraufhin verfaßte und der damals durch die gesamte demokratische WeltPresse ging. Graf bezeichnete sich darin als „linksgerichteten, entschieden sozialistischen Geistigen in Deutschland“. Nachdem dieser Aufruf an die Öffentlichkeit gekommen war, fand in der Aula der Münchner Universität eine Sonderverbrennung der Werke des bayerischen Autors statt, „im Beisein der Professorenschaft“, wie Graf in einer späteren Nachschrift zu seiner Protesterklärung festhielt.

II

Wie es bestellt war, und zum Teil noch ist, mit der Oskar-Maria-Graf-Rezeption nach 1945 im westlichen Deutschland, darüber vermag schon eine Anekdote Auskunft zu geben, die der Autor in seinem 1966 erschienenen autobiographischen Werk „Gelächter von außen“ zum Besten gibt. Er berichtet von seinem Bruder Maurus, dem geschäftstüchtigen Café- und Weinstubenbesitzer am Starnberger See, der es ausgezeichnet verstanden hatte, zuerst von der vornehmen Nazikundschaft zu profitieren und sich dann, nach der Zerschlagung des Hitlerfaschismus, den nicht weniger zahlungskräftigen amerikanischen Besatzern anzudienen: „Selbstverständlich hängte Maurus nach dem sicheren Zusammenbruch der Hitlerherrschaft und dem Auftauchen der Siegertruppen sofort ein großes Brustbild von mir in die Weinstube und ließ schleunigst Prospekte drucken: ‚Café und Weinstube Maurus — Bruder des berühmten Schriftstellers Oskar Maria Graf in New York‘, um sich in jenen unsicheren politischen Zeiten die nötige schützende Reputation zu verschaffen . . . Als sich die Bundesrepublik mit ihren restaurativen Zügen stabilisierte, verschwand das Bild von mir sehr schnell. Dagegen hing er jetzt — um sich bei allen Bayern beliebt und keiner bestimmten Parteizugehörigkeit verdächtig zu machen —, eine eigenhändig unterschriebene Fotografie des ehemaligen bayerischen Kronprinzen Rupprecht, den er in seinen letzten Lebensjahren kennengelernt hatte, anstelle meines Bildes an die Wand . . .“

Das Bild Grafs, es verschwand nicht nur sehr schnell wieder aus dem Lokal des Bruders, es verschwand auch aus dem Verlagswesen der BRD oder wurde durch ein Zerrbild ersetzt: übrig blieb, von kleinen Ausnahmen abgesehen, der derb-deftige Bauernschriftsteller, ein Thoma-Epigone, dessen Schnurren und Schwänke sich dadurch auszeichnen, daß auch einmal ins Lederhosentürl hineingeschaut werden darf. So neu war dies nicht — auch in den Zwanzigerjahren gab es viele Versuche, den Volksschriftsteller ins volkstümelnde Eck abzuschieben. „Oskar Maria Graf, Provinzschriftsteller, Spezialität: Ländliche Sachen“ ließ der Autor — zu Selbstironie immer aufgelegt — damals auf seine Visitenkarten drucken. Und er war auch nicht weiter gram darüber, daß der ge-

schäftstüchtige Verleger seines „Bayerischen Dekameron“ ein Bild von ihm in der Krachledernen in seinem „Bilderlexikon der Erotik“ veröffentlichte und darunter schrieb, daß es sich hier um „den bedeutendsten erotischen Schriftsteller des heutigen Bauerntums“ handle.²

Während Oskar Maria Graf es ganz gerne hinnahm, auch so seinen Ruf zu verbreiten — als junger Schriftsteller sein Brot zu verdienen, war damals gewiß nicht leichter als heute — so machte er andererseits nie ein Hehl daraus, auf welcher Seite er stand: auf der Seite der Arbeiterklasse, zu der sich der gelernte Bäcker auch selbst zählte. Spätestens 1927, als sein erster autobiographischer Roman, „Wir sind Gefangene“, erschien, wurde dies auch allgemein bekannt. Das Buch „schlug ein“ — Thomas Mann, Romain Rolland, Maxim Gorki, um nur einige bekannte Namen zu nennen, äußerten sich begeistert darüber, die Nazis schämten dagegen — Graf war, obgleich der Verlag eine viel zu kleine Erstausgabe hatte drucken lassen und nicht mit einer weiteren Auflage nachziehen konnte, über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt geworden. „Wir sind Gefangene“ ist der erste jener Graf-Romane, in denen sich der Autor schonungslos mit seinem eigenen Werdegang und mit seiner Umwelt auseinandersetzt. Diese Fähigkeit zu Kritik und Selbstkritik hat er bis zu seinem Spätwerk „Gelächter von außen“ behalten, sie macht seinen Emigrantenroman „Die Flucht ins Mittelmäßige“ trotz einiger Längen noch immer zur fesselnden Lektüre — und sie hat ihm manches Mißverständnis eingetragen. Eines kam auch von links: in der „Linkskurve“, dem Organ des Bundes Proletarisch-Revolutionärer Schriftsteller (BPRS) war 1930 unter der Rubrik „Betriebsarbeiter als Literaturkritiker“ eine scharfe Attacke gegen das Buch „Wir sind Gefangene“ und seinen Autor veröffentlicht worden. „Ein schöner Revolutionsheld!“ hieß es da. „Der geht mit seinem Liebchen Sekt saufen und läßt andere für sich kämpfen ...“ Graf antwortete darauf, er habe seinen Werdegang deshalb so ausführlich in seinem Roman dargestellt, „weil es mir darauf ankam, an meinem Beispiel den Typ ganz wahrhaftig und schonungslos zu zeigen, auf den einst die deutsche Revolution gehofft hat, auf den heute noch die meisten Genossen hereinfallen“. Und er fährt fort: „Hätte ich beispielsweise meine Lebensgeschichte nicht in Ich-Form, sondern als Roman geschrieben, was dann? Dann hätten wahrscheinlich Ihr, Genossen, und die ganzen Kritiker ein Loblied etwa so gesungen: ‚Fein, er zeigt diese Revolutionswanzen richtig. Das ist einmal ein revolutionäres Buch, weil es uns aufklärt über die Verrottetheit und Unzuverlässigkeit solcher Gestalten.‘ Und die Kritiker hätten vielleicht noch hinzugefügt: ‚Dieses Buch ist eine Anklage, ein Fanal ... na und so weiter.‘“³ Die „Linkskurve“ veröffentlichte Grafs Gegenkritik und hängte selbst noch einige kritische Notizen dazu an, die Grafs Verständnis von der Funktion, die Literatur haben kann, betrafen. Kurz, es entwickelte sich ein produktiver Meinungsstreit unter Freunden und Genossen, geeignet, das progressive Literaturschaffen in der Weimarer Republik weiterzubringen.

² Rolf Recknagel, Ein Bayer in Amerika, Oskar Maria Graf, Leben und Werk, Berlin (DDR), 1974.
³ Wolfgang Dietz, Helmut F. Pfanner (Hrsg.), Oskar Maria Graf, Beschreibung eines Volksschriftstellers, München, 1974, S. 27 f.

Daneben stand Grafs aktives Engagement, gemeinsam mit vielen anderen Intellektuellen dieser Zeit, an der Seite der Arbeiterklasse und ihrer Partei: gegen den Panzerkreuzerbau zum Beispiel oder für das Programm der KPD „zur nationalen und sozialen Befreiung des deutschen Volkes“. Schon damals trat Graf ein für die Zusammenarbeit von Sozialdemokraten und Kommunisten, er sparte, obwohl er in vielem der Sozialdemokratie näher stand als der KPD, nicht mit Kritik am Verhalten der rechten sozialdemokratischen Führer. Über die Gefährlichkeit des Faschismus war er, der Hitler in seinen Münchner Anfangsjahren noch persönlich kennengelernt hatte, sich sehr bald im klaren, und er glaubte auch nicht, im Gegensatz zu vielen Gesinnungsgenossen damals, daß es sich hier nur um einen kurzen Spuk handeln würde, der schnell vorübergehen werde. Von all dem, von Grafs wichtigstem Werk vor 1933 und von seinem persönlichen Engagement, war in den ersten Jahren der Entwicklung der BRD so gut wie nichts zu erfahren. Anders in der DDR. „Wir sind Gefangene“ war dort eines der ersten Bücher, das auf den Markt kam. Vollends übergegangen wurde in der Bundesrepublik lange Jahre das Wirken des Autors im Exil. Zwar wurden sein wohl dichtester Roman „Das Leben meiner Mutter“ und sein utopisches Werk „Die Eroberung der Welt“ ediert, von seinen Aufklärungsvorträgen in den USA über Hitlerdeutschland, seinen Aufrufen zur Einheitsfront, seiner Teilnahme am 1. Internationalen Schriftstellerkongress 1934 in Moskau und den Vortragsreisen, die sich daran anschlossen, wurde nichts bekannt. Erst 1958, zur 800-Jahrfeier Münchens, als man ihn zu Lesungen einlud, fand dies plötzlich Erwähnung: als Negativum allerdings, in jener heißen Zeit des „Kalten Krieges“. Der CSU-nahe „Münchner Merkur“ hielt es für nötig, darauf hinzuweisen, daß dieser Autor doch schon immer mit den Kommunisten sympathisiert und auch an einem Schriftstellerkongress in der UdSSR teilgenommen habe. Grund genug, ihn zwischen den Zeilen als persona non grata zu brandmarken.

Er machte es ihnen damals allerdings wirklich nicht leicht, dieser bodenständig-bayerische New Yorker. Das mußte schon der Berichterstatter der „Süddeutschen Zeitung“ am Flughafen feststellen: „Politisch ist der Autor so völlig unpolitischer Bücher wie ‚Bayerisches Dekameron‘, ‚Das Leben meiner Mutter‘ (es gehört schon eine ganz schöne Portion Ignoranz dazu, dieses Meisterstück an Milieuschildering und Aufbereitung bayerischer Geschichte aus der Sicht ‚von unten‘ unpolitisch zu nennen, E.A.) und ‚Der ewige Kalender‘ immer geblieben. Sogar bei der lautstarken Begrüßung am Flugplatz war das für einen kurzen Augenblick zu spüren, als der Mann in der Lederhose von seinen ‚Kalendergesichten‘ sagt: ‚Die sind jetzt in einem Deutschland herausgekommen, das man hier nicht kennt.‘“⁴

„Der Mann in der Lederhose“: so stieg er 1958 aus dem Flugzeug, und so präsentierte er sich bei seinen Lesungen. Das gleiche hatte er 1934 in Moskau gemacht. Auch dort hatte es schockierte Reaktionen gegeben — sehr schön nachzulesen in dem 1974 erschienenen Luchterhand-Band „Oskar Maria Graf, Reise in die Sowjetunion 1934“ —, der Lederhosenträger wurde aber schließlich ak-

⁴ SZ, 4. 7. 1958.

Ernst Antoni: Schwierigkeiten mit einem Bayern

zeptiert, weil er eben nicht eine bajuwarische Knallcharge war, sondern durchaus Inhaltliches zum Kongreß beizutragen wußte und seine Tracht auch aufgenommen wurde als zusätzliches Ausdrucksmittel eines „Volksschriftstellers“. Den gleichen Versuchsballon startete — nach 25 Jahren Emigration — Oskar Maria Graf noch einmal in seiner bayerischen Heimat. Und er wird wohl selbst in sich hineingelacht haben über den Staub, den er damit aufwirbelte. Eine Lesung im Cuvilliés-Theater war angesagt worden, und die Ankündigung des Autors, dort im Nationalkostüm von ehedem auftreten zu wollen, war für einen Teil der geladenen illustren Gäste bereits Anlaß genug, die Teilnahme abzusagen. Interessanter allerdings war das Presseecho: man zog sich allenthalben an der Lederhose hoch. Es gab Debatten, ob dies denn nun an solch einem Ort statthaft sei oder nicht. Den Vogel schoß ein Rezensent der Münchner „Abendzeitung“ ab, der sich dieses Problems eingehender annahm und sich deshalb, ob er es wollte oder nicht, mit seinem Kalten-Kriegs-Kollegen aus dem „Münchner Merkur“ an der gemeinsamen Kampffront traf: „Nicht ‚Krachlederne im Cuvilliés-Theater?‘ hätte man sich fragen sollen, vielmehr ‚Graf im Cuvilliés-Theater?‘ Und wenn schon Graf, dann nicht als Lyriker und als Kulturphilosoph — sondern als der, der in seine Krachlederne hineinpaßt. Und nur in diese.“⁵

So deutlich hat es seither kaum mehr einer gesagt, wie man den Graf, wenn man die Kröte schon schlucken muß, gerne hätte. Die Kröte jedoch erwies sich als widerstandsfähig, sie stieß auf — und für einen gewissen Zeitraum nach diesem ersten BRD-Auftritt verstärkte sich auch die Editionstätigkeit. Eine Reihe weiterer Graf-Romane wurde publiziert, der Autor kam noch öfter nach München, präsentierte sich dann — zur Enttäuschung der in uriger Aufmachung erschienenen Schickeria — im dunklen Anzug, und die Münchner Stadtverwaltung begann, allmählich an der Heimholung des „verlorenen Sohnes“ zu arbeiten.

III

Jetzt ist er längst begraben — und im vergangenen Jahr wäre er 80 Jahre alt geworden. Zum „Jubiläumsjahr“ gab es im Fernsehen eine Graf-Sendung; in München fand, nicht wie vorher beabsichtigt, im Cuvilliés-Theater, sondern — sehr still, sehr abgeschieden — in der Lenbach-Galerie eine Lesung statt: in den Zeitungen fand man kurze Erinnerungsartikel an den Autor. Interessant die „Süddeutsche Zeitung“: hier wurde der Graf-Würdigung eine ganze Seite eingeräumt, nicht im Feuilleton allerdings und auch nicht im Lokalteil, sondern für den Bezieherkreis im oberbayerischen Raum, in der Beilage „Münchner Stadt- und Regionalanzeiger“, die sich sonst auszeichnet durch biedere Gemeindeberichterstattung und Polemiken gegen alles, was links ist. Zur Ehrenrettung muß angemerkt werden: der Artikel über den Autor war grundsolide, ein bißchen langweilig zwar, aber durchaus nicht dem üblichen Stil dieser Zeitungsbilag entsprechen.

Auf dem Buchmarkt war das Ergebnis eher bescheiden. Der Desch-Verlag, der die meisten Graf-Werke in der BRD herausgebracht hat (neben dem Frankfur-

⁵ AZ, München, Juli 1958.

ter Nest-Verlag, den es seit geraumer Zeit nicht mehr gibt und bei dem vor allem die neueren Publikationen des Autors ediert wurden), wartete mit einer Neuauflage von „Das Leben meiner Mutter“ auf. Im „Süddeutschen Verlag“, München, erschienen zwei wichtige Werke endlich wieder: Die „Kalendergeschichten“ und „Die Chronik von Fleching“, das erste Buch Grafs, in das er die Geschichte seiner Familie unmittelbar einarbeitete, und bei Luchterhand die erwähnte „Reise in die Sowjetunion“. Vergleicht man die emsige Editionstätigkeit, die hierzulande oft einsetzt, wenn es gilt, die Geburts- oder Todesstage anderer Schriftsteller zu feiern, dann sieht man, wie Oskar Maria Graf immer noch vernachlässigt wird. Umfragen bei Germanistik-Studenten in der Bundesrepublik haben unlängst ergeben, daß der Name Graf an unseren Universitäten so gut wie unbekannt ist.

Zwei Bücher, die im vergangenen Jahr erschienen sind und zumindest dazu angelegt sein könnten, auch hier eine adäquate Graf-Rezeption in die Wege zu leiten, müssen deshalb besonders erwähnt werden: „Oskar Maria Graf. Beschreibung eines Volksschriftstellers“, herausgegeben von Wolfgang Dietz und Helmut F. Pfanner, erschienen im kleinen „Annedore-Leber-Verlag“ in München, und „Ein Bayer in Amerika. Oskar Maria Graf — Leben und Werk“ von Rolf Recknagel, die erste Biographie über Oskar Maria Graf. Der Autor ist als Biograph gut eingeführt; er hat vor einigen Jahren ein aufschenerregendes Buch über Leben und Werk von B. Traven veröffentlicht, mit dem ihm der wissenschaftliche Nachweis der Identität des lateinamerikanischen Pseudonym-Schriftstellers mit dem Teilnehmer an der Münchner Novemberrevolution und Herausgeber der linken literarischen Zeitschrift „Der Ziegelbrenner“, Ret Marut, gelang. Auf Recknagels Graf-Buch soll im folgenden allerdings nicht näher eingegangen werden, abgesehen von der Empfehlung, daß es für jeden Interessierten wichtig und ein großer Schritt vorwärts für die Graf-Forschung ist. Nicht in der BRD nämlich ist dieses Buch erschienen, sondern in der DDR, beim „Verlag der Nation“. Die Tatsache, daß mit Graf in der DDR anders und wesentlich besser umgegangen wurde als bei uns, wurde bereits erwähnt, eine Untersuchung zur Beschäftigung mit diesem Autor im sozialistischen deutschen Staat aber würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen und müßte gesondert und ausführlich unternommen werden. Deshalb nur noch ein Hinweis: auch in der Bundesrepublik ist Recknagels Graf-Biographie zu erwerben, am einfachsten in „collectiv“-Buchhandlungen, die es in fast jeder größeren Stadt der BRD gibt.

Die in München erschienene „Beschreibung eines Volksschriftstellers“ stellt wahrhaft ein Novum dar: zwar kam 1961 im Frankfurter „Nest-Verlag“ einmal die Aufsatzsammlung „An manchen Tagen“ heraus, die eine Reihe von Beiträgern Grafs zu Literatur und Politik enthält; in der Neuerscheinung aus dem Leber-Verlag aber wird der Leser erstmals ausführlich mit jenen Gedanken konfrontiert, die der Autor während seiner Emigrationszeit zu politischen Fragen äußerte, und außerdem finden sich hier die ersten Ansätze zur Graf-Interpretation aus der Sicht bundesdeutscher Sprach- und Literaturwissenschaftler. Kleine Lichtblicke also, die auf das neue Interesse am Werk Oskar Maria Grafs

bei uns hinweisen. Davor, daß man nicht mehr ganz so einfach den Autor links liegen lassen kann, zeugen auch die Worte, die sich Otto G. Burchard, Generalkonsul der Bundesrepublik Deutschland, anlässlich der Eröffnung einer Oskar-Maria-Graf-Gedächtnisausstellung im vergangenen Jahr in den USA, an der Universität New Hampshire (wo der literarische Nachlaß des Autors verwahrt wird), abrang: „Sie (die Ausstellung) lenkt die Aufmerksamkeit auf einen Schriftsteller, der auch in Deutschland nicht vergessen werden sollte ... Er hat in den Jahren, in denen es um das Ansehen Deutschlands im Ausland schlecht stand, viel zur Vermittlung des deutschen Kulturgutes in Amerika beigetragen und ist immer dafür eingetreten, nicht das ganze deutsche Volk mit dem Nationalsozialismus zu identifizieren. Wie seine Exil-Kollegen in New York hat er den Glauben an ein anderes, besseres Deutschland wachgehalten.“⁶ Ein kurzer Überblick über Grafs Werk und politisches Wirken im Exil scheint hier nötig zu sein, denn das kann zum Teil erklären, woher das Unbehagen an Graf in der Bundesrepublik röhrt — in jenem Land, dessen Generalkonsul zwar bei der Graf-Ausstellung so schöne Worte spricht, dessen Regierungsverantwortliche sich aber nicht schämen, schon heute wieder dafür zu sorgen, daß die „andere, bessere“ Kultur im Ausland nicht auftreten darf, wie die Fälle Staek und „Rote Rübe“ zeigen.

IV

Oskar Maria Graf hat sich Zeit seines Lebens nie vor jenen Karren spannen lassen, in dem der Antikommunismus, bevorzugt als Antisowjetismus, transportiert wird. Sein Reisetagebuch aus der Sowjetunion zeigt uns heute, wie aufgeschlossen er an diese neue Welt heranging, die ihn brennend interessierte, wie solidarisch er sich auch dort verhielt, wo ihm etwas nicht gefiel. Seine Vortragsserien im Exil nach dem Kongreß, wo er über seine Erlebnisse und Erfahrungen in der UdSSR berichtete, machen deutlich, welch entscheidende Rolle er der Sowjetunion beimaß als Vorreiter im Kampf gegen Ausbeutung und Unterdrückung und konkret gegen den Hitlerfaschismus. Diese Position, der er auch nach 1945 treu blieb, trug der Autor, der kein Marxist-Leninist war und nie ganz von seinen pazifistischen und utopistischen Vorstellungen tolstoischer Prägung abging, immer wieder grobe Anfeindungen von den gewerbsmäßigen Antikommunisten aller Schattierungen ein.

Man denunzierte Oskar Maria Graf als „kommunistischen Agenten“, in New York wurde er, „nach Einsetzen des Kalten Krieges“, wie Hans Albert Walter in seinem Nachwort zu „Reise in die Sowjetunion 1934“ vermerkt, sogar auf offener Straße angepöbelt. Seine erste geplante Deutschlandreise im Jahr 1948 wurde vom US-State-Department verhindert: die Spaltung Deutschlands war bereits beschlossene Sache, und unbequeme Mahner vom Schlag Oskar Maria Grafs waren zu diesem Zeitpunkt gewiß nicht gefragt.

Hans Albert Walter zitiert einen Brief des Autors an seinen Freund Otto Karsch aus dem Jahre 1942, in dem Graf seine klare Position zur UdSSR darlegt, die ihm vor allem angekreidet wurde, als der Nichtangriffspakt zwischen

⁶ „Geleitwort“ in: Oskar Maria Graf (1894–1964). An Exhibition at the Dimond Library. University of New Hampshire, Durham, 1974.

der Sowjetunion und Hitlerdeutschland zustandekam: „Ja, so geht es allen Kritikastern mit der lieben Sowjetunion. Sie sehen immer Teile und nie das Ganze. Ich war drüber und schaute, glaube ich, durchaus nicht unkritisch, aber stets auf dieses Ganze gerichtet, die Entwicklung an. Ich machte mir keine Illusionen im Falle eines Krieges der Nazis mit der SU, ich fürchtete, was anfänglich dort eingetroffen ist, aber ich habe niemals gezweifelt daran, daß die Russen zum Schluß den entscheidenden Sieg über den Faschismus davontragen werden. Denn dort kämpft ein Volk, das um einer Idee willen Leben und Habe opfert, während bei allen anderen Staaten nur die Furcht vor dem Zusammenbrechen eines unbrauchbar gewordenen Systems im Kampfe steht. Aber die Völker entscheiden, nicht die Regierungen! Das ist die Zukunft!“⁷

Auch unter den schwierigen Lebens- und Arbeitsbedingungen während der McCarthy-Ära, in der es der amerikanischen Reaktion gelang, der demokratischen und humanistischen Literatur und Kunst des Landes so gut wie vollständig den Garaus zu machen und manch ein vormals engagierter Autor den antikommunistischen Erpressungen nachgab, blieb Oskar Maria Graf seinem Standpunkt treu. Sehr schnell erkannte er den Weg, der im westlichen Deutschland eingeschlagen wurde. So schrieb er im März 1947 besorgt an einen Münchner Freund: „Über die Verhältnisse in Bayern bin ich ziemlich genau informiert — politisch sieht es düster aus.“ Vor allem beklagte er, daß die alten Nazis von den US-Besatzern bereits wieder mit Glacéhandschuhen angefaßt wurden: „Warum redet man diesen Herren gut zu, sie sollten doch ihre Loyalität unter Beweis stellen und mithelfen am Aufbau, statt sie einfach zu holen! Da macht man weiß Gott was für komplizierte Sprudkammer-Verfahren, statt die Sache zu vereinfachen ... Vor allem sollte es doch zu machen sein, daß derartige Reptilien nicht in ihren Häusern, in gestohlenen Wohnungen sitzen und von ihrem gehamsterten Geld und Besitz gemütlich weiterleben. Das ist — wohlgemerkt — nicht nur in Bayern so, vom Rheinland, von überallher krieg ich dieselben Nachrichten.“⁸

Der Kampf gegen den Faschismus: davon war Grafs Werk lange Jahre geprägt. Mit seinem Roman „Anton Sittinger“ zeichnete er das Bild eines jener Mitläufers, jener ewigen Rückversicherer, die sich selbst als „unpolitisch“ verstehen, aber ständig gegen alles Fortschrittliche hetzen und schließlich zu Stützen des Faschismus werden. Als „Monographie des deutschen Kleinbürgertums zwischen 1918 und 1933“ bezeichnete der Desch-Verlag im Klappentext zur Neuauflage von 1969 den „Anton Sittinger“. Der Faschismus als Kleinbürgerphänomen also, so wie er auch heute wieder durch die bürgerliche Geschichtsforschung geistert? So einfach aber hat Graf es sich nicht gemacht. Wie in seinen Bauerngeschichten, so versteht er es auch in seinen literarischen Auseinandersetzungen mit dem deutschen Kleinbürgertum zu differenzieren: „Der Widerspruch zwischen Sein und Schein, diese Persönlichkeitsspaltung des ‚harmlosen Bürgers‘, wird polemisch aufgedeckt und als Ergebnis der Klassengesellschaft enthüllt“.⁹

⁷ Oskar Maria Graf, Reise in die Sowjetunion 1934, Neuwied 1974, S. 243.

⁸ Kopie des Briefes im Besitz d. Verf.
⁹ Redknagel, Ein Bayer in Amerika, a. a. O., S. 247.

Der antifaschistische Widerstandskampf, in der BRD-Literatur noch immer bedenklich unterrepräsentiert — wenn sich auch Autoren wie Franz Joseph Degenhardt in den letzten Jahren dieser Materie annahmen —, nimmt in Grafs Werk breiten Raum ein, in den Romanen „Unruhe um einen Friedfertigen“, „Er nannte sich Banscho“ und „Der Abgrund“ zum Beispiel. Im „Abgrund“ vor allem weist Graf auf die Bedeutung des gemeinsamen Kampfes von Sozialdemokraten und Kommunisten hin und kritisiert die spalterische Politik der rechten sozialdemokratischen Führer. Anlaß dazu ist ihm der Februarputsch 1934 in Österreich, der das Dollfuß-Regime an die Macht brachte.

Gerade das Beispiel Österreichs benutzt der Autor immer wieder, wenn er für die Zusammenarbeit der Arbeiterparteien eintritt: „In Bruck an der Muhr fand eben unter Koloman Wallischs Leitung eine überfüllte Einigungsversammlung statt, bei welcher sich Sozialdemokraten und Kommunisten zusammenfanden. Es war erhabend und hoffnungsverheißend, und wenn man aus Deutschland kam — es war, als lebte man in einer anderen Welt“, schreibt er in dem Aufsatz „Erfahrungen mit der österreichischen Sozialdemokratie“ aus dem Jahre 1934.¹⁰ Ausführlich geht er darin auf die Kritik der sozialdemokratischen Arbeiter an ihrer Parteiführung ein und äußert schließlich die Hoffnung, daß eine neue, kämpferische SPÖ entstehen wird, in der nicht mehr die „Allerweltssozialdemokraten“ das Sagen haben.

Grafs politische Arbeit im Exil beschränkte sich nicht nur auf die Veröffentlichung von Zeitschriftenaufsätzen und Essays und Vortragstreisen. Gemeinsam mit dem kommunistischen Verleger Wieland Herzfelde bemühte er sich, Publikationsmöglichkeiten für die fortschrittlichen emigrierten Schriftsteller in den USA zu finden. Eine „gemeinsame Kulturarbeit“, wie Herzfelde es formulierte, war — trotz der großen Schwierigkeiten für die Emigranten — auch das Ziel Oskar Maria Grafs.

Dabei wußte er genau zu unterscheiden und wehrte sich gegen die Gleichung Emigrant = Antifaschist, die oft vorgenommen wurde. Seine Rede „Die Juden stehen nicht allein“, die er 1940 in New York hielt, zeigt dies sehr anschaulich. Sie vermittelt, daß Oskar Maria Graf auch an diese Frage vom Klassenstandpunkt heranging, und nicht dem umgekehrten Rassismus aufsaß, der damals von zionistischen Kräften verbreitet wurde.

Ein negatives Beispiel bot ihm Franz Werfel, der „(immerhin ein deutscher Dichter von Format) anno 1918 in Hymnen die Revolution verherrlichte und vom ‚endlichen Aufbruch des Volkes‘ daherschwätzte, später, als das nicht mehr beliebt war, sich öffentlich und in seinen Werken zum abgeschmacktesten Katholizismus bekannte, mit Herrn Dollfuß durchaus einer Meinung war, daß man die Wiener Arbeiter 1934 — als sie sich erhoben — niederkartätschen dürfe und nun, in Amerika, auf einmal wieder bewußter Jude ist und — natürlich — Antifaschist!“ Oskar Maria Graf schloß sein Referat: „Dieses Bewußtsein eines — sagen wir — ‚anderen Deutschland‘ in der ganzen Welt immer klarer zu machen, darin liegt für Sie und für uns wiederum eine Aufgabe! Wenn Sie als ‚Juden‘ nicht allein stehen wollen, wenn Sie mithelfen

¹⁰ Beschreibung eines Volksschriftstellers, a. a. O., S. 76.

wollen, den Hitlergeist (aber wohlgerne auch den jüdischen!) wirkungslos zu machen, dann müssen Sie in unseren Reihen stehen. Sie müssen sich ganz schlicht dazu bekennen: Nicht die hitlersche Unterscheidung ‚Jude‘ und ‚Arier‘, sondern das lebendige Zusammenwirken aller gesitteten Menschen wird dem heutigen Schrecken ein Ende machen!“¹¹

Ein Kämpfer gegen Faschismus und Imperialismus, das blieb Oskar Maria Graf bis an sein Lebensende. Er versuchte, soweit es in seinen Kräften stand, Initiativen gegen den US-Krieg in Vietnam einzuleiten. So sandte er unter anderem einen offenen Brief an den Papst, in dem er ihn aufforderte, alle am Krieg beteiligten Katholiken zu exkommunizieren. Er schrieb, als die „Gruppe 47“ in die USA nach Princeton eingeladen wurde, Briefe an mehrere BRD-Autoren, an Günter Grass zum Beispiel, mit der Bitte, der Einladung nicht Folge zu leisten und so ihrem Protest gegen die Politik der Vereinigten Staaten Ausdruck zu geben.¹²

Graf sah, wie seine Witwe Gisela Graf in einem Interview äußerte, „in Franz Josef Strauß eine große Gefahr für Deutschland“. In seiner 1966 erschienenen Biographie „Gelächter von außen“ steht die Befürchtung, daß Autoren kommen werden, die „in der felsenfesten Überzeugung, streng objektiv zu sein“, Hitler, „diesen satanischen Blutsuchtkranken ... historisch glorifizieren werden“.¹³ In einem allerdings irrite hier der „Bayer in New York“: er meinte nämlich, um das zu erleben, müsse er noch 100 bis 200 Jahre alt werden. Sieben Jahre älter aber hätte er nur werden müssen — und er hätte die verharmlosend als „Hitler-Welle“ bezeichnete, von geschäftstüchtigen Verlegern, „streng objektiven“ Biographen und wohlwollenden Rezessenten eingeleitete „Führer-Renaissance in der Bundesrepublik kennengelernt.

V

Im *kürbiskern* 3/75, „Heimat und Revolution“, wurde über den Begriff „Heimat“ reflektiert: „Wie man es auch angeht — das Wort ist besetzt, mag sein von falscher Seite geklaut, es steckt voll negativer Erfahrungen. Seit in Bonn die CDU nicht mehr regiert, treten in den Ländern die Rechten mit noch mehr Nachdruck so auf, als hätten sie den Heimatboden mit allen Würzelchen gepachtet; die CSU vollends tut so, als habe ihr der liebe Herrgott den weißblauen Himmel geschenkt.“¹⁴ Oskar Maria Grafs „Kalendergeschichten“ und „Die Chronik von Flechting“ sind zwei neuerschienene Bücher, die dazu beitragen können, die „Heimat“ sowohl vom „Blut und Boden“-Geruch als auch vom weißblauen CSU-Fertiglack reinzuwaschen.

Die Bankrotterklärung jener offiziell aufgepäppelten und lange Jahre gehegten Literatur und Kunst, die alles sein durfte, nur nicht realistisch, das zunehmende Interesse von Schriftstellern und jungen Wissenschaftlern an der künstlerischen Aufarbeitung der gesellschaftlichen Wirklichkeit: dies alles brachte sowohl das Bedürfnis nach einer Wiederentdeckung literarischer realistischer Traditionen, als auch eine Neubewertung der Bedeutung des Dialekts und der Beschreibung

¹¹ Volksschriftsteller, a. a. O., S. 115.

¹² Versuche Oskar Maria Graf zu ehren. In: Deutsche Volkszeitung, Düsseldorf, Nr. 31, 1974.

¹³ *kürbiskern* 3/75, S. 3.

regionaler Besonderheiten mit sich. Diese Bewegung ist erst am Anfang — im Zuge der sich verschärfenden Klassenwidersprüche auf nationaler und internationaler Ebene wird sie weiter zunehmen. Günstige Ausgangsbedingungen für die längst fällige Neuentdeckung der Werke Oskar Maria Grafs sind also vorhanden. Ohne Zweifel aber wird dies dann auch eine Reihe von Interpreten auf den Plan rufen, die alles daran setzen werden, der Öffentlichkeit ein falsches Bild vorzuführen (wir kennen solche Beispiele unter anderem aus der bundesdeutschen Brecht- oder Thomas Mann-Forschung).

Von der Degradierung zum fröhlichen Lederhosensepp wurde bereits gesprochen. Dabei wird es aber — schon weil dies angesichts des Gesamtwerks nicht möglich ist — nicht bleiben. Ein kleines Beispiel, zu was man Graf schon alles machen wollte, sei aus dem Jahre 1959 angeführt: damals fuhr ein Herr Konstantin von Bayern, seines Zeichens inzwischen verstorbener CSU-Aktivist, nach New York, besuchte dort einen bayerischen Exilschriftsteller und entdeckte für die „Süddeutsche Zeitung“ einen „religiösen Sozialisten“. Nun gut — aber was charakterisierte diesen „Sozialisten“? Er rühmte die „amerikanische Demokratie“. An der Wand des Arbeitszimmers seines Gesprächspartners Graf entdeckte der schwarze Prinz aus Bayern einige Bilder: Goethe, Thomas Mann, ein bayrisches Wappen. Es soll hier nachträglich nicht behauptet werden, der Verfasser des SZ-Berichts habe die Konterfeis von Marx und Lenin, die laut vielfacher Zeugnisse anderer Graf-Besucher ebenfalls an dieser Wand hingen, einfach hinwegmogeln wollen — vielleicht hat er die beiden Herren nicht erkannt.¹⁵

Ganz so primitiv geht es natürlich heute nicht mehr. So verdienstvoll und wichtig das Buch „Beschreibung eines Volksschriftstellers“ in seiner Gesamtheit ist, es zeichnen sich dort in einigen der wissenschaftlichen Aufsätze auch Wegweiser für kommende Graf-Fälscher ab: Grafs Affinität zu Tolstoi wird zum Beispiel zum Vehikel genommen, doch noch eine Prise Antisowjetismus unterzubringen. Oder noch schlimmer: das Werk des Autors wird zwar für bedeutsam erklärt, aber im gleichen Atemzug folgt die Behauptung, es sei halt für unsere Zeit irrelevant und letztlich nur noch für die Literaturforschung von Interesse. Material also für die Fliegenbeinzählerei im Elfenbeinturm.

Aus Oskar Maria Grafs „Nachschrift“ zu seinem Aufruf „Verbrennt mich“ zitieren interessierte Kreise, ob sie nun von rechts kommen oder ob es ihnen darum geht, den Autor als einen Parade-Anarchisten abzustempeln — was nicht unbedingt ein Widerspruch sein muß —, gerne folgende Sätze: „Ich war nie Parteisozialist und habe mir nicht erst von marxistischen Schriftgelehrten sagen lassen müssen, was Sozialismus ist. Mir ist — um mit Gorki zu reden — ‚mein Sozialismus von Kind an auf den Rücken geprügelt worden‘.“¹⁶ Aus diesem Zitat eine Gegnerschaft Grafs zum Marxismus im allgemeinen oder zur Kommunistischen Partei im besonderen konstruieren zu wollen, dazu bedarf es natürlich einiger ideologischer Bocksprünge. Für die aber gibt es ja bekanntlich Spezialisten.

Fortschrittliche Kulturarbeit beinhaltet auch Wertung und Verbreitung demokratischer und sozialistischer Traditionen. Im Falle Oskar Maria Graf heißt

dies speziell: es muß jetzt damit angefangen werden und nicht erst, wenn die Retuscheure und Fälscher am Werk waren. Erste Versuche in dieser Richtung, einige Vorträge mit Graf-Texten in der bayerischen Provinz bewiesen, wie aktuell die Werke dieses Autors für seinen eigentlichen Adressaten, die arbeitende Bevölkerung, nach wie vor sind und welch lebhaftes Interesse an Informationen über Bücher und Leben des „Bayern in Amerika“ besteht. In dieser Richtung ist weiterzuarbeiten, nicht nur, weil ein großes literarisches Nachholbedürfnis besteht, sondern auch, weil gerade das Schaffen Grafs wichtige Hinweise für das Verständnis von Vergangenheit und Gegenwart und für die Veränderbarkeit der bei uns herrschenden Zustände gibt.

. . . , Juni 1975

In seinem Roman „Die Flucht ins Mittelmäßige“ konfrontiert Oskar Maria Graf seinen Helden Martin Ling (der wieder autobiographische Züge trägt) mit dem Mitemigranten und aktiven Kommunisten Lohrer. Ling bewundert insgeheim die zähe Kleinarbeit, die dieser Mann auch in der Emigration, der „Diaspora“, leistet und gibt ihm öfter Spenden für seine Partei. Als er Lohrer eines Tages spöttisch fragt: „Hm, und du meinst wohl gar, ich bin einer von euch?“ antwortet dieser: „Das nicht, aber auch keiner von den anderen.“

Die „anderen“ werden es schwer haben, den Schriftsteller Oskar Maria Graf für sich zu vereinnahmen. Er ist nämlich stets der „linksgerichtete, entschieden sozialistische“ Mensch geblieben, als den er sich 1933 charakterisiert hatte. Machen wir es ihnen noch schwerer!

¹⁵ SZ 174, 22. 7. 1959.

¹⁶ Volksschriftsteller, a. a. O., S. 39.

Uwe Timm Sensibilität für wen?

Mit Auszügen aus einem Gespräch, das Klaus Konjetzky mit Uwe Timm geführt hat, wollen wir die Diskussion über aktuelle Werkprobleme von Autoren fortsetzen. Wir würden uns freuen, wenn weitere Kollegen sich angesprochen fühlten, in die Diskussion einzutreten, zu widersprechen oder angeschnittene Gedanken weiterzuführen. (Die Red.)

... Die Frage ist, wie diese Wirklichkeit richtig, also auf ihr Wesen hin, dargestellt werden kann. So daß sie nicht nur erscheint als reines Substrat der entfremdeten Situation, etwa eines Schriftstellers, der sein Bewußtsein hauptsächlich am Schreibtisch ausbildet, dadurch zwar auch in bestimmte Konflikte kommt, weil sich die Außenkontakte minimieren, aber möglicherweise nicht zu der entscheidenden Frage vordringen kann: Was in den gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen die wirklichen treibenden Kräfte sind, was es für Veränderungen gibt.

Da stellt sich dann die Frage nach der Perspektive: Wohin verändert sich eine Gesellschaft, und wer ist das Subjekt, das diese Gesellschaft verändern kann. Es ist eben auch nicht zufällig, daß es in all den Jahren, in denen diese höchst private, die entfremdete Situation des Schriftstellers spiegelnde Literatur geschrieben wurde, keine Organisation im Sinne einer Partei der Arbeiterklasse gegeben hat, daß es ein Parteiverbot der KPD gab und noch gibt, und daß da natürlich auch die bürgerlichen Massenmedien kräftig dran gedreht haben, damit Klassenbewußtsein verdrängt wurde.

Die Darstellung einer möglichen Veränderung, einer sozialistischen Perspektive, sowas konnte eben per Kraftakt ein einzelner Schriftsteller gar nicht leisten, sondern das ist ein Prozeß, der gesehen werden muß in einem gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang, im politischen Kampf, wo es auch eine Avantgarde, die die Interessen der Arbeiterklasse vertritt als ihre Partei, geben muß. Ich würde einen Zusammenhang sehen zwischen der neuen realistischen und sozialkritischen Literatur und der Studentenbewegung in den Jahren 67 und 68, der Neukonstituierung der DKP und auch den spontanen Streiks 69, als sich ein kritisches politisches Bewußtsein herausgebildet hat, woran auch viele Schriftsteller mitgewirkt haben. Aber nun nicht allein im Reagieren, sondern indem sie versuchten, diesen Prozeß — an dem sie beteiligt waren — mit ihrer Literatur voranzutreiben, also auch im Agieren ...

Ich habe die Erfahrung gemacht, in der Studentenbewegung, daß vieles, was man sozusagen für seinen festen Horizont gehalten hatte, sich sehr schnell ändern konnte. Warum? Bestimmte Erfahrungen wurden neu gemacht. Es ist doch nicht so, daß man ein für allemal als Kleinbürger fixiert ist, sondern es hat sich innerhalb kürzester Zeit und für sehr viele Leute damals etwas geändert und wurde bewußtseinsmäßig umgestülpt. Das ist, glaube ich, auch eine Frage des kollektiven Erlebnisses. Da sind bestimmte Lernprozesse besonders intensiv, wie man sie als einzelner am Schreibtisch gar nicht machen kann, sondern die man eben nur kollektiv so schnell und eindringlich erleben kann. Die-

Uwe Timm: Sensibilität für wen?

se Erfahrung des kollektiven Erlebens und Lernens macht man nicht zufällig, sondern das ist auch eine Frage der historischen Konstellation, in der Probleme sich besonders deutlich stellen, in der man erkennt, daß es auch diese Probleme sind, worunter man leidet, bewußt oder unbewußt, und daß dieses Leiden einen isoliert hat; und zugleich dann die Erkenntnis, daß man gar nicht allein isoliert ist, weil die gleichen Probleme viele andere auch betreffen, die ebenfalls darunter leiden und ebenfalls isoliert sind — eine gesellschaftliche Isolation also, die viele miteinander teilen. Diese Erkenntnis erleichtert dann wiederum die Einsicht in die Ursachen und die Bedingtheit des Leidens. Und das ist die Voraussetzung, um dagegen zu kämpfen, um diese Wirklichkeit, die den Menschen deformiert, zu verändern, hin zu einer Gesellschaft, in der sich der Mensch frei und allseitig entfalten kann. Das war denn auch eines der auslösenden Momente der Studentenrevolte, und sie ermöglichte wiederum in kurzer Zeit große Einsichtsschübe, die dann auch massenhaft wirksam wurden, beispielsweise in Gestalt von Tausenden, die damals auf die Straße gingen.

Solche Einsichten und Bewußtseinsveränderungen und damit auch die veränderte Praxis des einzelnen stehen dann allerdings nicht ein für allemal fest, sondern man kann da wieder zurückfallen, was von den Institutionen von oben unterstützt wird, kann sich wieder isolieren, wenn die radikalen Fragen und Forderungen verdrängt werden, wenn man sich wieder ins Private verkrümelt und sich von der revolutionären politischen Arbeit zurückzieht. Das wird natürlich durch Berufsverbote unterstützt. Beispiele für solche Entpolitisierungen gibt es genug. Und doch widerspricht gerade dieser Prozeß jener These, daß man mit seinen Erfahrungen ein für allemal determiniert sei.

Natürlich ist man zu einem großen Teil davon mitbestimmt, wie man aufwuchs und wie man erzogen wurde. Da gibt es Neurosen, die man, was weiß ich, in der fröcklichen Zeit erworben hat und mit sich rumschleppt, die kann man dann auch später nicht ohne weiteres abschütteln per Willensakt und auch nicht allein durch politische Arbeit. Aber es gibt bestimmte Verhaltensformen, die kann man abbauen und verändern, und zwar in der konkreten politischen Arbeit. Solche Veränderungen werden unterstützt und vorbereitet in der Theorie und auf ihre spezifische Weise auch durch Literatur. Gute Literatur muß neue Wirklichkeitsbereiche vermitteln. Und wenn ich meine Leseerfahrung zugrunde lege, dann kann ich wohl sagen, daß sich gerade auch durch Literatur mein Bewußtsein verändert hat. Sie lieferte Gegenmodelle, die meine Ansichten, Schweisen und Verhaltensweisen in Frage stellten. Aber wie in Frage gestellt, welche Inhalte da vermittelt wurden, das ist wieder wichtig!

Auch da wäre der Zusammenhang zu sehen, daß in dem Moment, wo ein Erkenntnisprozeß breitere gesellschaftliche Kreise erfaßt, das kritische Bewußtsein sich auch wieder in Literatur niederschlägt. Und es ist eben nicht zufällig, daß in den letzten Jahren beispielsweise Romane geschrieben worden sind, die eine Perspektive haben, die parteilich sind, die Veränderungen aufnehmen und darstellen ...

Ich glaube schon, daß sich die Sensibilität verändert. Um mal von meiner eigenen Erfahrung auszugehen — ich kann sagen, daß früher, vor der Studenten-

bewegung, meine Wahrnehmungsfähigkeit von meiner Isolation bestimmt wurde. Das heißt natürlich nicht, daß ich damals sprachlos und völlig verklemmt rumlief. Aber das war eine Sensibilität, die aus dem maßlosen Konkurrenzge- rangel entsprang, in dem man stand. Ich war beispielsweise sehr verletzbar, ohne das zu zeigen, im Gegenteil, ich verdeckte das durch forsches Auftreten. Ich glaube, daß sich im Laufe der Studentenbewegung eine andere Form der Sensibilität herausgebildet hat, eine mehr gesellschaftliche Sensibilität. Daß mir verstärkt auffiel, was nicht allein mich betraf, was mich verletzte, sondern auch Verletzungen, die anderen zugefügt wurden. Damit meine ich nicht nur Verletzungen, die so überdeutlich waren wie der Terror in Vietnam damals — wenn Menschen gequält wurden; denn da muß eigentlich jeder, der nicht pervers ist, auf die Barrikaden gehen. Sondern das sind Verletzungen, die anderen tagtäglich zugefügt werden, stattfinden zwischen Freunden, Ehepartnern, im Beruf, Demütigungen, Brutalität, Diffamierungen. Wo jemand daran gehindert wird, sich zu entfalten. Und dazu gehören auch so scheinbar banale äußerliche Dinge wie die Wohnverhältnisse. Das isolierte Wohnen. Die dünnen Wände. Wenn man ständig Rücksicht nehmen muß, beim Musikhören, Schreibmaschineschreiben, wenn man zusammen schlafen will, dann hat das doch unmittelbare Folgen. Früher war ich nur wütend auf die Nachbarn, und erst als ich den Zusammenhang zwischen den dünnen Wänden und dem Profitgesetz sah, konnte ich meine Wut von den Nachbarn ablenken. Jedenfalls mich darum bemühen. Die waren nicht schuld. Weil an den dünnen Wänden einige wenige Leute sehr gut verdienen, und zwar sehr dick. Sicherlich heute ganz selbstverständlich, damals aber eine wichtige Erkenntnis. Man sah oder erkannte die Gründe auch für bestimmte Verhaltensweisen bei Menschen, die erschienen nicht mehr so naturwüchsig, sondern gesellschaftlich bedingt.

Zu dieser gesellschaftlichen Sensibilität gehört auch, daß man Menschen, die einen bestimmten Defekt haben, der einem früher auf die Nerven ging — also beispielsweise jemand, der manisch von seinen scheinbaren Erfolgen quatschte — plötzlich verstand, begriff, warum das so ist. Das besagte dann noch nicht, daß der dann einem weniger auf die Nerven ging, aber man konnte seine eigenen Reaktionen aussteuern. Und zu dieser gesellschaftlichen Sensibilität gehört auch, daß man diese Teilung — hier Privat, worüber man tunlichst schwieg, und hier Öffentlichkeit — nicht akzeptierte. Daß man gerade das Private, Subjektive als gesellschaftlich bedingt verstehen lernte. Daß man über seine Probleme offen reden konnte, ohne Angst, daß die anderen diese Offenheit ausnutzen würden, eben weil man wußte, daß man mit seinen Problemen nicht so allein war, sondern daß die anderen ähnliche Probleme hatten. Dieser Mut zur Subjektivität ist dann verloren gegangen. Da gibt es viele Gründe. Einmal, weil sie zur subjektiven Nabelschau verkam, also folgenlos blieb. Und dann stieß das psychologische und soziologische Interesse, das einmal, als es aufkam, einen großen Erkenntniswert hatte, rasch auf seine Grenzen, weil es ritualisiert und dilettantisch eingesetzt wurde. Und dann, weil die Leute sich zurückzogen, privatisierten. Auch da müßte man natürlich wieder nach den Gründen fragen. Jedenfalls kann sich gesellschaftliche Sensibilität nicht allein aus der Isolation entfalten, sondern das ist eine Form, die sich kollektiv herausbildet und über

den augenblicklichen Stand der bloßen Verletzlichkeit hinausgehen und aufzeigen muß, was besser zu machen wäre. Weil sie sich eben gesellschaftlich bindet, weil sie immer schon intendiert, daß vieles, so wie es ist, nicht sein müßte, sondern daß es anders, besser sein könnte.

Dabei besteht immer die Gefahr, daß die gesellschaftliche Sensibilität durch die konkrete politische Arbeit, durch die sogenannten „Tagesforderungen“, verschüttet wird; diese konkrete Arbeit bleibt aber notwendig. Wozu sonst gesellschaftliche Sensibilität, wenn sie sich nicht auf politische Veränderung — und die kommt nicht von allein — richtet. Die Frage ist doch, wie können wir dabei den Sinnen den Spielraum geben, in dem sie sich entfalten. Das wäre auch eine genuine Aufgabe der Literatur, nicht indem sie das stille Glück des Privaten besingt, sondern indem sie die Sensibilität sprachlich schult, indem sie hilft, Vorstellungskraft und Phantasie auszubilden ...

Ich glaube nicht, daß jede Literatur, die sich sensibel und genau mit den Leiden der Menschen beschäftigt, schon von selbst die Perspektive des Sozialismus enthält. Als Antwort könnte dann auch jede aufs Jenseits orientierte Religion dienen. Es wäre ja ohne weiteres denkbar, daß derjenige, der unter den Verhältnissen leidet, die Veränderung auf ein Jenseits, auf einen transzendenten Bereich richtet, was ja auch jahrhundertelang passiert ist, z. B. im Christentum, und was sich ja auch heute wieder zeigt, etwa in der Hinwendung zum Guru-Kult.

Es bedeutet gerade nicht, daß man durch die Beschreibung dessen, worunter man leidet, automatisch — im Sinn von mechanistisch — auf den Sozialismus stößt, sondern man hat zunächst mal nur den Wunsch, daß es anders sein möge. Aber dieser Wunsch kann einmal sehr konkret ausgerichtet sein, auf diese Welt, und kann zum anderen gerichtet sein auf ein Jenseits.

Es wäre ja gerade auch zu zeigen, welche Möglichkeiten hier und in dieser Zeit angelegt sind, die schon jetzt auszuschöpfen wären. Wie verändert man sich selbst? Dieser Frage bin ich im „Heißen Sommer“ nachgegangen. Weil ich etwas über mich erfahren wollte. Es ist doch nicht so, daß Erfahrungen, die ich als Kind, als Lehrling, als Student gemacht habe, mich jetzt ein für allemal endgültig determinieren. Ich mache doch permanent neue Erfahrungen, die diese alten wieder auskorrigieren und umgekehrt. Ich verändere mich doch, und je weiter man sich in eine bewußte Veränderung hineinbegibt, auch als Person, was ja auch ein Wagnis ist, desto extremer werden auch die Werte der neuen Erfahrung. Natürlich muß man sich dann auch nach den Inhalten solcher Erfahrungen fragen. Heute werden zurecht von der Literatur neue Erfahrungen und eine verstärkte Subjektivität gefordert. Aber das kann nicht bedeuten, daß Literatur nur noch auf Autobiographisches zusammenschnurrt. Da bildet sich jetzt auch schon ein neuer literarischer Typus heraus, ein literarischer Dandy, der von Radikalität und individuellem Terror in der Literatur faselt. Was sind denn das für radikale Erfahrungen? Solche Erfahrungen, wie sie Ernst Jünger auch gefordert und literarisch in „Stahlgewittern“ beschrieben hat? Radikale Erfahrungen an sich besagen doch noch gar nichts. Man kann erst dann sinnvoll darüber diskutieren, wenn man nach den Inhalten der Erfahrungen fragt.

Sind das emanzipative Erfahrungen oder reaktionäre? Und unter emanzipativ verstehe ich, daß sie in Solidarität mit jenen gewonnen werden, die beispielsweise neue Erfahrungen nur unter Mühen machen können, am Arbeitsplatz oder übermüdet nach Feierabend. Dabei kann und soll niemand von seinen Bedürfnissen absehen, auch nicht der Schriftsteller. Niemand, außer Leute, die dem Proletkult frönen, wird dem Schriftsteller das Bewußtsein eines Fließbandarbeiters aufzwingen wollen. Umgekehrt aber — und das ist heute eine utopische Forderung — müßte auch der Bandarbeiter eine ästhetische Sensibilität ausbilden können.

Man muß sich als Schreiber doch fragen, wo man radikale Erfahrungen machen kann. Bei der Literaturschickeria? Auf literarischen Fetzen? Wenn man sich mit einem Kritiker prügelt?

Erfahrungen sind eben nur dann wirklich radikal in dieser Gesellschaft, wenn sie gewonnen werden im Kampf gegen diese Gesellschaft. Ich meine, wenn einer nicht politisch gearbeitet hat, nicht politisch engagiert ist, sich nicht hineinbegibt in diesen konkreten Kampf, dann kann er unmöglich eine Literatur schreiben, die radikal ist, die eben diesen Kampf, aber auch die Lust an der Veränderung darstellt. Sicherlich kann man daraus nicht eine ästhetische Forderung ableiten, die für alle gültig ist, weil sie eben an die individuelle persönliche Situation des Schreibers gebunden ist. Und sicher hat Literatur auch Aufgaben und Formen, die von anderen Ausgangspositionen her erfüllt werden können. Das soll aber uns nicht davon abhalten, immer wieder dreist zu fragen, was und wem solche Bücher nützen. Wenn solche Fragen als utilitaristisch, als den wahren Wert der Literatur verkennend zurückgewiesen werden, was ja besonders gern bürgerliche Kritiker tun — und neuerdings auch solche, die sich als links verstehen — dann sehe ich darin die Gefahr, daß Literatur wieder in das gesellschaftliche Abseits gedrängt wird.

Ratlos steht das bürgerliche Feuilleton vor einem Buch, dessen Ungewöhnlichkeiten schon mit dem Titel beginnen: „Die Ästhetik des Widerstands“ von Peter Weiss, Band I. (Ein zweiter Band soll folgen.) Fritz Raddatz kam in der Zeit vom 10. 10. 75 zu dem Schluß, das Buch, obwohl im Untertitel als Roman bezeichnet, gleiche in keiner Weise etwa dem *Siebten Kreuz* und sei „kein Roman überhaupt“. Er sieht in Weiss' Buch eine „Art überdimensionierte kulturpolitische Wochenschau“ — und die zeige, den Rezessenten ermüdend, immer wieder nur das eine: „daß der Arbeiterklasse alles gehören soll.“ Der Marktwert eines wenigstens halbblinken Image verbietet Raddatz, sich direkt gegen dieses eine auszusprechen, jedoch erscheint es ihm „so redlich wie inzwischen nicht mehr neu“. Nicht mehr neu, die Idee, gut. Sie müßte halt bloß noch verwirklicht werden. Wieviel Arbeit, Kampf, Widerstand, analytische Schärfe und Perspektivebewußtsein notwendig ist, um diese Idee voranzubringen, davon handelt Weiss' Buch. Wer nicht zur Kenntnis nehmen will, daß Weiss hier ununterbrochen von der *Praxis* des Emanzipationskampfes der Arbeiterklasse spricht, kann dem Text gar nicht beikommen — wie Fritz Raddatz, dem das Ganze viel zu anstrengend ist („Faschismus als Kreuzworträtsel“). Oder er muß sich auf Interpretationspirouetten einlassen wie Reinhard Baumgart (*Süddeutsche Zeitung*, 25./26. 10.), der Weiss auf verschlungenen Gedankenwegen einen mittelalterlichen Bilderbogen zu unterschieben versucht. „Ein himmlisches Jerusalem, hier auf Erden“, „eine Gemeinschaft der Gläubigen“ will er in dem Roman, der laut und deutlich von kämpfenden Antifaschisten handelt, entdecken. Einmal auf dieser glatten Bahn, wirbelt er Peter Weiss mit Thomas Bernhard umeinander, zwingt beide in eine angebliche ideelle Gemeinschaft, weil sie ja „ein rücksichtslos, inbrünstig vereinheitlichtes Weltbild“ hätten und „auf ein eschatologisches Grundmuster“ verpflichtet seien. Der perverse Sinn dieser Paarbildung wird vom Rezessenten umgehend miterläutert, wenn er Neruda und Solschenizyn zum „Antipodenpaar“ verbindet — paaraufend das Opfer Pinochets und sein herbeigewünschter Gast,¹ so muß wohl wertfreie Ästhetik im Angesicht des Faschismus heute aussehen.

Wenn zwei tonangebende Kritiker diese wichtige Neuerscheinung des Literaturherbstes 75 in einer Weise besprechen, die den Text in Nebel hüllt und den ohnehin schwierigen Zugang zu ihm noch verstellt, gilt es allein schon als etwas Besonderes, daß die *Frankfurter Rundschau* (20. 9. 75) eine Besprechung gebracht hat, die vom Verständnis des Textes lebt: Alfred Andersch benennt „Einheit“ der Antifaschisten, vor allem der Linken, als Leitidee des Ganzen und eröffnet von daher einen wesentlichen Zugang zu dem dichten und komplizierten Geflecht der Fragen, Positionen und Problemstränge dieses Buches. Sein Verfahren erscheint vorbildlich, denn in der Tat ist der Leser hier in einem

¹ SZ-Meldung vom 12. 9. 1975: „Der Vorsitzende der ‚Ausländerorganisation Chiles‘, Pedro Vogelfanger, teilte in Santiago mit, seine Organisation habe den Autor eingeladen, an den Feierlichkeiten zum zweiten Jahrestag der Machtübernahme durch die Militärs teilzunehmen. Solschenizyn habe geantwortet, er könne zum vorgesehenen Termin leider nicht kommen, da ihn die Einladung zu spät erreicht habe. Er wolle die Reise aber zu einem späteren Zeitpunkt nachholen.“

ganz ungewohnten Ausmaß gefordert, sich Wege in den Text zu erarbeiten, mitzudiskutieren in den anspruchsvollen, weitgespannten Erörterungen von grundsätzlichen Fragen der Kunst und des Klassenkampfs, die Weiss durch miteinander redende und handelnde Personen des Romans eng verklammert mit den Ereignissen und Problemen des Widerstands gegen Hitler und Franco. Die knappe Fabel bietet kaum Hilfen, sich in den Gedankenmassen des Textes zurechtzufinden. Außerdem werden bei der Hauptfigur (Weiss erzählt in Ichform) eine Menge Einsichten einfach vorausgesetzt. Der Held verfügt als gebildeter junger Arbeiter aus einer sozialdemokratischen Familie über einen sozusagen ererbten und zugleich überaus reflektierten proletarischen Klassenstandpunkt. Von da aus entwickelt der Autor alle seine Gedanken, alle Handlungen. Peter Weiss hat in einem Interview (*Zeit* 10. 10. 75) sein Buch eine „Wunschautobiographie“ genannt. Aber es wird kein Lebenslauf erzählt, sondern der Leser hat sich von Anfang an mit der Situation des Zwanzigjährigen auseinanderzusetzen, der im faschistischen Deutschland 1937, zusammen mit seinen Freunden, Widerstand leistet. Ihr politischer Standort orientiert sich an der KPD, der Parteieintritt des Helden steht zur Debatte. Die Freunde tragen authentische Namen von Widerstandskämpfern — Coppi und Heilmann —, was ganz offenbar dazu dient, auch ihre Handlungen als historisch erwiesene Fakten vorauszusetzen und hier nur knapp zu erwähnen.

Womit also beschäftigt sich das Buch in der Hauptsache?

Geht man vom Titel aus, könnte es sich um die „Lehre vom Schönen“ handeln, ihre Frag-Würdigkeit und herausgefundene Bedeutung für die Fähigkeit zum Widerstand gegen faschistische Barbarei. Aber schon das bestürzende Bild, womit das Buch einsetzt — die Deutung der Kentauren Schlacht des Pergamonaltars aus der Sicht der Unteren und in der Überzeugung vom künftigen Sieg dieser Unteren — weist über den gebräuchlichen fachspezifischen Begriff der Ästhetik weit hinaus. In der Sprache derer immerhin, die das Bauwerk herstellten, umfaßt das Grundwort handfestere Dinge als das losgelöste Schöne: es bezeichnet die Sinneswahrnehmung, die in der materialistischen Philosophie der Zeit, beispielsweise bei Demokrit, dialektisch verbunden ist mit der Erkenntnis, und die Erkenntnis wieder mit aktivem Weltverhalten.

Als Kampf um die Erweiterung der eigenen Wahrnehmung, die helfen soll, den eigenen Standort im historischen Prozeß zu verstehen, sind die Diskussionen der Freunde über Bilder, über Bücher und allgemeine Kunstfragen zu lesen. Immer wieder wird hervorgehoben, Welch heroische Überwindung der normalen Lebenswünsche des Proletariats es erfordert, sich mit den Bildungsgütern auseinanderzusetzen, die gemacht sind, um die Wahrnehmung der oberen Klassen zu bereichern. Nach dem jahrtausendealten Modell war den Knechten der engere Horizont der Gläubigkeit, der Passivität und Angst zugeschlagen. Dieser Rahmen muß durchbrochen werden, damit der Held und seine Freunde widerstehen können, damit sie sich — eingezwängt in das Leben unter dem Faschismus — in der Welt orientieren können. Das Auffinden von Zeugnissen der Rebellion und Fähigkeit zum Widerstand in Geschichte und Kunst wird von daher wichtig: der Sklavenaufstand in der Stadt Pergamon, der Kampf des Herakles für die Irdischen. Dabei zeigt sich, daß die Arbeiten des Göttersohns

zunächst einmal den Herren zugute kamen, obwohl die Unteren „ihm immer als einen der Ihren ansahen“. Unversehens entwickelt sich die Auslegung der Heraklessage zu einer zeitübergreifenden Betrachtung der Rolle der Intelligenz, die die Entwicklung der Produktivkräfte voranbringt und insofern mit der praktischen Tätigkeit der Massen verbunden ist, gleichzeitig aber mit den Ergebnissen ihrer Arbeit der Herrenklasse hilft, umso fester im Sattel zu sitzen. Gegen eben diese Klasse müssen die Hauptgestalten des Buches an, wenn sie um die Erweiterung der eigenen Wahrnehmung kämpfen, wenn sie sich Realität breit aneignen wollen — mit dem Ziel, diese Realität eines Tages zu beherrschen. Das Verhältnis der Helden zur Kunst ist so über alle Maßen produktiv, fernab von sammelndem Positivismus und eklektischer Historizität. Sie hat zu tun mit größtmöglicher Erkenntnis, Selbstverständigung, Auffinden einer Lebenshaltung. Von den Helden wird gesagt, sie streben nach einer bisher ungekannten Totalität, in deren Mittelpunkt sie selbst, als Klasse, stehen.

Das erfordert auch eine Kunst, die über alles hinausgeht, was bisher geschaffen wurde. Vor diesem Anspruch gilt den Freunden die Aneignung der ererbten Kulturgüter nur als erster Schritt. Sie sind offen für alle modernen Kunstexperimente, prüfen sie aber, wie alle andere Kunst auch, auf ihre Fähigkeit, etwas von diesem umfassenden Anspruch des Proletariats auszudrücken. Wenn sie an diesem Maßstab den sozialistischen Realismus der sowjetischen Malerei der dreißiger Jahre messen, vermerken sie die Schere zwischen inhaltlich Neuem und künstlerisch Traditionellem. Sie erörtern die historische Berechtigung solcher Art Kunst, ebenso wie ihre Begrenztheit. Gerade wegen dieser Fähigkeit, immer wieder über die Grenzen der täglichen Praxis und einer bestimmten historischen Etappe hinauszudenken, ist es, meine ich, aufregend, das Buch zu lesen.

Die Suche nach vertiefter Wahrnehmung mit Hilfe der Kunst hängt auf das engste mit der Suche nach dem politisch-praktischen Standort der Helden zusammen, so daß einleuchtet, wie der Autor — ohne abzusetzen — dazu übergeht, sich in der politischen Landschaft der dreißiger Jahre zu orientieren, auch hier mit dem Anspruch auf Totalität, die alles einbegreift, was zur Aktivität seiner Helden in Beziehung steht. Die Methode des Buches wird gerade im Ineinandergreifen der Überlegungen zu Politik und Kunst deutlich: jeder Gedanke entwickelt sich in der Diskussion, gegensätzliche Ansichten werden ins Feld geführt, auf ihre Berechtigung geprüft; das aktuelle Gewicht dieser oder jener Einschätzung erweist sich im Kontext sorgsamer und vielfältiger Überlegungen. Eine ganze Reihe von Problemen läßt sich nicht auf einmal klären, sie werden in verschiedenen Zusammenhängen wieder aufgenommen, der Prozeß der Erkenntnis wird so immer um ein Stück vorangebracht. Weiss gestaltet — sehr bewußt — die Widersprüchlichkeit der Realität, indem er Wahrnehmungs- und Denkvorgänge gestaltet. Selbstverständlich setzt der Autor voraus, daß die Welt erkennbar ist und daß der tätige Held, ausgerüstet mit den fortgeschrittensten Erkenntnishilfen — also in Anwendung des Marxismus — in der Lage ist, alle Widersprüchlichkeit gedanklich zu fassen und, im Prinzip, auch praktisch zu bewältigen. So kann — auch bei beunruhigtem Fragen nach den Auswirkungen des Personenkults auf die Arbeiterbewegung —

nicht entstehen, was Raddatz sich gewünscht hätte — die oberflächliche Konfrontation des Gleichzeitigen („Was geschah in Plötzensee, etwa, als Berlin und Moskau sich über Polen ‚einigten?‘“ *Zeit*, 10. 10.). Die Totalitarismusthese anstelle des Marxismus als Grundlage der Erörterungen — das wäre, weiß Gott, ein intellektueller Absturz.²

Gerade im Gegensatz zu Raddatz’ geistigen Höhenflügen ist es wichtig zu verstehen, was die literarische Methode dieses Buches leistet: die Darstellung strebt immerzu nach größtmöglicher Bewegung, versucht, ein Strömen der Gedanken abzubilden — Dialektik nicht zu beschwören, sondern zu gestalten; immer wieder, in kleinen und großen Zusammenhängen, die übergreifenden und in sich greifenden Vermittlungen von Politik, Kunst und Menschlichkeit zu erfassen, im Kontext der Praxis aufzufinden, in ihrem ständigen Werden zu zeigen. Man zögert, den Terminus „stream of consciousness“ für diese literarische Methode anzuwenden. In der Tat ist das hier von Weiss gefundene Verfahren beherrchter, dichter, zielfreibiger als das, was der Bewußtseinsstrom in seiner assoziativen Lässigkeit bisher meint. Was hier vor sich geht — „eine große Synthese“ (Alfred Andersch) —, das Suchen, Fragen, Positionbestimmen, Anwenden — vom Standort der Helden 1937 bis zum Jahrtausendzusammenhang, von der elterlichen Wohnküche bis zur Weltsituation, das ließe sich am ehesten als „Erkenntnisstrom“ und als neue, entwickeltere Form von der bisherigen Form des modernen Romans unterscheiden.

Beim Lesen wird bald klar, daß der Held dieser Diskurse, trotz aller literarischen Prämissen, keineswegs ein Proletarier ist, sondern — im Sinne der „Wunschautobiographie“ — ein sozialistischer Intellektueller, dessen geistige und tatsächliche Verklammerung mit der Welt des Proletariats jedoch außer allem Zweifel steht. Für ihn ist die Wahrnehmung der Totalität der heutigen Welt ein echtes praktisches Problem, das er zu lösen hofft, indem er keiner Frage, keiner Schwierigkeit ausweicht, und so immer radikaler, immer umfassender seinen Standort, der Handlungsfähigkeit bedeutet, klärt. Seine Bemühungen, die eigene Wahrnehmung zu erweitern und zu schärfen, vereinigen sich in einem alles einzelne integrierenden Sinn für die Realität. So — als unbegrenzte Aktivität des „Realitätssinnes“ — stellt sich das Problem des eigenen Standorts und des Handelns wohl vor allem dem sozialistischen Künstler. „Ästhetik“ ist das Buch also durchaus auch, in diesem spezifischen und autobiographischen Sinn.

Alle Personen, die Weiss hier miteinander diskutieren läßt, eint bei großer Verschiedenheit der Ansichten dennoch das: es gibt unter ihnen keine Opportunisten, alle lehnen sich mit gleicher Radikalität gegen die Klassengesellschaft auf. Das fällt am deutlichsten ins Auge, wo die Vertreter des Proletariats ins Spiel kommen: Coppis Eltern sind entschlossene Kommunisten, der Vater des Helden ein Sozialdemokrat, den ein ungebrochenes Klassenbewußtsein charakterisiert. Indem Weiss seine Personen erst einmal alle als Gleichwertige behandelt,

² Man bewundert erst recht die hohe Genauigkeit, mit der Weiss gearbeitet hat, wenn man die schlampigen Wunschkonstrukte von Raddatz dazuliest: „Welcher sowjetische Autor verschwand, etwa, als am 10. Mai 1933 in Berlin die Bücher brannten?“ Wohin konnte denn ein sowjetischer Autor im Mai 33 verschwinden? „Etwa“ in die Einsamkeit, um über die Vorbereitung des historischen ersten Schriftstellerkongresses zu meditieren, dem Kongress der Einheit und der Vielfalt, der 1934 stattfand?

kommt die große Geduld und Fairness zustande, mit der im ganzen Buch Meinungen geprüft werden.

Die lange Unterredung mit dem Vater liefert dazu ein deutliches Beispiel. Die Absage an die offizielle Haltung der SPD, die 1918 die Revolution im Stich gelassen hat und dann zunehmend offener den Kapitalismus stützte, ist für den Vater keine Frage: um diese Absage ins Buch einzubringen, werden seine Erfahrungen referiert. Die Auseinandersetzung geht um die Politik der Kommunisten, insbesondere die der antifaschistischen Einheitsfront. Obwohl der Gedanke der Aktionseinheit den Vater anzieht — er entspräche unmittelbar seiner sozialistischen Überzeugung — so formuliert er doch deutlich Skepsis gegenüber den Kommunisten, die sich gründet auf eine generelle Angst vor den kommunistischen Prinzipien der Organisation ebenso wie auf die Undurchschaubarkeit der Arbeitsvorgänge in der Kommunistischen Bewegung der dreißiger Jahre, die mit dem Personenkult zu tun haben. Meinen die Kommunisten es ernst mit der Aktionseinheit? Sind sie überhaupt in der Lage, die auf dem 7. Weltkongress der Komintern beschlossene Strategie in die Tat umzusetzen? Viele Fragen des Vaters bleiben unbeantwortet — unter anderem wohl deshalb, weil der kommunistische Gesprächspartner, dessen Ansichten er hier teils referiert, teils vor dem Sohn bewußt verschweigt, Herbert Wehner ist — hier noch Kommunist und ehrlicher Verfechter der Politik der Aktionseinheit. Soweit die realen Ansätze einer deutschen Volksfront erwähnt werden, ist vom Lutetia-Kreis die Rede, und die historische Gestalt Willi Münzenberg rückt ins Zentrum der Betrachtung. Wieder ein „Gewährsmann“, dessen Person unklar, schillernd bleibt, eine große Figur zweifellos, aber doch auch jemand, der am Ende auf dem bürgerlichen Flügel der Volksfront stand, wo man die Kommunisten im Bündnis gar nicht gern sah. Fast ließe sich hier eine Parallele zu der viel eindeutigeren, historisch auch gewichtigeren späteren Entwicklung Wehnens ahnen ... Hat Weiss hier eine übergreifende Konstruktion angelegt, die erst im nächsten Band voll erkennbar wird?

Vater und Sohn halten sich schließlich an die unzweifelhafte Möglichkeit des Handelns unter den gegebenen Umständen: der erste Teil schließt mit dem nochmals bekräftigten Entschluß des Helden, nach Spanien zu gehen und in der Internationalen Brigade mitzukämpfen.

Der gesamte zweite Teil spielt in Spanien. Die Praxis gerät hier noch stärker ins Blickfeld als in der ersten Hälfte des Buches. Die Lage des Helden ist jedoch so bestimmt, daß sich Gelegenheit zum Reflektieren und Diskutieren findet: er arbeitet in einem Lazarett, zusammen mit einem Kommunisten und Arzt, den er aus Berlin kennt. Weiss zeigt die realen Schwierigkeiten, den täglichen Kampf gegen das Chaos, so daß man hier fast schon wieder von einer Handlung im herkömmlichen Sinn reden könnte. Mit den ersten Eindrücken von Spanien entsteht jedoch auch eine Erörterung des Anarchismus, an die sich wie selbstverständlich eine Diskussion des Leninismus anschließt. Die Hauptgestalt erfährt neue Schwierigkeiten, sich zu orientieren, in den Spannungen zwischen den verschiedenen politischen Kräften im Land und innerhalb der politischen und militärischen Führung. Das Problem politischer Orientierung stellt sich auch unmittelbar praktisch, als die Notwendigkeit, mit den Rekonvaleszenten

zu diskutieren und sich dabei der Ziele zu vergewissern, für die man kämpft: Unterstützung der Front in moralischer Hinsicht. Da das nicht unbedingt den Führungsmethoden der Zentrale entspricht, muß die Diskussion erst — kann aber auch — gegen ein allerhöchstes Mißtrauen durchgesetzt werden. Bei dieser Praxisnähe spalten sich in der Diskussion die Fragen unmittelbar und scharf zu; die Absage an Anarchismus und Trotzkismus wiegt so besonders schwer. In der Unterhaltung mit dem Arzt, verschiedenen Autoren und dem deutschen Parteifunktionär Mewis werden die aktuellen Probleme der kommunistischen Politik aufs Äußerste angespannt. Angesichts vieler Unstimmigkeiten an der Front fragen hier die Intellektuellen radikal nach den humanen Zielen des Kampfes. Gefragt wird allerdings auch, wie schwer der eigene Beitrag zum Kampf wiegt, und das Ungenügen dessen, was die Interbrigaden tun können, wird ganz besonders deutlich empfunden. Die Ungewißheit über das Schicksal einer ganzen Reihe Kollegen (Babel, Tretjakov) führt schließlich mit einem Ausbruch von Schmerz zu dem Versuch, Wahrheit herauszufinden anhand dessen, was man über den Bucharinprozeß weiß. Ausgerechnet der Verteidiger des Humanismus der Kampfziele, der Schriftsteller Nordahl Grieg, wählt hier, ange-sichts des drohenden Krieges gegen die Sowjetunion, „jedes Wort“, das er publiziert, „auf seine Verteidigungskraft“ aus (und nimmt damit die strikte Ge-genposition zu Koestler u. a. vorweg). Der Arzt versucht, in den Reden der Angeklagten Hinweise auf eine von ihnen vertretene politische Alternative zu finden. Mit dem Einmarsch der Hitlertruppen in Österreich, mit der absehbaren Niederlage der Republik in Spanien erreichen die Konfrontationen ihre schärfste Spannung im ganzen Buch. Dazu gehört, daß der Autor den Helden jetzt unmittelbar vor die Entscheidung zum Eintritt in die Kommunistische Partei stellt. Der schiebt die Entscheidung noch einmal auf. Er formuliert Angst, daß „das Vernunftgemäße“ — für ihn das konstitutive Element der Tätigkeit der Partei — zurücktritt vor „Unklarheiten“, „metaphysischen Ansprüchen“, die er im Umfeld der Prozesse sieht oder ahnt. Keineswegs ein zaudernder Kleinbürger, der um sein verletzliches Selbst bangt, verlangt er „absolute Integrität“, auf deren Basis der demokratische Zentralismus nur funktionieren kann. Er hält seine Vorstellung von der Arbeitsweise der Partei fest: „Das Harte, Strenge, Disziplinierte gehörte zu ihr, wie die Hellhörigkeit, die Imagination. Die Gegensätzlichkeiten würden sich zu einer Synthese bringen lassen.“

Im ständigen Wechsel von Positionsbestimmung, Nachmessen der Maßstäbe und der täglichen Praxis tauchen Überlegungen zur Kunst immer wieder im Strom der Wahrnehmungen und Erkenntnisse auf. Am Rande bleibt vorläufig die Mitteilung, daß der Held sich künstlerischer Arbeit — Malen und Schreiben — zuwenden möchte. In den analytischen Überlegungen nimmt der Autor noch grundsätzlicher das Thema der Kulturzerstörung durch den Faschismus wieder auf. Als überlebte Klassengesellschaft auf jedem Gebiet des Lebens nur noch der Destruktion fähig, greift der Faschismus nach den Grundlagen der menschlichen Kultur, zerstört auch die Sprache, so daß die Verständigung der Menschen untereinander überhaupt bedroht ist, wenn seine Herrschaftsmaschinerie Einfluß auf ihr Denken gewinnt.

Nicht ganz ohne Beziehung zu diesem Thema wird über das ganze Buch hinweg ein Motiv entwickelt, das zunächst versteckt als die Umnachtung des Herakles, in Beschreibung eines „antiken“ Imperialismus als die Hysterie des Alexander, später als Traummotiv — Vision des Krieges — und in der Erörterung von Kafkas *Schloß* als die Darstellung verinnerlichter Unterordnung, halbbewußter Ängste, der im Menschen eingefressenen destruktiven Gefühle auftaucht, das sich aber erst gegen Schluß zu einem großen Zusammenhang verdichtet, wenn sich Autor und Held in Picassos Guernicabild vertiefen.

In Kafkas *Schloß* hatte der Held ein „gesteigertes Wirklichkeitsbild“ gefunden, „in dem der Mangel an Aufruhr, das emsige Kreisen um Nichtigkeiten, das schauerliche Fehlen von Einsichten uns vor die Frage stellte, warum wir denn selber noch nicht eingegriffen hatten.“ Diesem nach seinem Empfinden unbe-streitbar wahren Bild aus der Wirklichkeit hatte der Held, um die selbsterfahrene Realität ganz zu umfassen, das so völlig andere Buch des Arbeiterschrift-stellers Neurantz (*Barrikaden am Wedding* über den Mai 1929) hart entgegen-stellen müssen, „... hie die vielschichtige, schwierige, ständig ausweichende Wirklichkeit, dort die Realität, greifbar, klobig, ein kantiger Block.“ In der Wirklichkeit, wo sich seine Bereitschaft zu kämpfen herausbildet, gehört beides zusammen: Kafkas Buch und das „kleine Kampfbuch von Neurantz“, das „nicht fragte“, sondern „nur eine Antwort (gab)“, indem es die Vertreter der Klasse in absolut vorbildlicher Haltung zeigte, die „unter den waltenden Ver-hältnissen der höchstmöglichen Leistung (entsprach)“.

Diese beiden miteinander unverbundenen Arten der Wahrnehmung gehen ein in das Guernicabild. Denn hier wird die Destruktion gleichzeitig mit dem Wi-derstand thematisiert, der Widerstand aus der Destruktion heraus gestaltet. Für Weiss ist das Verfahren Picassos die weitestmögliche Wahrnehmung von Realität, das höchste Maß für eine Kunst, die im Bewußtsein des gesamten historischen Prozesses geschaffen wird.

Nicht nur für Weiss, für die sozialistischen Intellektuellen und Künstler heute ist das eine eminent praktische Frage: die Frage, wie sie bei ihrer Arbeit an die Wirklichkeit herangehen. Erstaunlich, daß gerade Alfred Andersch in seiner Rezension hier das Problem verkürzt, wenn er schreibt, Weiss gehe es um die „Hoffnung, es werde nachgeholt werden, was im Verhältnis zwischen Kommu-nistischer Partei und moderner Kunst versäumt worden ist“ (*Frankfurter Rundschau*, 20. 9. 75). Wirklich — dafür sollte die sprachliche und gedankliche Kraft in diesem Buch aufgeboten sein, um „einen versäumten historischen Augenblick“ aufzuholen, „ein Museum der modernen Kunst in Moskau“ zu initiieren? So wie Peter Weiss in diesem Buch sein Thema entwickelt, geht es doch um viel mehr: wie kann man, hier und heute, arbeiten an der Entwick-lung einer Kultur, die auf der Höhe der Epoche ist, parteilich im Sinne der Ar-beiterklasse, kein wichtiges Problem auslassend, fähig, die Gesamtheit der exi-stierenden Widersprüche zu fassen? Beantworten kann man das nur in der Pra-xis, heute und hier. Durch die praktische Kulturarbeit der kommunistischen und Arbeiterparteien, wie sie es verstehen, diese Arbeit als einen Teil ihres eigenen Kampfes zu behandeln. Und ganz entscheidend auch durch die Praxis, die Ar-beit der Künstler selbst.

Über viele der bei dieser Arbeit heue auftauchenden Probleme nachzudenken, hilft das Buch von Peter Weiss. Allein deshalb sollte man es unbedingt lesen, allen abschreckenden Rezensionen von Raddatz, Baumgart u. ä. zum Trotz.

Oskar Neumann Die Chronik einer Münchner Arbeiterfamilie

August Kühn „Zeit zum Aufstehen“, S. Fischer, 1975.

Aufstehen für was? Für wen denn? So fragt sich Heinz Zwing, bis jetzt ein kleiner Versicherungsangestellter, heute arbeitslos. Nun, da er mit seiner Pünktlichkeit, seinem Fleiß nicht mehr gebraucht wird, er und noch über eine Million andere, nun beginnt er zu verstehen: Geschlafen hatten sie, eingeduselt im Glauben ans Wirtschaftswunder, und der Fernseher und die Waschmaschine und der Urlaub in Spanien hatten das ihre dazu getan. Trotzdem, er hatte sich immer noch um die anderen gekümmert, und seine Frau hatte wohl recht, das mögen sie bestimmt nicht bei der Direktion, und in der Krise heißt das Entlassung. Aber die Krise und die Entlassung wären zu verhindern gewesen, wenn man sich nicht hätte einlullen lassen, wenn man selber mitzuplanen, mitzuentscheiden hätte. Und auch das gibt es doch schon: wenn man selber zu entscheiden hätte. Warum ist ihm das nicht früher eingefallen?

„Schade, daß jede Generation dieser Arbeiterfamilien ihre eigenen schmerzlichen Erfahrungen machen mußte. Muß?“

Gegen dieses Nicht-Weitergeben der eigenen Erfahrungen, gegen diesen Verlust an Kraft zum Aufstehen in eigener Sache hat August Kühn sein Buch geschrieben, die Chronik seiner Familie, echte Münchner Geschichten aus dem Leben der Kühn und Zwing, Frankl und Utz, die seit über hundert Jahren in dieser Stadt Dienstmädchen und Hilfsarbeiter, Hausierer und Postlerin, Schneiderin und Installateur, Stenotypistin und Gärtner sind. Und immer wieder auch Soldat und Arbeitsloser.

Ja, ich bin voreingenommen für so ein Buch, und für dieses gleich aus mehreren Gründen. Vor allem halte ich's in der Kernfrage mit dem Autor; er hat bei der ersten Münchner Vorstellung seiner Chronik droben auf der Schwanthaler Höh, nahe dem Lebenszentrum der Kühn-Familie, auf die vielen anderen Bücher hingewiesen, die ihre Helden dort herholen, wo oben ist in der Gesellschaft, um sie noch höher aufs Podest zu stellen — Wittelsbacherkönige, je närrischer desto lieber; Grund- und Schwert- und Geldadel; NS-Prominenz und Jet-Set. Wo aber bleiben in diesem Bestsellerrummel die arbeitenden Menschen? Die Schmiede von Maffei, die Spinner und Weber aus der Au, die Brauknechte und die Bauarbeiter aus Giesing und Haidhausen vom Jahr 1848; die Arbeiter im Soldatenrock, die nach dem Ersten Weltkrieg das Gewehr rumdrehen, zur Roten Armee gehen und für ihre Republik kämpfen; und heute die Frauen und Männer aus dem Siemens-Konzern, von Metzeler und BMW, die nicht die Aktienpakete haben und nicht Quandt heißen, und die Trambahnfahrer und die Verkäuferinnen bei Karstadt, und die Mieter, die den lieben langen Tag dafür arbeiten, daß Baron Finck zu

seinen Milliarden während der Nacht noch eine weitere Million im Schlaf dazverdient.

Von ihnen erzählt August Kühn, mit ihnen und für sie hat er das Buch geschrieben. Wem zuerst der Slogan von den „Arbeiter-Buddenbrooks“ eingefallen ist, weiß ich nicht. Das mag ja gut gemeint sein, und der Vergleich klingt ehrenvoll. Bloß er geht daneben; er wird dem Buch von August Kühn gerade im entscheidenden Punkt nicht gerecht. Thomas Mann schrieb die exemplarische Geschichte seiner Bürgerfamilie, die mit ihrer Klasse unaufhaltsam absteigt und verfällt. Vom Zeitpunkt der Arbeit an dem Roman, etwa parallel zum Auftreten des deutschen Imperialismus auf der Weltbühne, wird er noch Jahrzehnte brauchen, bis er aus der Konsequenz des bourgeois Niedergangs, angesichts der Trümmer der faschistischen Barbarei, die Hoffnung auf eine demokratische Erneuerung findet: im „Bund mit der Revolution des Ostens“. Die Kühn-Familie hingegen steht immer auf der Schattenseite der bürgerlichen Gesellschaft. Sie hat, auch wenn es da von Zeit zu Zeit eine neue Wohnung und ein paar Mark mehr im Geldbeutel und von daher auch manche Illusionen gibt, nichts zu verlieren als ihre Ketten. Das weiß der Autor, und das Bewußtsein davon vermittelt seine realistische Chronik. Daß diese Proleten allerdings eine Welt zu gewinnen haben und daß das den ganzen Einsatz und die ganze Solidarität lohnt, das verstehen sie zumeist erst in Ansätzen. Aber, so läßt uns der Autor mit guten Gründen hoffen, sie werden es lernen, aus den eigenen Erfahrungen und aus dem angesammelten Wissen ihrer Klasse. So werden sie eines Tages mit ihrer Klasse aufstehen, und mit ihrem Aufstieg werden sie sich und unserem Land den Anschluß verschaffen an die Zukunft, die im Sozialismus schon begonnen hat.

Es freut mich für die arbeitenden Menschen meiner Heimatstadt, daß die Geschichten gerade in München spielen. Als Bürger der heimlich-unheimlichen Hauptstadt des Franz Josef Strauß haben wir es doppelt nötig. Und für einen von hier ist es natürlich ein spezieller Reiz, an vertraute Schauplätze, zu alten Bekannten und guten Freunden geführt zu werden. Wie genau das alles stimmt! „Was glaubst du“, sagte mir dieser Tage ein jüngerer Kollege, „was mir das Spaß macht. Da beschreibt doch der Kühn eine Stange, ich hab sie gleich wiedererkannt — an der hab ich als Bub dort im Westend geturnt.“ Wem das zu kleine Beträge sind: die Stange kenne ich nicht, aber im Westend war ich auch, als mich die Eltern um die Jahreswende 1918 nach München zu den Großeltern brachten, weil ich in dem Nürnberger Beamtenhaushalt am Verhungern war. So treffe ich beim Lesen immer wieder Fakten und Figuren, von denen mir die Großmutter erzählt hat. Zum Beispiel vom Kampf um das Münchner Heimatrecht und damit das Wahlrecht, das für den Zugspacker Kühn 1890 wohl leichter zu bekommen war wie vordem für den Dach- und Schieferdecker Alex Grasser und seine Frau Fanni, er ein uneheliches Soldatenkind aus der Festung Landau in der Pfalz, und seine Frau hatte er auf der Walz in einem Einödhof mit zwölf Kindern bei Luhe an der Naab gefunden. Die wußten schon, warum sie mitmachten bei der Gründung der SPD. Und Georg von Vollmar durfte dann auch ab und zu auf dem Sofa der Genossin Grasser schlafen; er gehörte damals zu den Linken und hat bei meiner Großmutter unverdient lange von diesem Ruf gezehrt. Blättere ich dann weiter in der Kühn-Chronik, so geht der Hauptstrang meiner Familiengeschichten rüber

zur Schwiegermutter, die im übrigen auch den Sprung vom Dorf mitten in die Großstadt riskiert hat; zur Zeit der Revolution und der Räterepublik hatte sie es schon zur Telefonistin gebracht und saß im Café *Stadt Wien*, direkt gegenüber dem Hauptbahnhof, einem Brennpunkt der Kämpfe. Kurt Eisner hatte sie zuerst furchtbar erschreckt, als er mit wehendem Haar reinstürmte und ganz dringend eine Verbindung verlangte; als er die aber recht schnell bekam, war er gleich so freundlich, daß sie sich überhaupt nicht mehr fürchtete vor ihm. Und auch später hat sie die Greuelgeschichten nicht mehr geglaubt, die über ihn und seine Freunde in den *Münchner Neuesten Nachrichten* und anderswo standen. Die wirklichen Greuel des weißen Terrors sind dann haarscharf vorbeigelaufen an meinen Schwiegereltern. Für den 3. Mai 1918 war das Aufgebot am Standesamt bestellt; höchste Zeit war's, auf dem Hochzeitsbild mußte Anni, die Braut, den Blumenstrauß schon vor den Bauch halten. Aber beinah wär's dazu nicht mehr gekommen; Hans, der Bräutigam, war als demobilisierter Matrose von Kiel gekommen, und wenn er sich, als ihn die einrückenden Weißen suchten, nicht im Morgengrauen schnell und schlau verdrückt hätte, wäre er zum Hochzeitstermin schon im Massengrab gelegen: Matrose und Kiel, da brauchten die Ordnungsmacher mit dem Hakenkreuz am Stahlhelm noch nicht einmal ein Standgericht zum Erschießen.

Warum ich diese Geschichten hier erzähle? Weil ich meine, es gehört zu den stärksten Seiten des Buches von August Kühn, daß es beim Lesen immer wieder solche eigenen Erinnerungen, solche Erfahrungen aus der eigenen Familientradition wach werden läßt. Und ich stelle mir vor, daß August Kühn, gerade wenn er selber in anderen Städten der Bundesrepublik aus seiner Chronik vorliest, auch dort Kollegen findet, die in Hamburg oder im Ruhrgebiet auf ihre Weise seinem Beispiel folgen. Was könnte uns Besseres geschehen als eine solche Ermutigung schreibender Arbeiter oder mit der Arbeiterbewegung verbundener Schriftsteller, viele und vielfältige Antworten zu geben auf die Nostalgie- und Naziwelle und zugleich auf das ganze Gerede von der Harmonisierung der Klassengegensätze, ausgerechnet jetzt in der Krise. Wie man an das Material kommt? So wie August Kühn: indem man die verstaubten Schubladen zuhause und die hinteren Regale in den Gemeindearchiven und Stadtbibliotheken durchkramt, und vor allem, indem man mit Genossen und Freunden redet, sie zum Erzählen bringt, ruhig zuhört, richtig weiterfragt und wieder gut zuhört. So hat mir's der August Kühn selber geschildert, und die Spannung, mit der seine Münchner Mitautoren vom Westend und anderwärts auf das Erscheinen des Buches gewartet und wie sie dann auf den Band reagiert haben, als er endlich fertig dalag, das alles hat mir die Bedeutung dieser kollektiven Arbeit bestätigt.

Auf diese Weise ist ein Buch entstanden, mit dem viele arbeitende Menschen schon im Entstehungsprozeß verbunden sind. Auch das hilft mit, die Absichten der Tendenzwende-propagandisten zu kontern, auch wenn einige von ihnen jede historische Thematik als Indiz für Flucht aus der Gegenwart deuten wollen. Die Kühn-Chronik ist aktuell, gerade weil sie ein kräftiges Gegengewicht darstellt zu der Parole Golo Manns vom Rausziehen des roten Fadens aus der Historie im allgemeinen und zu den alt-neuen Geschichtslügen im besonderen, wie sie etwa Otto Zierer in seinen „München“-Büchern kolportiert; für ihn sind zum Beispiel

die Massendemonstrationen von 1918 und 1919 — die größte bei der Beisetzung des ermordeten Kurt Eisner hatte an die hunderttausend Teilnehmer — noch immer Zusammenrottungen ausländischen, vor allem östlichen Gesindels, weil halt ein gut bayrischer Weißblauer nichts zu tun haben kann mit den Roten, mit sozialer Revolution und Republik.

Bis zum Beginn der zwanziger Jahre ist die Chronik schon reichlich dreihundert Seiten stark geworden. Dahinter verliert sie an Fülle und Farbe; da stimmt zwar nach wie vor die Richtung, doch das Tempo beim Erzählen wird hastig: um die Seite dreihundertfünfzig sind wir schon am Ende der Weimarer Republik, dreihundertachtzig bereits im Zweiten Weltkrieg, bei vierhundert schließlich mitten in der Nachkriegsrestaurierung. So hat der Leser kaum noch Gelegenheit, den neuen Mitgliedern der Kühnfamilie menschlich nahe zu kommen und sie lieb zu gewinnen mit ihren Stärken und Schwächen. Das hat mit der literarischen auch eine politische Konsequenz. Die vorderen Teile des Buches lassen, weil Subjektives und Historisches genau ineinander gehen und zueinander stimmen, die Notwendigkeit geradezu mit Händen greifen, mit der die Arbeiterbewegung entstehen mußte, die Gewerkschaft, die Bildungsvereine, die revolutionäre Partei, deren Kraft dann das Sozialistengesetz und mit ihm Bismarck zu Fall bringt. Ebenso plastisch werden im folgenden auch negative Einflüsse vermittelt, die Gründe und Hintergründe, die zum Eindringen des Opportunismus in die Arbeiterbewegung und schließlich zu seinem Sieg in der Spalte der alten Sozialdemokratie führen. Am Ende gehen im Sommer 1914 zwar noch immer einige tausend Münchner auf die Straße, um den Frieden zu retten, aber ihr Parteiführer Vollmar gehört längst schon zu denen, die für Flottenvorlagen und Kriegskredite stimmen; nur zwei Preußen sind im Reichstag dagegen. Wie sich von daher nun, mit dem Erlebnis der imperialistischen Mord- und Unterdrückungsmaschinerie an der Front und in der Heimat, aus den Erfahrungen von Revolution und Konterrevolution im nationalen und internationalen Maßstab neue geschichtliche Aufgaben und Notwendigkeiten für die Arbeiterbewegung auch in unserem Land herausbilden — davon erfährt der Leser in dieser Chronik noch zu wenig, auch wenn ihm August Kühn den einen oder anderen Kommunisten in durchaus sympathischen Episoden von der Aktivität gegen die Remilitarisierung bis zum Kampf der DKP gegen die monopolistische Stadtsanierung im München der siebziger Jahre vorstellt.

Ob da dem Autor ein wenig die Luft ausgegangen ist, wie Franz Xaver Kroetz in der *Zeit* meint? Ich glaube das nicht, jedenfalls nicht mehr, seit August Kühn bei der Veranstaltung zum zehnten Jahrestag des *kürbiskern* aus seinem neuen, an die Chronik anschließenden Buchmanuskript gelesen hat. Da ist nämlich wieder der große Atem drin und damit auch der ruhige Erzählfluss, der die Qualität der Chronik in ihren besten Abschnitten ausmacht. Der neue Text setzt zeitlich gerade dort ein, wo in „Zeit zum Aufstehen“ — so ab 1922 — manche Wünsche offen bleiben. Dem Verfasser, schließe ich daraus, ist also die Luft nicht ausgegangen, und auch der Stoff und die Lust nicht, die man zum Schreiben braucht. Der Verlag, so stelle ich mir vor, hat zum Ende der Kühn-Chronik hin auf eine Straffung gedrängt, die gerade diesem Autor und diesem Text nicht gut tun kann — auch wenn ich die Absicht verstehe, den ohnedies dicken Band auf einen Um-

fang zu beschränken, der bei der schönen Ausstattung so eben noch das Dreißig-Mark-Limit zu halten ermöglichte. Schlimm genug, daß man das als positiv werten muß bei einem Buch, dem man im Interesse seiner Massenverbreitung einen Preis für Arbeiter und Arbeitslose, Schüler und Lehrlinge wünschte. Es ist nämlich ihr Buch. Es ist ihre Zeit zum Aufstehen.

Roland Lang Neue Erkenntnisse über die Habgier, Verschwendungs- sucht und Unfähigkeit bundesdeutscher Arbeiter

Die Herren der Banken und Fabriken sagen: es gibt keine Klassen mehr. Sie denken praktisch: wenn es keine Klassen mehr gibt, gibt es auch keinen Klassenkampf mehr. Keine sich gegenüberstehenden Klassen-Interessen. Dann gibt es nur noch „gemeinsame Interessen“. Dann hat der Arbeiter dieselben Interessen wie der Unternehmer.

Diese Vorstellung gefällt ihnen. Das ist doch ideal: den Unternehmern gehören die Fabriken, alle dort von den Arbeitern und Angestellten geschaffenen Werte und Waren, sowie das, was sie einbringen; und trotzdem glauben die Arbeiter, denen weder die Fabriken gehören, noch das, was sie produzieren, sie zögen ebensoviel Gewinn und Vorteil aus der Fabrik wie die Besitzer.

Man muß zugeben: eine kühne Idee. Diejenigen, die sie propagieren, müssen Leute mit starker Phantasie sein. Und wortgewaltig. Es gibt nämlich eine Menge Ungläubige. Die hören nicht auf die frommen Schriftgelehrten. Sie nennen sie Betrüger. Diese Leute müssen in die Schranken gewiesen werden.

Von einem, der das mit hochrotem Kopf tut, soll hier die Rede sein. Er ist Professor in Hamburg und voller Zweifel: nicht über den Zustand einer Wirklichkeit, in der die arbeitende Mehrheit betrogen wird, nicht über die Macht der Betrüger und auch nicht über diejenigen, die ihnen zur Hand gehen. Nein: Professor Andreae zweifelt an der Dankbarkeit der Ausgebeuteten und Betrogenen.

Den Rahmen hierfür liefert sein Aufsatz „Politische Bildung als Heilslehre“.* In dieser Schrift rechnet er, selbst SPD-Mitglied, mit den „politischen Welt- und Lebensvorstellungen“ einiger sozialdemokratischer Kultusminister ab.

Das ist an sich schon interessant. Was aber seinem Aufsatz zusätzliche Reize gibt, ist das Hintergrund-Material, mit dem Andreae operiert und auf das er seine Argumentation stützt. Andreae räumt endlich auf mit „altmarxistischen Vorstellungen“. Er hat sich daran gemacht, „die magischen Zahlen, mit denen heute die ‚Akkumulation des Kapitals‘, die ‚Polarisierung der Klassengegensätze‘ ... belegt werden sollen“, einmal mit spitzem Bleistift nachzurechnen. Andreae beschäftigt sich mit der von Prof. Krelle getroffenen Feststellung, „daß bei uns 1,7 % der Haushalte 70 % des Produktivkapitals besitzen.“ Andreae rückt diese Zahlen erst einmal zurecht. Eine gewisse Disharmonie in der hiesigen Vermögensverteilung will auch er nicht schlichtweg abstreiten; nur sind, bitte sehr, diese „exorbitanten Unterschiede“ in keiner Weise besorgnis-

erregend oder gar kritikwürdig, und schon gar nicht untermauern sie in irgend-einer Weise marxistische Thesen.

Denn, sagt Andreae, es ist doch so: es gibt in der Bundesrepublik 23 Millionen Haushalte. Die 1,7 % davon, die 70 % des Produktivkapitals besitzen, machen rund 400 000 Haushalte aus. Dann gibt es (nach seiner Rechnung) 550 Milliarden DM Produktivkapital, 70 % davon sind 400 Milliarden DM. Also entfallen, wenn man es umschlägt, auf jede dieser Familien „im Durchschnitt knapp 1 Million DM“ — und das, sagt er, reicht gerade aus, um eine Tischlerei mit 20 Beschäftigten auszustatten.

Andreae enteignet Flick

Da ist man erst mal baff. Das wenn man gewußt hätte! Nur 1 Million pro Unternehmer! Das ist ja geradezu deprimierend. Die Grundig, Flick und Finck, die Reemtsma, Oetker und Bismarck, die Siemens, Fürstenberg und Thyssen, die Horten, Mohn und Sachs, die Springer, Henkel und Quandt — mickrige Mittelständler!

Nur: „Entfallen im Durchschnitt“. Was heißt das? Daß die „Verwaltungsgesellschaft für industrielle Unternehmungen Friedrich Flick“ des Friedrich Karl Flick die 4 Millionen Stück Aktien (und damit über 10 % des Kapitals) des Grace-Konzerns, eines der größten Chemieunternehmen der USA, für 104 Millionen DM kauft auf der Basis von eigenen 1 Million Produktivkapital? Oder daß Herr Sandler, Generalbevollmächtigter des Oetker-Konzerns, 65 Millionen DM für den Aufbau von Brauereien in Italien ausgibt mit einer laschen Million Mark im Rücken? „Im Durchschnitt“ nicht. „Im Durchschnitt“ nur auf Hugo Andreaes Rechenpapier.

Andreae ist mutig. Er enteignet kurzerhand das Vermögen der Monopolbourgeoisie und verteilt es auf 400 000 „Haushalte“. Nach diesem Eingriff verfügt die Tischlerei Schoellgruber über ebensoviel Produktivkapital wie die Gutehoffnungshütte. Von Konzentration und Zentralisation des Kapitals keine Spur mehr. Andreae hat dem Spuk Monopolkapital ein Ende gemacht. Andreae hat am Schreibtisch auf mehrere Hunderttausend verteilt, was in Wirklichkeit einigen wenigen gehört. Dabei ist es nicht einmal wichtig, ob seine Zahlen im einzelnen stimmen. Es wird ja von ihm sowieso alles „verteilt“. Alles, was von Millionen Werktäglichen erwirtschaftet wird, über dessen Verwendung sie aber nichts, rein gar nichts zu sagen haben. Über den Profit, verfügt darüber auch der „Durchschnitt“? — Hugo Andreae beißt sich auf die Zunge.

Wie auch immer: Andreae verliert sich nicht in Kleinigkeiten. Seine Stärke ist das Operieren mit großen und größten Werten. So zählt er, um seine Beweiskette absolut bruchsicher zu machen, zum gesellschaftlichen Reichtum, zu den Pfunden, die in die gesamtnationale Waagschale zu werfen seien, neben den Ansprüchen der Arbeiter und Angestellten auf die Rentenversicherung auch die Pensionsansprüche der Beamten, den privaten Hausbesitz, die Spareinlagen und die Haushaltsgegenstände. Das zusammen ergibt nach seiner Rechnung das runde Säummchen von ca. 4,2 Billionen DM Privatvermögen.

* Hugo Andreae: „Politische Bildung als Heilslehre“, in: „Klassenkampf und Bildungsreform, Die neue Konfessionsschule“, München 1974.

Wer würde angesichts dieser Summe nicht aufatmen. Sicher, der Rentner kann immer nur einige hundert Mark im Monat von seinem Konto abheben. Da ist der Großkapitalist schon besser dran. Denn er verfügt in seinem Interesse auch über das Geld, das er nicht für persönliche Bedürfnisse verbraucht. Gut: der Vater, der Rente bezieht, kann seine Rente nicht verkaufen, weil er davon leben muß. Da kann der Kapitalist mit seinem Vermögen schon mehr anfangen, er kann es auch vererben. Sicher: der Arbeiter bekommt nur das, was er mit seiner Hände Arbeit verdient hat; der Unternehmer eignet sich auch das an, was andere geschaffen haben. Der Arbeiter muß auch, um eine erkleckliche Rente zu bekommen, 40 Jahre dafür arbeiten, und was er schließlich ausbezahlt bekommt, hat er in den Jahren zuvor eingezahlt. Da hat es Arndt von Bohlen und Halbach, der Krupp-Sprößling, schon leichter: der junge Mann kann sich seit dem Tod des Vaters auf eine jährliche „Rente“ von 2 Millionen stützen, ohne je den Finger dafür krumm gemacht zu haben.

Der Arbeiter kann mit seinem Lohn oder seiner Rente auch keine wirtschaftlichen Prozesse beeinflussen, er kann keine Abgeordneten kaufen oder schmieren, und er kann keine Produktionsstätten ins Ausland verlegen; und er muß auch nicht, könnte er Konkurs machen, Tausende von Beschäftigten entlassen. Das kann nur der Unternehmer. Warum? Weil er über die Produktionsmittel verfügt? Nein. Weil er das „Unternehmerrisiko“ trägt. Der Arbeiter trägt lediglich das Risiko, arbeitslos zu werden. Tut das Unternehmerrisiko weh? Dem Unternehmer nicht. Was hat, wenn wir uns probeweise mal in die unteren Etagen des Großkapitals begeben, wo solche Pannen noch passieren, eine Pleite für den Unternehmer für Folgen? Um das zu erfahren, muß man schon den Bankier Herstatt oder den Bau-Großunternehmer Josef Kun in ihren Villen besuchen. Was hat eine Pleite für die betroffenen Arbeiter und Angestellten für Folgen? Darüber und über das Unternehmerrisiko im allgemeinen geben die derzeit über 1 Million Arbeitslosen Auskunft.

Aber mit solchen Spitzfindigkeiten gibt sich Professor Andreae gar nicht erst ab. Seine Fähigkeiten liegen auf anderen Gebieten. Zum Beispiel: Da hat doch der Schriftsteller Heinrich Böll im Frühjahr 1974, offenbar in einem Anfall von Mißgunst und Neid, die, wie Andreae sie etwas pauschal nennt „selbstständig Wirtschaftenden“, „frei herumlaufende Raubtiere“ genannt. Böll glaubte, diese lieblose Bemerkung mit dem Hinweis stützen zu können, daß diejenigen, die vom Tag der Währungsreform an 100 DM gespart haben, im Laufe der Zeit schlechter weggekommen sind als diejenigen, die eine 100-Mark-Aktie besaßen. Und Böll fragt sinngemäß: Was sind die 100 DM Gespartes heute noch wert, und was sind die 100-Mark-Aktien wert? Eine demagogische Frage, weiß Gott.

Die Tragik der Aktionäre

Andreae gibt darauf eine angemessene Antwort. Er läßt den Verleger Gerd Bucerius antworten, einen, der sich angesprochen fühlte. Und der schildert nun in bewegten Worten die Bedrängnisse all jener, deren Tragik es war, 100-Mark-Aktien 1948 besessen oder gekauft zu haben. Während nämlich, ruft Bucerius aus, die aus dem Krieg heimgekehrten Arbeitnehmer und Beamten ihre „wichtigste Ersparnis“, nämlich die Sozialversicherung, unbeschädigt vorfanden, wa-

ren „viele Aktien, die vorher 100 Reichsmark gekostet hatten, nicht einmal . . . 7 DM wert.“ „100-Mark-Aktien der Deutschen Bank“, fährt er fort, „die 117 Reichsmark gekostet hatten, waren noch Mitte 1949 für 5,50 DM zu haben. 100-Mark-Aktien der AEG, die 111 RM gekostet hatten, kosteten 9,00 DM.“

„Vorher“, sagt Bucerius. Man beachte die Dezenz der Formulierung. Im „Vorher“ hat Bucerius zwölf Jahre Faschismus versteckt. Mit einem knappen „Vorher“ trällert er unbeschwert darüber hinweg. Das einzige, was Leute wie Bucerius, auch jetzt noch, zu „Vorher“ zu sagen haben, ist, daß „vorher“ die Aktien der Deutschen Bank auf 117 Punkten standen.

Wo aber standen die Gewerkschaften, die Parteien der Arbeiterklasse? Wo stand die Demokratie, und wo standen die KZs? Wo standen die Hinrichtungsstätten und die Verhörkeller der Gestapo? Wo standen die faschistischen Armeen? Wo standen die Massengräber, die Ruinen- und Trümmerfelder, wo die unterdrückten und ausgeplünderten Völker?

Wo standen die Organisationen des deutschen Großkapitals?

Die ökonomischen Werte, die hinter den „soliden“ Aktien standen, waren von deutschen Arbeitern, den ztausend ausländischen Zwangsarbeitern, dem Millionenheer der KZ-Häftlinge und den Arbeitern in den okkupierten Ländern geschaffen worden. Und die Aktienkurse stiegen mit der Zahl der Toten auf dem Schlachtfeld. In den Vorstandsetagen der Konzerne standen die Kriegsgewinner und Wehrwirtschaftsführer in gehobener Stimmung beieinander. Bis 1945 und „vorher“.

Dann ist der Krieg aus, der Faschismus besiegt. Millionen sind umgekommen. Millionen hungern und frieren. Die Städte sind zerstört. Nun „stehen sie da“, die Herren Aktienbesitzer. Und mancher von ihnen, so Bucerius, „sah sich fast als Totalgeschädigter“!

Was ist den Werktagen, die von der Front heimkehren oder die vor den zerbombten Fabriken und Häusern stehen, geblieben? Ihre „wichtigste Ersparnis“, sagt Bucerius. Die Sozialversicherung.

Und was blieb den Aktionären? Außer den Konten in der Schweiz? Außer den Besitztiteln auf die Fabriken? Außer dem Großgrundbesitz? Entwertete Aktien. Aktien, die zu Eichmanns Zeiten noch 117 RM wert waren, gelten jetzt nur noch 5,50. Bucerius: „Mancher Selbständige, der für seine Altersversorgung Aktien gekauft hatte, sah sich fast als Totalgeschädigter.“ „So ging die Bitternis quer durch alle Stände.“

Die Bitternis klang ab. Der „Stand“ der Aktienbesitzer begann nach und nach — vornehmlich im Westen Deutschlands — wieder Hoffnung zu schöpfen. Zumal die einst in tiefe Melancholie gefallenen Inhaber von Aktien der Deutschen Bank und der AEG dürften ihrer „Bitternis“ wieder Herr geworden sein. Der Nr. 31 des ‚Spiegel‘ von 1969 entnehme ich, daß „wer 1948 beispielsweise 50 Aktien der Daimler Benz AG zum Kurswert von 850 Mark erwarb und letzten Monat Kasse mache . . . 396 000 Mark Gewinn zu sich nehmen“ konnte. „Die Früchte des durch Selbstfinanzierung begründeten Daimler-Profits sind nahezu ausschließlich den Großaktionären Friedrich Flick und Herbert Quandt sowie der Deutschen Bank zugefallen.“ Und: „Aktionäre, Grundbesitzer und Unternehmer retteten aus der Liquidation des Dritten Reiches ein

Vermögen, das nach Schätzungen Professor Gleitzes heute rund 600 Milliarden Mark wert ist. Allein den Anteilseignern der Kapitalgesellschaften verblieben Aktien im Nennwert von 13 Milliarden Mark, die im Verhältnis eins zu eins auf Deutsche Mark umgestellt wurden ... Inhaber des geretteten Reichtums sind vor allem die großen Familien Flick, Thyssen, Siemens, Bosch, Quandt und Oetker.“

Wege zur Vermögensbildung

Aber: der „Besitz“ ist ja schon lange nicht mehr „die wesentliche Grundlage des Sozialprestiges“. So Andreae. Sozialprestige, erläutert er, wird heutzutage vornehmlich hergestellt durch „hervorstechende Leistung, einflußreiche Stellung, den Titel, den aufwendigen Lebensstil, das gute Gehalt.“ Was hat das alles mit Geld zu tun? Es besteht gar kein Grund, daß die „Sozialisten ... permanent an die primitivsten Neidkomplexe der Werktätigen appellieren“, wie Andreae vermutet. Bei uns kann es jeder zu was bringen. Als Anregung dafür mag der Hinweis des Vorstandsmitgliedes der Deutschen Bank, F. H. Ulrich (Jahresbezüge — 1969 —: über 700 000 DM) verstanden werden, der im o. a. Spiegel-Artikel so zitiert wird: „Die Wege zum Vermögen sind zahlreich. Am einfachsten ist es, bestimmte Teile des Einkommens zu sparen.“

Gut, daß man das weiß. Das wird den Arbeitslosen, den Kurzarbeitern, aber auch allen, die (noch) Arbeit haben, das lange Nachdenken über die Frage ersparen, wie sie zu „echtem Vermögen“ kommen können, am Ende gar zu jener läppischen Million, die, wie wir wissen, genügt, einen „Betrieb der mittelständischen Wirtschaft“ auf die Beine zu stellen.

Den Sozialisten wirft Andreae „Neidkomplexe“ und „Appell an die niederen Instinkte der Menschen“ vor. Den Großkapitalisten hat er nichts vorzuwerfen. Dem Arbeiter, der nichts besitzt als seine Arbeitskraft, wirft er vor, „eine Reise ins Gebirge zu machen (und) auf einem der schönen Camping-Plätze Dänemarks“ die Ferien zu verbringen, statt — wörtlich! — „Aktien zu kaufen, um Produktionsmittelbesitzer zu werden“ (S. 132). Den Rüstungsfabrikanten, Börsenspekulanten und Großindustriellen hat er nichts vorzuwerfen. Den Arbeitern zählt er als seligmachende Errungenschaften die Sozialversicherung und die dynamische Rente auf. Über die Macht der Konzernherrn und ihre Konten schweigt er.

Er ist eben ohne „Neidkomplexe“.

Mit Aufsätzen wie Andreaes „Politische Bildung als Heilslehre“ werden im politischen Schrifttum der Bundesrepublik Zeichen gesetzt. Es kommt ein neuer Klang in die Debatte. Der systembejahende Publizist schreibt nicht mehr nur apologetisch, treuherzig das Bestehende verteidigend; er schreibt nunmehr hymnisch, die offenen und verdeckten Vorzüge des Kapitalismus ohne Wenn und Aber aus voller Lunge besingend. Andreae setzt hier Maßstäbe. Seine Ausführungen belegen: Seit den Oden auf die Herrschaft der römischen Sklavenhalteroligarchie ist nicht mehr so enthusiastisch über das Werk einer Ausbeuterkasse geschrieben worden.

Sie herrschte damals übrigens nicht mehr lange.

Zu Ulrich Greiwe „Spötterdämmerung“, Desch, 1975.

Der zehnte Fall bin ich, der Kritiker weiblichen Geschlechts. Roger und Luise Marvallas, wie alle Autorennamen in diesem Buch Pseudonyme für Ulrich Greiwe, haben nämlich nachgerechnet, „daß neun von zehn Buchrezensionen von Männern geschrieben werden“. Wie sähe die Statistik erst aus ohne das erdrückende Kritikerinnen-Übergewicht im *kürbiskern!* Um nicht mißverstanden zu werden: Wie Elvira, Vera, Ulla, Elisabeth und Dagmar bin auch ich schlank bis wohlproportioniert. Das darf wohl gesagt werden im Zusammenhang mit der Auftaktgeschichte „Zehntausend Tage Liebe“ und angesichts einer manipulierten Meinung, die dahin geht, „dieses Aufgebot weiblicher Intelligenz nehme der laufenden Erotik die Frische“ (S. 17). Andererseits kann ich mich gerade bei diesem Textteil des Eindrucks nicht erwehren, die Autoren seien dem Stress ihrer Zehntausend-Tage-Liebe nicht durchwegs gewachsen — doch über Ausfallserscheinungen später.

Zunächst ist ja festzustellen: dem Einzelstück kann in diesem Paket der sechs Bestseller, jeweils mit eigenem hübschen Umschlag versehen von Frauke Bergemann, wenig passieren; das schaukelt sich sozusagen aneinander auf und hoch.

Zu diesem Konzept sagt der Herausgeber, in diesem Fall ohne Pseudonym Ulrich Greiwe: „Die Geschichte der Unterhaltungsliteratur ist reif für neue Versuche“, und so hat er diese Textsammlung als Über-Steigerung und damit zugleich als Satire auf die manchmal mörderischen Auswüchse des Medienmarktes riskiert. *Textsammlung* klingt viel zu akademisch-trocken, *riskiert* stimmt genau. Greiwe weiß sich mit diesem Buch in prozeßträglicher Nachbarschaft etwa zu Delius' Siemenskonzern-Report. Drum baut er vor: einmal mit der Aufforderung, doch durch Prozesse gegen ihn für gesteigerten Absatz seines Buches zu sorgen; und zum anderen durch die vorprozessuale Einlassung, seine „Spötterdämmerung“ sei durch Titel und Aufbau zweifelsfrei als fiktiv erwiesen. Das allerdings verrät nach dem jüngsten Karlsruher Spruch gegen die Würzburger Studentenbühne übermäßiges Vertrauen in die hiesige Justiz — Fiktion schützt nicht vor Verbot, Kunst nicht vor Strafe. Darum mein Rat: wer schnell kauft, kauft am sichersten und lacht am frühesten.

Der Autor lässt dem Leser dann immer noch die erste demokratische Wahl, die Denkanstöße weiterlaufen zu lassen zu heiteren oder ernsten Konsequenzen für das eigene Lebensgefühl. *Demokratisch* ist hier nicht Leerformel, sondern meint eindeutig menschliche Freiheit. Der Hinweis ist nicht mehr überflüssig, nachdem zu hören ist, Herr Pelikan, flankiert von Grass und Böll, wolle in L 76 *Texte* herausbringen, die irgendwie zu tun haben sollen mit demokratischem Sozialismus, was auch immer man darunter verstehen mag. So spricht es für Greiws prognostisches Talent, daß er im Vorgriff auf Bölls 100. Geburtstag ihm schon jetzt die Unternehmer-Liedgut-Sammlung von Roswin Felix widmet, bei der man leider nicht weiß, wie der Titel nun eigentlich geschrieben wird: *leader* oder *Lieder sind mehr als Pistolen*, zu singen zur Maulschelle und Arschgeige (Harn-

blase mag ich nicht). Also endlich mal was Aufbauendes gegen die rote Unterwanderungswelle, auf deren Gischtkrone es die „Degenhardies und Süverkrüppel (*Die Welt*)“ treiben. Und was Positives gegen die nagende linke Kritik: „Wir opfern uns für hohe Ziele / da gibt es ja so viele.“

Die Texte sind wirklich, und nicht nur an dieser Stelle, zum Lachen; und wenn dieser Greiwe, wie jedenfalls die *Zeit* vom 17. Oktober es darstellt, so schlecht in das belustigende Potpourri beim Frankfurter Literatur-Zirkus paßte, so spricht das nur für ihn und seine Texte. Das Lachen bleibt einem nämlich, wie sich das für gute Satire gehört, ganz schnell im Hals stecken. Ein Anlaß mehr, die Gründe dieser Lachhemmungen anzugreifen und zu beseitigen. Nicht mehr und nicht weniger ist die provokative Absicht des Verfassers. Dafür legt er sich mit den ideologischen Nebelwerfern des Systems Typ Habe/Däniken an. Aber mehr als die Überschrift — Elmar Barth „Wir haben ja noch den Mond“ — darf man eigentlich schon nicht mehr verraten, um dem Leser nicht Spannung und Spaß an dieser Kreuzung aus Agenten- und Antiscience-fiction-story zu verderben. Wie ich mich überhaupt an das goldene Kritikerrezept halte, das Greiwe auch gleich mitliefert: ich nehme seine sämtlichen Texte als „eine erfrischende ungeschminkte Anregung, was schon daraus zu sehen ist, daß ich in meiner Rezension kaum wortwörtlich darauf eingegangen bin“ (mit Ausnahme dieser Stelle von S. 34).

Ganz wortwörtlich sollte man indessen gerade das Unglaublichste nehmen, was in dem Text „Die Schicksalsmacher“ steht, damit einem aus dieser Information über Macher und Hintermänner des CIA möglichst viele Hintergedanken kommen, „geboren aus dem Wissen, daß der Privatkapitalismus glaubt, Tag für Tag seine Unehrlichkeit und Brutalität aufs neue beweisen zu müssen“. Er tut es, mit Mord in Chile und Spanien, und auch mit der Schlagzeile, die an demselben Tag in der *Bildzeitung* stand, an der ich Greiwe's Buch las: *mit einem roten Beil erschlagen*. Wie christlich wäre die Frau gestorben, hätte ihr Mörder ein schwarzes genommen, made in Sonthofen.

Mit dieser Ortsangabe erscheint übrigens auch die Zusatzerklärung des Franz Josef Strauß vom 7. 9. 1976, mit der er für den Fall seiner Wahl zum Kanzler das Nichteinstampfen der Werke von 92 Schriftstellern der Bundesrepublik und Westberlins zusagt. Nur nebenbei: es ist eine qualifizierte Mehrheit von *kürbiskern*-Autoren. Ob Strauß gegen diese Greiwe-Unterschiebung nicht doch vor Gericht gehen sollte? Schließlich rechtfertigt auch die Satire nicht, daß einem die wirklichen Absichten so ins Gegenteil verdreht werden.

Doppelt geschockt von dem Porno-Krimi „Zwei Warzen sind keine Brust“ wende ich mich der Untersuchung von Laster, Lotto und Lotterleben in heimischen Gefilden zu, um mir von Sarah Gallenstein bestätigen zu lassen, daß am Ende eben doch Gesundheit und Sex des Menschen unkäuflichste Wonne sind: „Wenn mir jemand sagt, daß ich einen schönen Popo hab, das macht mich glücklich, da hilft kein Lotto.“ Und von da finde ich nun auch wieder leicht den Absprung, zurück zu den Ausfallserscheinungen bei Zehntausend Tagen Liebe. Sie tangieren gewisse Intimbereiche unserer klassischen Literatur, in Sonderheit Goethes. Wie kann man bloß sagen, er habe „die Frauen besungen, als hätten sie weder eine Vagina noch Probleme, sondern als seien sie reizende Wölkchen-Liebchen, auf denen Männer-

arbeit sich auszuruhen pflegt“? Ich fürchte, dieses Autorenpaar wird, selbst wenn es nach meiner Kritik in der Verserzählung „Das Tagebuch“ vom *Meister* und dessen Schwierigkeiten liest, immer nur an Goethe als Ganzes zu denken wagen und nicht an das Teil, das hier in Rede steht. Beziehungsweise eben nicht. Was gegenüber einem Wölkchen-Liebchen so ärgerlich ja nun nicht wäre, wie bei dem in der Tat rundum reizenden Mädel.

Nun frage ich mich allerdings: hat Greiwe vielleicht die Geschichte mit Goethe und den Frauen bewußt so verdreht und gar nicht sein eigenes, sondern das von unseren Volks-, Mittel- oder Oberschulen pervertierte Goethebild ausstellen wollen? Wenn ich auf diesen raffinierten Trick hereingefallen bin, freut es mich für den Autor ganz besonders. Seinen Lesern wünsche ich jedenfalls viele ähnliche angenehme Täuschungen und Ent-Täuschungen. Sie werden sie erleben.

Wortgruppe München Was heißt überhaupt Freizeit?

Auszüge aus einem Funkfeature

Sprecherin: Eine Freizeitlawine rollt auf uns zu. Schon droht uns die 35-Stunden-Woche. Wir leben in einer Freizeitgesellschaft. Vom großen Freizeitkuchen kann sich heute jeder ein Stück abschneiden. Die Leute wissen schon nichts mehr mit ihrer Freizeit anzufangen.

Was machen die Leute nach ihrer Arbeit?

Der Juniorchef eines großen Sport- und Freizeit-Unternehmens: Wenn wir das aber trotzdem mal ganz ehrlich sehen wollen und alle Vorurteile weglassen, möchte ich sagen, wir leben schon in einer Freizeitgesellschaft.

Eine Sekretärin: Ich stehe um Viertel vor sieben auf, und dann mache ich Frühstück, dann mache ich mich fertig, und um halb acht wede ich die Kleine, dann mache ich die fertig, dann bringe ich sie der Nachbarin, und dann fünf nach acht fahre ich immer weg. Und um halb sechs abends holt sie mein Mann ab bei der Nachbarin, weil der um halb sechs schon zu Hause ist, und ich komm' erst um halb sieben. Dann tun wir meistens zuerst kochen, dann essen, abspülen, und dann bringe ich die Kleine ins Bett, es wird immer acht, neun. Und dann tun wir irgendwas im Haus machen oder fernsehen, oder wir gehen mal weg. Und um zehn, elf gehen wir meistens schon ins Bett, wenn nichts anderes los ist unter der Woche, weil wir ja alle wieder aufstehen müssen in der Früh.

Ein Chemotechniker: Abends gehe ich dann meistens noch nach der Arbeit einkaufen, dann komm' ich heim und hau mich erst mal hin oder eß' was und hau mich dann hin. Und wenn ich dann nicht schlaf', dann kann es sein, daß ich abends noch fortgehe, aber das wird schon ziemlich kompliziert, weil nach den acht Stund', wenn da nicht direkt einer kommt, der einem irgendwie sagt, jetzt machen wir das oder jenes, dann fehlt dir die große Lust, weil den ganzen Tag werkeln du so vor dich hin, und in der Nacht ist dann nicht mehr viel los.

Ein Maschinensetzer: Das ist der Feierabend, das ist Körperpflege, Abendessen, das warme Essen, weil ich unter Tags nur kaltes Essen habe, das mache ich mir am Abend, das ist natürlich auch nicht so gut für die Gesundheit. Um 10 Uhr dann muß ich ungefähr ins Bett gehen, daß ich meinen Schlaf dementsprechend habe, am anderen Tag um halb sechs muß ich wieder aufstehen.

Eine Arzthelferin: Na ja, also schön ist es auf jeden Fall, wenn man viel Geld hat, schöne Häuser und Villen hat, reiten kann soviel man will und ins Theater gehen. Ins Theater würde ich gerne gehen, Konzerte hören, weil ich Musik gern hab' und auch gern mal Operetten und so höre, weil ich find' das irgendwie schön, wenn man das so direkt miterleben kann. Also mir fehlt das nötige Geld dazu, weil jeden Abend oder einmal in der Woche geht das einfach nicht, höchstens ins Kino, da gehe ich schon öfter mal.

Der Juniorchef: Der Sport spielt, würde ich schon sagen, eine dominierende Rolle. Ich reite sehr intensiv, muß da jeden Tag um halb sechs aufstehen, daß ich dann überhaupt noch ins Geschäft komme. Es wird dann an ein, zwei Pferden beson-

Wortgruppe München: Was heißt überhaupt Freizeit?

ders intensiv gearbeitet, und sie werden für gewisse Aufgaben vorbereitet. Sonst bin ich privat etwas wissenschaftlich tätig auf dem Gebiet der Verhaltensforschung. Ich bin an sich Spezialist für ausländisches Wasser- und Ziergeflügel und habe da eine erkleckliche Anzahl auf einigen Teichen. Dann bin ich noch mineralogisch-paläontologisch sehr interessiert, also eigentlich an allem, was die Natur und besonders was die Tiere betrifft. Dann züchte ich noch Ziegen, habe sonst noch eine erkleckliche Anzahl von Tieren zu Hause. Ja, man muß eben sozusagen etwas früher aufstehen und etwas später ins Bett gehen, wenn man dann wirklich besonders intensiv seine Freizeit nützen will.

Statistik über das Verhältnis von Arbeit und Freizeit.

Erste Stunde Aufstehen, waschen, Frühstück

Zweite Stunde Dreißig Minuten Fahrzeit zur Arbeit, dann Arbeit

Dritte Stunde Arbeit

Vierte Stunde Arbeit

Fünfte Stunde Arbeit

Sechste Stunde Arbeit

Siebte Stunde Arbeit

Achte Stunde Arbeit

Neunte Stunde Arbeit

Zehnte Stunde Arbeit

Elfte Stunde Arbeit und dreißig Minuten Heimfahrt

Zwölftes Stunde Essen und trinken

Dreizehnte Stunde Dreißig Minuten Besorgungen und dreißig Minuten Kleiderpflege oder Körperpflege

Vierzehnte Stunde Freizeit

Fünfzehnte Stunde Freizeit

Sechzehnte Stunde Freizeit

Siebzehnte bis vierundzwanzigste Stunde Schlafen

Freizeit von der Arbeit für die Arbeit.

- Müde bin ich manchmal auch ganz schön, wenn ich abends nach Hause komme, so daß ich oft bis acht Uhr oder neun Uhr am Sofa schlafe.
- Wenn ich heimkomm' aus dem Betrieb, dann ist es oft so, durch die Hektik und den Stress oder durch die Mehrarbeit, daß ich dann abends also wirklich oft so fertig bin, daß wenn ich dann Abendbrot gegessen hab', ich mich hin-haue. Vor nicht langer Zeit ist es mal vorgekommen, daß sie mich dann hinternach nicht mehr wach gebracht haben.
- Wenn ich mir das jetzt echt vorstell', ich hab' mich zwar auch schon informiert, ob ich nicht Tischtennis spielen soll. Aber das erfordert einen unheimlichen Auftrieb, wenn ich jetzt abends heimkomm', dann bin ich oft steinmüd, obwohl ich keine körperliche Arbeit leiste, aber ich bin abends oft total erledigt. Und da ist jetzt festgelegt, an irgendeinem Tag in der Woche Training.

Wortgruppe München: Was heißt überhaupt Freizeit?

- Und dann sollst du noch rüberschleichen, bist sowieso total erledigt, und noch irgendwas für die körperliche Ertüchtigung tun.
- Ich kann nicht einfach sagen: Arbeitsschluß und jetzt Feierabend. Sondern unterbewußt ist die Arbeit auch drin, wenn man sogar einmal zwei Tage Wochenende hat. Am Sonntagmittag spätestens geht schon wieder das Denken los, morgen geht es wieder auf an die Arbeit.
 - Ja, man wird im Betrieb mit so vielen Dingen konfrontiert, die einen auch noch nach der Arbeit beschäftigen, und man kann dann nicht einfach sagen, jetzt ist Schluß, man schaltet ab, das geht oft nicht. Ich leg' mich da meistens eine Stunde hin, und dann stehe ich auf, und dann arbeite ich für mich selber. Das ist eben bedingt durch die Arbeit, die man da drinnen macht, daß es oft solche stupide Arbeiten sind, wo man sich eigentlich fragt, für wen man das überhaupt arbeitet, warum man das überhaupt macht und na ja, das ist das.
 - Ich arbeite auch acht Stunden am Tag, arbeite aber Schicht von sechs Uhr früh bis halb drei Uhr nachmittags und von halb drei bis elf. Ich bin sehr müde dann, bei uns ist sehr viel Krach, also ungefähr 92 Phon und mit 20 Leuten, wo man es einem jeden recht machen muß immer wieder, also ich bin fertig am Abend. Am Abend tät ich mich am liebsten waschen, hinlegen und schon schlafen. Am Wochenende am liebsten rausfahren, nichts mehr hören und nichts mehr sehen, in die Berge oder irgendwo raus, irgendwo segeln, nur den Krach nicht mehr hören.

Jugendsekretär des Deutschen Gewerkschaftsbundes in Bayern: Darüber hinaus muß man natürlich sagen, daß Freizeit nicht nur wünschenswert ist, sondern daß sie eine Notwendigkeit wird einfach deshalb: Wer den modernen Industrieprozess kennt, der weiß, daß in den acht Stunden oder noch mehr Arbeit heute sehr viel vom Arbeiter abverlangt wird, abverlangt deshalb, weil eben die Maschinen nicht humamer geworden sind, sondern die Arbeit an der Maschine im großen und ganzen wesentlich aufreibender, wesentlich komplizierter geworden ist.

Zur Frühinvalidität

Nach Schätzung der Deutschen Gesellschaft für Arbeitsschutz in Frankfurt: Die Pro-Kopf-Produktivität nahm 1960—1969 um 48,4 % zu. In der gleichen Zeit stieg die Frühinvalidität um 5,8 %. In absoluten Zahlen ausgedrückt: 1969 wurden 217 154 Arbeitnehmer registriert, die wegen Erwerbsunfähigkeit Rente beziehen. Nach Schätzungen der Deutschen Gesellschaft für Arbeitsschutz sind 40 % der vorübergehend Krankgeschriebenen in der Bundesrepublik Deutschland Opfer des Stress. Sie leiden an vegetativen und funktionellen Störungen. Auch die Entwicklung der Frühinvalidität läßt verfrühten Verschleiß infolge höherer Belastung vermuten.

Wozu Freizeit und für wen?

Facharbeiter: Ja, ich sehe das schon als wichtig, daß man sich in der Freizeit erholen soll, weil man muß ja wirklich heute sein Geld treu und brav verdienen,

Wortgruppe München: Was heißt überhaupt Freizeit?

dem Arbeitgeber gegenüber muß man eine gewisse Leistung zeigen, und dann muß ich erholt am Arbeitsplatz erscheinen.

Juniorchef: Ich bin mir ganz sicher, daß es viele Leute gibt, die mit ihrer Freizeit sehr wenig anzufangen wissen, und ich glaube, jeder weiß, was ich damit meine. Es sollte sich wirklich jeder ganz genau überlegen, was er mit dieser Zeit anfängt, besonders wenn er jung ist und solange er noch jung ist. Man kann Freizeit sehr verschieden nützen. Man kann sie so nützen, daß ich auch in zehn Jahren noch sage, ich habe sie nicht schlecht genutzt.

Geschäftsführer des Arbeitgeberverbandes der kunststoffverarbeitenden Industrie in Bayern e. V.: ... bin ich persönlich der Meinung, daß wir eine Wirtschaftsordnung haben, deren Ideologie darin besteht, daß sie keine Ideologie hat und infolgedessen auch keine Urlaubs- und Freizeitideologie. Wir möchten niemandem vorschreiben, wie er seine Freizeit verbringt, sondern ich glaube, das gehört zu dem humanen Freiheitsraum, den wir jedermann zugestehen wollen und hoffentlich auch in Zukunft zugestehen können.

Der Hauptgeschäftsführer der Vereinigung der Arbeitgeberverbände in Bayern: Dazu möchte ich folgendes sagen: wir können im Namen unserer Unternehmen sagen, daß sich die Unternehmen auch für eine befriedete und sinnvolle Freizeitverbringung ihrer Beschäftigten verantwortlich fühlen. Andererseits sind wir natürlich jeder direkten Maßnahme und Politik abhold. Auch in diesem Metier wird sich also nie einer unserer Verbände anmaßen, nun zu empfehlen, daß Unternehmen oder Betriebe ihren Mitarbeitern vorschreiben wollen, wie sie ihre Freizeit zu verbringen haben. Andererseits ist natürlich diese Frage für die Unternehmen insofern auch wichtig, weil eben das Verhalten in der Freizeit, sofern es eben mit einem zunehmenden Bildungsstand, mit einem stärkeren Bewußtsein überhaupt verbunden ist, sich auch wieder auf die Arbeit im Betrieb auswirkt, das heißt, mit Menschen, die ihre Freizeit sinnvoll verbringen, kann ich wahrscheinlich auch im Unternehmen mehr machen.

Haben alle die gleichen Freizeitchancen?

Der Gewerkschaftsvertreter: Ja, alle haben sie sicher nicht, es gibt ja Leute, die sind gleich, und es gibt Leute, die sind gleicher. Auf alle Fälle hat der Arbeitnehmer weniger Freizeitchancen als derjenige, der eben kraft Verfügungsgewalt über irgendwelche Produktionsmittel die Möglichkeit hat, seinen Urlaub und seine Freizeit zu wählen, wann und wo es ihm paßt und vor allem auch nach den Mitteln, die ja nun dem Unternehmer im wesentlichen nicht vorgeschrieben sind. So würd ich meinen, daß es keine gleichen Freizeitchancen gibt, sondern daß es eben wie in allen anderen gesellschaftlichen Bereichen auch hier Klassenunterschiede gibt.

Ein Arbeiter: Es gibt große Unterschiede, man sieht es, wenn man hier durch die Straßen läuft, da sieht man kleine Miethäuser ohne Gärten, Spielplätze gibt es auch so gut wie keine hier, dann sieht man Villen mit großen Gärten dahinter und Kinderspielzeug mit allem drum und dran. Die Leute mit Geld, die haben es eben einfacher, die können sich das leisten, die ohne Geld können es sich nicht leisten.

Urlaub im Bayerischen Wald oder in Addis Abeba?

Der Sprecher eines Arbeitgeberverbandes: Was das echte Erholen angeht, daß — meine ich — sind die Dinge anders zu betrachten, da kann der Großverdiener sich vielleicht einen Urlaub im Bayerischen Wald vorstellen und Spaziergänge dabei machen, und der Kleinverdiener oder wer es auch immer sein mag, der bleibt sein Leben lang vor dem Traum stehen, daß er also nach Addis Abeba oder sonstwohin reisen möchte. Ich glaube, das läßt sich einfach nicht vermeiden.

Ein Arbeiter: Mit vier Personen ist das einfach nicht drin, daß ich mir einen dreiwöchigen Urlaub erlauben kann, der dann bis zu 3000 Mark kostet, das kann ich mir nicht erlauben. Ich mach' nur einen Urlaub und mach' von daheim aus Touren, aber nicht große Touren, sondern einfach, weil es im Sommer mein Sommerurlaub ist, dann fahren wir meistens nur kurze Strecken mit 20 oder 25 Kilometer Entfernung, und dann bleiben wir dort den ganzen Tag beim Baden.

Der Gewerkschaftsvertreter: Grundsätzlich ist das eine Geldfrage und in dem Zusammenhang natürlich auch die Frage der Erhöhung des Urlaubsgeldes, das ist sogar eine ganz entscheidende Sache. Was nützt uns mehr Urlaub, wenn wir nicht mehr Geld in der Tasche haben, um den Urlaub zu finanzieren.

Der Juniorchef: Ich kann in meinem Urlaub auf die Bermudas fliegen, ja, und ich kann nach Tirol fahren, aber ich glaube, daß das an sich relativ unwichtig ist, es ist wichtig, daß ich einen angenehmen, netten Urlaub in Tirol habe oder auf den Bermudas. Also jeder muß es im Endeffekt selbst wissen, wohin er fährt, um seine Freizeit zu nützen.

Arbeiter: Also daß es überhaupt nicht vom Geld abhängt, das halte ich für einen ganz großen Schmarrn, denn wenn ich grad soviel Geld hab', daß ich mein Leben fristen kann, dann kann ich mir kein Hobby mehr leisten und sei das bloß, daß ich wandern möchte. Wenn ich irgendwo raus will, dann kostet das mindestens schon die Fahrkarte, und es kostet eine Brotzeit, die ich irgendwo unterwegs machen muß, es sei denn, ich bring es fertig, daß ich mich dauernd bloß von Butterstullen ernähre. Warum gibt es diese sogenannte Freizeitindustrie? Daß da ein Geschäft zu machen ist, das müssen eigentlich die Unternehmer doch am allerbesten wissen, denn sonst würden sie doch nicht so unheimlich viel Werbung betreiben.

Ab wann kann man sich eigentlich Brecht leisten?

Gewerkschaftsvertreter: Was kann ich überhaupt verbinden, wenn ich in ein Theater reingeho? Unter Umständen gar in ein modernes Theater? Alle diese Dinge werden ja nun entweder in der Schule vermittelt oder nicht vermittelt, je nachdem, in welche Schule man geht. Sind sie am Gymnasium gewesen, dann sind sie wahrscheinlich auch ein Breckkenner, obwohl ihnen dann vielleicht Brecht nichts mehr nützt, sind sie aber Arbeiter, dann sind sie eben meistens kein Breckkenner, obwohl ihnen Brecht nützen würde, das ist das Problem.

Arbeiter: Die Freizeitgestaltung hängt für mich irgendwie mit dem Bildungsprivileg zusammen. Einer, der eine bessere Ausbildung hat, der hat ganz andere Möglichkeiten, seine Freizeit zu gestalten, als einer, der jetzt nur eben mit neun

Jahren Volksschule auf eine Lehre und dann den Beruf hingetrimmt worden ist, und der sich praktisch mühsam erst überhaupt wieder erarbeiten muß, daß er mal ein Buch liest oder so. Der hat also wesentlich weniger Chancen, denn der wird ja in so ein Nützlichkeitssdenken reingepreßt. Ein Gegenvorschlag wäre schon einmal, wie er zum Beispiel von der Gewerkschaft angestrebt wird, ein Bildungsurlaub, d. h. also, daß man den Horizont erweitert.

Wie wird die Freizeit vergrößert?

Vertreter des Arbeitgeberverbandes: Im ganzen gesehen muß man sich — glaube ich — volkswirtschaftlich und betriebswirtschaftlich vor dem Trugschlüß hüten, daß wir alles zugleich und im Gleichschritt miteinander verkraften können. Wenn wir uns entschließen, mehr Freizeit haben zu wollen, sei es wöchentlich, sei es täglich, sei es im Urlaub, dann müssen wir gleichzeitig zur Kenntnis nehmen, daß dann ein Teil dessen, was uns an Einkommensmehrverdienst zukäme, eben für diesen Zweck abgezweigt werden muß.

Vertreter des Deutschen Gewerkschaftsbunds: Ja, die Frage ist, wo soll mehr Freizeit herkommen? Oder andersrum, ist also durch Verkürzung der Arbeitszeit unser schöner Lebensstandard in Gefahr? Ich würde meinen, er ist absolut nicht in Gefahr. Was in Gefahr ist, ist der Profit des Unternehmers, nämlich insofern, als die Rationalisierung, als der technische Fortschritt eben zur Zeit ohne Mitbestimmung der Arbeitnehmer dazu benutzt wird, einseitig den Profit zu vermehren, aber auf keinen Fall natürlich, um dem Arbeiter etwas zu geben. Und so wird sich auch ein Weg zeigen zur Verminderung der Arbeitszeit, indem eben die Rationalisierung, indem der technische Fortschritt, der nicht vom Unternehmer geschaffen worden ist, sondern den die Arbeiter produziert haben, indem dieser technische Fortschritt auch im Sinn des Arbeiters verwendet wird. Insofern, als er einerseits mehr Geld bekommt und damit sich mehr Freizeit leisten kann, und andererseits auch die Arbeitszeit verkürzt werden kann, ohne dabei schon die freiheitlich-demokratische Grundordnung in Gefahr zu sehen. Wie kann die Freizeit gesteigert werden? Ja, das kann ich ganz einfach beantworten, sie kann gesteigert werden durch Kampf, wenn sich die Gewerkschaften im Moment über ihr Aktionsprogramm hinaus als Ziel nicht nur die 40-Stunden-Woche setzen, die ja nun erst einmal realisiert werden muß, unter dem Gesichtspunkt des echten Acht-Stunden-Tages, sondern für uns steht natürlich die Frage, daß irgendwann auch die 35-Stunden-Woche interessant wird, daß mehr Urlaub vor allen Dingen im Vordergrund stehen muß, denn der Urlaub von drei bis vier Wochen ist eindeutig zu wenig im Verhältnis zu einem Arbeitsjahr.

Ferry Stützinger
Nymphenburger Straße 125

Protokoll einer Aufnahme am 5. März 1975, 18 Uhr

Parterre

Wissen Sie, daß das Haus abgerissen werden soll?

Ich weiß nicht.

Haben Sie schon eine Kündigung erhalten?

Nein.

Wie groß ist Ihre Wohnung?

Meine Wohnung — etwa 50 qm. Miete zahle ich 260,— DM.

Haben Sie einen Mietvertrag?

Nein, habe keinen.

Was machen Sie, wenn das Haus abgerissen wird?

Weiß nicht.

War die Wohnung in Ordnung oder mußten Sie viel rein richten?

Nein, mußte viel selber machen.

Wieviel Geld haben Sie dafür bezahlt?

Ungefähr 700,— bis 800,— Mark und meine Arbeit. War ohne Bad, ohne Wasser, nichts.

Das haben Sie ohne Mietvertrag gemacht, und wenn Sie jetzt gekündigt werden, sind Sie ohne Schutz?

Der Hausbesitzer hat gesagt, er zahlt was.

Aber Sie haben nichts schriftlich?

Nein.

Was für ein Landsmann sind Sie?

Jugoslawe. Ich wohne hier mit meiner Frau und meinem kleinen Baby.

Wieviel Räume haben Sie?

Drei Zimmer.

Wir wollen noch nebenan läuten. Aber da ist niemand da. Wissen Sie, wer da wohnt?

Ja, da wohnt deutscher Mann, alter Mann.

Wissen Sie, wer schon länger hier in dem Haus wohnt?

Nein. Ich glaube, im ersten Stock ist eine deutsche Familie, die wohnt schon lange hier. Und der Hausmeister. Haus kommt weg? Wird abgerissen?

Wissen Sie das?

Es ist ein Antrag gestellt, daß das Haus abgerissen werden soll.

Und wann ungefähr wissen Sie auch nicht?

Nein, aber wir möchten nicht, daß es abgerissen wird. Hier wohnen noch vier jugoslawische Familien, alle ohne Mietvertrag. Die Wohnung ist schon gut so. Drei Zimmer. Ich habe mit Hausbesitzer geredet, als die Wohnung frei war. Meine Frau war schwanger im achten Monat. Ich habe solche große Wohnung gebraucht.

Danke schön. Und wenn wir nochmal was wissen wollen, kommen wir nochmal vorbei.

Ferry Stützinger: Nymphenburger Straße 125

Ja, kommen Sie.

Grüß Gott, wir sind von der UZ und möchten ein paar Fragen an Sie stellen. Ja, aber meine Schwester ist nicht da, die ist im Krankenhaus.

Wohnt Ihre Schwester schon lange da?

Ja, seit '37.

Und Sie wissen nicht, ob sie schon eine Kündigung gekriegt hat oder nicht?

Ich weiß nicht.

Und daß das Haus abgerissen wird?

Ich weiß nicht. Das hört man so öfters. Ist das was, daß sie eine andere Wohnung kriegen soll oder was?

Nein, wir sind von der Zeitung und wollen darüber was schreiben.

Grüß Gott, vielleicht können wir auch gleich mit Ihnen reden.

Ja, was ist?

Sie wohnen schon lange da herin?

Ja, ich wohn acht Jahr da.

Haben Sie einen Mietvertrag?

Ja.

Was zahlen Sie denn Miete?

130,— DM.

Wie groß ist denn Ihre Wohnung?

Ja, zwei Zimmer. Und den Gang hab ich als Küche.

Haben Sie schon mal was gehört, daß das Haus abgerissen werden soll?

Ja, in der Zeitung hab ich was gelesen.

Was tätten Sie machen, wenn Sie raus müßten?

Ja, hoffentlich nicht. Ja, ich habe meine Wohnung wunderbar in Ordnung. Ich hab's tapeziert alles.

Ja, das ist ja der Grund, warum der BA¹ dagegen ist. Können Sie mir sagen, was Sie alles in die Wohnung reingesteckt haben?

Ja, alle drei Jahr ist tapeziert worden. Schlafzimmer ist tapeziert worden vor zwei Jahren. Da war ich im Krankenhaus. Und dann hats meine Enkelin gemacht. Ja, und dann der Boden heraußen, der ist gerichtet, und im Schlafzimmer (gemeint ist Wohnküche, d. Verf.) hab ich Fliesen drin. Und Teppich. Ich hab's sehr nett, wenn Sie's anschauen wollen.

Täten Sie den BA unterstützen, wenn er will, daß das Haus nicht abgerissen wird?

Ja, das ist selbstverständlich. Ja, das ist ja Blödsinn, wissen Sie, seit ich da herin bin, da ist noch nie was gemacht worden. Noch nie ist was gerichtet worden. Immer hat er gesagt, ja, das und das wird gerichtet. Und es ist überhaupt nichts gemacht worden. Voriges Jahr hat er gesagt zu mir, wir sind drunter gestanden, ja, jetzt ist es aber Zeit, hat er gesagt, daß wir die Haustür einmal streichen lassen und daß der Gang mal gerichtet wird. Aber gemacht hat er gar nichts, überhaupt nichts. Ja, und dann, wo soll man denn hin. So leicht ist das nicht. Ja, für einen

¹ BA = Bezirksausschuß, Bürgerversammlung im Stadtteil; er wird gebildet aus Vertretern der in den Stadtrat gewählten Parteien.

Haufen Miete dann. Eigentlich müßte ich ja 160,— Mark zahlen, aber das mach ich nicht, ich habs nicht bezahlt, weil er nie was hat richten lassen. Ich hab ihm auch gesagt. Immer wieder hat er verlangt, dann voriges Jahr 25,— Mark, dann wieder 20,— Mark und hat immer so fort getan. Und dann hab ichs nimmer zahlen können.

Also, Sie haben nicht mehr bezahlt?

Nein, das hab ich nicht getan, weil er immer mehr verlangt hat. Und er läßt überhaupt nichts richten. Und die anderen da — ja ich versteh das nicht, der nimmt doch so viel Geld ein. Von da drüben kriegt er so viel. Ja und die zwei Häuser, da sind zwanzig Parteien herinnen. Manche da oben, die müssen ja viel mehr zahlen (im oberen Stockwerk).

Die Ausländer müssen mehr zahlen?

Die müssen alle mehr zahlen. Ich weiß zwar nicht, was die zahlen.

Finden Sie das gerecht?

Nein. Ich find das nicht gerecht. Das sind ja auch Menschen. Die müssen ja arbeiten. Der Mann da drüben, der muß mehr zahlen. 180,— Mark verlangt er (der Hausbesitzer). Und muß die Hausmeisterei machen. Das auch noch. Ist schon ein bissel Ausnützen.

Und wie groß ist dem seine Wohnung — ist die größer?

Ja, es ist eine Küche dabei. Es ist eine schöne Küche dabei, die Küche ist sehr schön. Und da ist ein Bad dabei. Und das Bad, das wär auch nicht da, aber das ist deswegen drin, weil da die Hausfrau, die ist da auf die Welt gekommen, und dann habens deswegen gebaut. Das war die Wohnung von der Hausfrau.

Sie haben kein Bad?

Nein.

Aber die Toilette ist in der Wohnung?

Nein, die Toilette ist da drunter, ich muß da runter gehen. Die ist für zwei Parteien.

Wieviel Geld haben Sie im Monat ungefähr zur Verfügung?

Ja, drum ist ja des. Zum Leben darf ich so rechnen 250,— Mark. So viel hab ich nicht. Die Miete allein sind ja 130,— Mark, und dann hab ich ja andere Sachen auch. Das Licht und alles andere auch noch.

Sind Sie schon in Rente?

Ja, ja, schon lang, ich bin schon 75 Jahr alt.

Haben Sie früher gearbeitet?

Nein, mein Mann ist auf der Post gewesen. Der war Schwerbeschädigter, der ist vierzehnmal operiert worden. Ich hab soviel da mitmachen müssen, daß ichs gar nicht alles sagen kann. Aber trotzdem, mir wars lieber, wenn er da war, dann war ich nicht allein.

Aber wenn es jetzt ernst würde, Sie würßten nicht, wohin?

Nein, ich wüßte nicht, wohin. Weil meine Kinder, meine Enkelkinder, die haben selber bloß soviel Wohnraum, das, was sie brauchen. Ich müßte in ein Altersheim und das wäre mir das Schrecklichste. Das wäre das Letzte.

Was ist der Grund, daß Sie da nicht hin wollen?

Wissens, warum. Ich hab jetzt eine Schwägerin gehabt, die ist vergangene Woche

gestorben. Die war im Altersheim. Die war dort. Ich sag Ihnen, schrecklich. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.

Sie sind die Wohnung gewöhnt?

Ja, ich bin des gwohnt. Des Viertel. Ich bin selbständig. Ich hab noch eine Tochter. Eine ist verunglückt, die habns mir zsammgfahrn vor drei Jahren, und ist tot, durch des. Jetzt, mein Schwiegersohn ist allein. Ich geh dahin und dahin, aber ich kann bei meinen Kindern nicht direkt wohnen. Das kann ich nicht, weil jeder hat seinen Wohnraum selber. Da ist ein Enkel, mein Urenkel da, ist schon 13 Jahre. Aber, wie gesagt, ich bin halt einfach da gwohnt. Ich meine, es ist ja, ich zeigs Ihnen extra, daß Sie's sehn — sehn Sie, das ist der Gang, den hab ich mir als Kücherl eingerichtet, das heißt, meine Kinder habens gmacht. Schauns, die tapeziern mir immer wieder mal alles, und den Boden hats mir wieder ausglegt.

Von der Nymphenburger Straße ist es Ihnen nicht zu laut?

Ach, ich hab da doppelte Fenster drin. An das gwohnt man sich. Es ist überall was. Da kannst hinkommen, wost magst. Ich hab das eigentlich gemietet als Wohnküche und das andere als Schlafzimmer. Ich leb da herinnen. Ich bin zufrieden. Und wenn meine Kinder da sind, ich hab doch einen Platz. Und durch des habens mir das als Küche gemacht. Weil meine Möbel — wenns auch alte Möbel sind. Wissens schon, so leicht hat man sich früher auch nix anschafft.

Und da haben Sie eine Ölheizung?

Ja, alle zweiten, dritten Tag hol ich ein Öl. Aber ich hab keinen Ofen herinnen gehabt, gar nichts.

Und das warme Wasser da?

Das hab ich mir alles selber gerichtet.

Und wenn das abgerissen würde?

Ach, das wäre ja alles kaputt, das wäre ja ein Schaden. Und ich find das ja auch nicht richtig. Warum sollen die alten Wohnungen ... er hätte doch bloß bissel was richten lassen brauchen. Schauens, da ist er hergangen und hat vor 14 Tagen ... plötzlich hat er den Speicher leerräumen lassen. Ich hab mir sofort gedacht, da stimmt was nicht. Da hat er selber mitgeholfen mit dem Hausmeister drüben und hat den Speicher leergeräumt. Und ich hab mir gedacht, irgendwas stimmt da nicht, weil er solange herinnen war. Ich hab auch mal mit ihm gesprochen. Im Speicher schaut es entsetzlich aus. Was alles droben ist. Die Leute ziehen alle aus und dann habens alles in den Speicher hinauf.

Also, Sie haben das nur in der Zeitung gelesen, daß da was laufen soll?

Ja, in der Zeitung. Ich selber bin nie gefragt worden. Ganz stillschweigend ist das gangen. Ich hab mir das ausgeschnitten (Zeitungsmeldung), weil ichs meinem Enkelkind geben hab, ich habns denen gezeigt.

Jetzt gehen wir noch weiter. Möglich ist, daß der BA eine Unterschriftenammlung macht.

Ja, das wäre richtig.

Also, raus möchte keiner?

Keiner möchte raus. Waren Sie schon bei mehrere herin?

Ja, im Parterre, jetzt gehen wir noch weiter.

Ja, da oben wohnt der, der Herr H. Der ist ja auch schwer geladen auf ihn, weil er ihn bloß für die Miete braucht.

Wie heißt der Hausherr?

Eichmüller.

Was macht der?

Ja, der geht irgendwo in ein Geschäft. Der hat ja draußen einen wunderbaren Bungalow, wo er wohnt. Sehr schöns Haus. Das weiß ich, weil wir draußen waren, wo ich mich vorgestellt hab, ob ich die Wohnung krieg. Weil ich hab in der Kaulbachstraße zuerst gewohnt. Und da ist es genauso gewesen, wie es jetzt wäre. Obwohl, da hab ich drinnen gwohnt 35 Jahre.

Sind Sie auch ausgebombt worden?

Nein. Das Vorderhaus. Wir haben im Rückgebäude gewohnt. Da hab ich 35 Jahre gewohnt. Und da haben wir schnell raus müssen, weil das Haus war abbruchreif. Also, das war's. Die haben nachgeholfen, das hätte ich beschwören können. Weil ich oben im dritten Stock gewohnt hab und die sind rauf.

Und die haben das Haus verkommen lassen?

Absichtlich ... und der Hausmeister hat da noch hinarbeiten müssen, daß ein richtiges Loch reinkommen ist, und da hats natürlich runtergeregnet zu denen Leuten. Es ist unwahrscheinlich! Und ich habgsagt zu meiner Enkelin, hab ich ihrs gsagt, hab ich wieder des Pech, jetzt schau mal, jetzt lies mal das. Oma, hats gsagt, reg dich bloß nicht auf. Ich kann mich da furchtbar aufregen über des. Wenn ich da dran denk, jetzt bist so alt und mußt noch wieder raus, und wo sollst auch hin, net? Kinder sagen, ja Oma, wir können dir nicht helfen — also, wir müssen dir halt dann eine Wohnung suchen, das geht nicht, in ein Altersheim branchst nicht rein. Aber trotzdem. Das ist so schwer. Weil man sagt, das ganze Leben hat sowieso bloß einen Kampf ghabt, bis alles so weit war und jetzt, weils ein bissel ruhiger war und du ein bissel was hättst, werst wieder nausgeschmissen. Nur, weil sich der des einbildt. Das ist reine Profitgier. Das ist ein solch geiziger Mensch. Glaubens, vor ein paar Jahren, da waren ein paar junge Leut herin gwohnt, die haben gsagt, der arbeitet bloß auf das hin, der richtet gar nix her, der möchte nur auf das hinarbeiten, daß das Haus verfällt. Und daß er dann wieder aufbauen und recht viel verlangen kann. Der ist so geizig, sagts, der Mann, das ist wahnsinnig.

Zwei Briefe — SPD und ein Sozialdemokrat

An

Herrn Dr. J. P. Stössel
8084 Inning/Ammertsee
Färberweg 8

8084 Inning, den 16. 8. 1975

Betreff: Ihre Mitarbeit bei der „Deutschen Volkszeitung“ — „Wochenzeitung für demokratischen Fortschritt“

Sehr geehrter Herr Stössel!

Auf Hinweis aus der Mitgliedschaft des SPD-Ortsvereins Inning hat sich der Vorstand einige Zeit mit der „Deutschen Volkszeitung“ beschäftigt. Dieses Thema stand auch bei der letzten Vorstandssitzung am 14. 8. 75 zur Debatte. Nach eingehender Lektüre mehrerer Nummern der „Deutschen Volkszeitung“, bei der Sie mitarbeiten, ist der Vorstand zu der Auffassung gelangt, daß es sich bei der DVZ um ein Blatt eindeutig kommunistischer Richtung handelt. Die dort vertretenen Ansichten gleichen in Wortlaut und Tendenz den Veröffentlichungen moskautreuer Parteien, d. h. der ehemaligen — jetzt in der BRD verbotenen — KPD, der heutigen DKP, der SED und SEW. Einige der von der DVZ gegen die deutsche Sozialdemokratie gerichteten Anwürfe könnte man als „klassisch“ bezeichnen. Sie stammen nämlich aus einem rhetorischen Arsenal, aus dem sich Kommunisten seit Spartakus/KP 1918/19, über die Thälmannzeit bis in die Zeiten nach 1945 bedient haben (Arbeiterverrat, Verrat der „fortschrittlichen“ Kräfte und der Interessen des „Volkes“ etc.). Die kommunistische Linie der DVZ wird u. a. deutlich

1. in den außenpolitischen Artikeln, z. B. über Portugal oder Indien, vor allem was die Rolle des portugiesischen Sozialistenführers Soares und Willy Brandts betrifft. Ausländische Sozialistenführer, die sich mit Unterstützung deutscher und europäischer Sozialdemokraten für die Einführung bzw. Erhaltung bürgerlicher Rechte und Freiheiten, für Parteienpluralismus und Parlamentarismus einsetzen — Verfassungsgebote *unseres* Staates —, werden in der DVZ angeprangert als Handlanger der „Reaktion“ und der Faschisten. Hier schlägt man den Sack und meint doch wohl den Esel!

2. in den Angriffen auf (historische) Führer der Sozialdemokratie, die uns ein gültiges Vermächtnis hinterlassen haben, sowie auf deren heutige Mandatsträger. Sozialdemokraten erscheinen als Kreaturen des Monopolkapitalismus und Verschwörer gegen die „Interessen des Volkes“.

3. in der Darstellung der Bundesrepublik Deutschland. Sie wird einseitig und verzerrt gezeichnet als Hort ausbeuterischer Monopolkapitalisten und als Bastion der Faschisten, in der die „wahren Demokraten“ durch Meinungsterror und Berufsverbot verfolgt und zur Strecke gebracht werden.

Wir verweisen auch auf Ihren jüngst in der DVZ erschienenen Artikel (DVZ Nr. 32 vom 7. 8. 75 / Krankenkassen: Neuordnung der Krankenversorgung), der STAMOKAP-Sentenzen enthält.

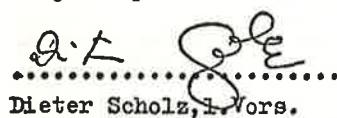
Wie Ihnen bekannt sein dürfte, sind die STAMOKAP-Thesen vom SPD-Bundesvorstand wie vom Bundesvorstand der AG JUSO zurückgewiesen wor-

den als parteispalterisch und nicht vereinbar mit der parteioffiziösen Linie der deutschen Sozialdemokratie. Die DVZ befindet sich nach Meinung des Vorstandes nicht mehr auf dem Boden unseres liberalen Rechts- und Verfassungsstaates. Diesen Staat haben Sozialdemokraten mitaufgebaut. Sozialdemokratische Parteiführer und Parlamentarier haben heute ihre Not, seine Geschicklichkeit gegen vielfältige Widerstände zu lenken. Diesen Staat aktiv zu verteidigen und in ihrem Sinne zu verbessern, sind Sozialdemokraten aufgerufen. Für Genossen der SPD sollte es selbstverständlich sein, bei aller notwendigen innerparteilichen Kritik und Selbstkritik, sozialdemokratischen Politikern nach außen Solidarität zu erweisen. Die in der DVZ vertretenen Ansichten sind in manchem mit diesen Verpflichtungen nicht vereinbar, sie laufen dem Godesberger Programm und den Thesen des derzeitig diskutierten Orientierungsrahmens '85 zuwider.

Dem Vorstand drängt sich die Vermutung auf, daß Sie dies alles billigend in Kauf nehmen oder durch Ihre aktive Unterstützung mittragen, zumal Ihr Name im Mitarbeiter-Impressum der DVZ aufgeführt ist.

Um einem möglichen Vorwurf von vornehmerein zu begegnen: Der Vorstand glaubt nicht, sich hier in Gesinnungsschnüffelei und Kommunistenfresserei zu ergehen. Jeder soll seine Meinung offen vertreten. Doch möge man dabei Flagge zeigen und deutlich machen, in welchem Lager man eigentlich steht. Was die Mitgliedschaft in einer Partei betrifft, sollte man ehrlich und von sich aus die Konsequenzen ziehen.

Der Vorstand bittet Sie, bevor diese Angelegenheit in der Mitgliederversammlung zur Sprache kommt, um ein klärendes Gespräch in kleinerem Rahmen . . .


Dieter Scholz, 1. Vors.


Christoph Weisensee, 2. Vors.

Vorstand des SPD-Ortsvereins
z. Hd. Dieter Scholz
8084 Inning
Landsbergerstr. 24

4. 9. 75

Sehr geehrter Herr Scholz,
verzeihen Sie, daß ich erst heute auf den Brief des Vorstandes vom 16. 8. antworte. Ich brauchte einige Zeit, um ihn zu „verdauen“. Natürlich freue ich mich, daß es unter den Mitgliedern des SPD-Ortsvereins Inning einen — oder gar mehrere? — Leser der „Deutschen Volkszeitung“ gibt. Und es freut mich auch, daß sich der Vorstand mit dieser „Wochenzeitung für demokratischen Fortschritt“ beschäftigt hat. Weniger freue ich mich allerdings, daß der Vorstand „nach eingehender Lektüre mehrerer Nummern der Deutschen Volkszeitung . . . zu der Auffassung gelangt“ ist, daß das SPD-Mitglied Jürgen-Peter Stössel seine Meinung nicht in der DVZ veröffentlichen darf. Das war doch wohl des langen Schreibens kurzer Sinn, nicht wahr?

Ach nein, so haben Sie es sicherlich nicht gemeint. „Jeder soll seine Meinung offen vertreten.“ Denn natürlich gilt das Grundgesetz auch für Mitglieder des Ortsvereins Inning. „Doch möge man dabei Flagge zeigen und deutlich machen, in welchem Lager man eigentlich steht.“ Ja, liebe Genossen, was habe ich denn anderes getan? Habe ich nicht seit Jahren, wann immer sich Gelegenheit dazu bot, in Diskussionen, in zahlreichen Artikeln, Rundfunksendungen und nicht zuletzt in meinen Büchern immer wieder deutlich gemacht, daß ich, um es auf einen Nenner zu bringen, nicht auf der Seite der Unternehmer stehe, sondern auf der Seite derer, die wie ich ihre Arbeitskraft verkaufen müssen, um leben zu können? Und weil ich auf dieser Seite stehe, bin ich dafür, daß die Mehrheit in diesem Land mehr zu sagen hat als bisher. Und weil ich meine, daß die Mehrheit nicht länger von einer Minderheit zum Schweigen verurteilt werden darf, sage ich es, so oft und so deutlich wie möglich. Dazu ist mir jedes Mittel recht. Das heißt: Ich benutze jede sich bietende Gelegenheit, um meine Meinung frei zu äußern. Die DVZ bietet mir diese Gelegenheit, der „Bayernkurier“ nicht. Das würde mich auch stutzig machen: Wenn Herr Strauß mir anbieten würde, in seiner Hauspostille meine Meinung zu sagen, zum Beispiel zur Mitbestimmung. Denn dann könnte mit meiner Meinung irgendetwas nicht stimmen, meinen Sie nicht auch? Würde mir dagegen der „Vorwärts“ Gelegenheit bieten, einen Artikel zu veröffentlichen, würde ich das selbstverständlich tun. Wenn das bisher noch nicht geschehen ist, so liegt das kaum daran, daß mit meiner Meinung etwas nicht stimmt, das heißt: daß sie nicht übereinstimmt mit den Interessen der Seite, auf der ich stehe. Denn ich habe ja auch in „Die Neue Gesellschaft“ meine Meinung sagen können. Im übrigen habe ich das auch in zahlreichen anderen Zeitungen und Zeitschriften getan, mit deren Linie ich durchaus nicht immer übereinstimme. Und schließlich ist auch mein letztes Buch in einem Verlag erschienen, dessen Programm etliche Titel enthält, mit denen ich keineswegs einverstanden bin. Da gibt es zum Beispiel ein Buch von Herrn Biedenkopf — Sie wissen doch: der CDU-Generalsekretär —, aber dann hätte ja Herr Vogel — Sie wissen doch: der SPD-Minister — auch kein Buch in diesem Verlag herausbringen dürfen. Weil sich dann die Vermutung aufdrängt, daß er die Ansichten des politischen Gegners „billigend in Kauf“ nimmt oder durch seine „aktive Unterstützung“ mitträgt, zumal sein Name im Mitarbeiterverzeichnis des Piper Verlages aufgeführt ist.

Ich hoffe, ich habe Ihnen deutlich machen können, warum ich den Brief des Vorstandes nicht gerade als Ausdruck demokratischer Gesinnung betrachte. Die Argumentation erinnert fatal an das Schreiben, mit dem mein früherer Chef die fristlose Kündigung mitteilte: Weil ich in einem Buch meine Meinung geschrieben und dabei, wie Sie fordern, „Flagge gezeigt“ habe.

Wenn Sie nach wie vor glauben, daß sich in einem „Gespräch in kleinerem Rahmen“ etwas klären läßt, was nicht durch meine jedem Mitglied des SPD-Ortsvereins zugänglichen Publikationen ohnehin schon klar ist, bin ich dazu bereit.

Mit freundlichen Grüßen
gez. Jürgen-Peter Stössel

SPD: Linker Flügel ratlos!

Wir bedauern außerordentlich, den Verfasser dieses Artikels nicht mit Namen nennen zu können. Es handelt sich um ein SPD-Mitglied (die Red.)

Die SPD liebt die Allegorien. Jahrelang war es der Genosse Trend, den man lebhaft begrüßte, wenn es wieder einmal eine Zunahme der Wählerstimmen gab. Bis es die SPD dann geschafft hat. Erst in der großen Koalition, seit 1969 als führende Regierungspartei. Genosse Trend hatte gesiegt. Seit einigen Jahren, sicher seit dem Rücktritt Willy Brandts, gibt es nun einen neuen allegorischen Genossen, den Genosse Frust. Er verdirt den Sozialdemokraten die Freude an der SPD, lähmmt den Elan, bewirkt Resignation. Freilich fällt an diesem Genossen auf, daß er vom Parteivorstand, wenn nicht gar von der Friedrich-Ebert-Stiftung engagiert sein könnte. Denn er findet sich vor allem bei linken Sozialdemokraten, überzieht deren Begeisterung mit Mehltau; Marxisten in der SPD, Sozialdemokraten, die ihre politischen Vorstellungen durch eine gründliche Gesellschaftsanalyse untermauern, werden von ihm leicht angesteckt. Und wo dies nicht rasch erfolgt, da helfen disziplinarische Mittel nach. Parteiordnungsverfahren wirken auch auf die frustrierend, die nicht direkt betroffen sind.

Was ist mit dem linken Flügel der SPD passiert? Es gab doch vor kurzem hier noch so große Hoffnung. Es ist noch nicht lange her, daß mit einem jugendlichen Ungezüm diskutiert, beschlossen und gefordert wurde. Jungsozialisten und ihre Freunde gewannen die sogenannten Basiswahlen, beherrschten Ortsvereine, ließen glauben und glaubten selbst, daß in der Regierungspartei der Marxismus grasiert. Das Rot flatterte heftig wider das Orange. Nicht nur die bürgerlichen Journalisten mußten sich kräftig bemühen, aus Jusos einen Bürgerschreck zu machen, auch manche Herren in den Büros des Kapitals empfanden ein ziemlich tiefes Unbehagen. Hier gab es plötzlich Leute, die unter demokratischem Sozialismus nicht mehr leicht reformierten Kapitalismus verstanden, sondern Liquidierung des Kapitalismus.

Die Linken waren nach harten, brutalen Kämpfen mit ihren Gegnern im Vormarsch. Es gab Unterbezirke und Bezirke, die man als progressiv bezeichnen konnte: München, Hessen-Süd, das westliche Westfalen. Schließlich kämpften hier nicht nur Jusos; ihr Eifer verband sich mit der Aktivität alter Genossen, die noch ihre Ideale aus der Zeit vor Godesberg hatten, mit dem Einsatz von Antifaschisten, die noch wußten, was das heißt „Arbeiterfront“; sie glaubten plötzlich wieder den Geist zu spüren, der sozialistisch gewesen war.

Während die SPD-Führung in Bund und Ländern entsprechend dem — von ihr zumindest mitbeschlossenen — sogenannten Radikalenerlaß Demokraten aus dem öffentlichen Dienst verdrängte, protestierte die junge SPD gegen Berufsverbote; sie hatte erkannt, daß hier die Demokratie, die Substanz des Grundgesetzes auf dem Spiel steht. Während die SPD in der sozialliberalen Koalition sich dem „Sachzwang“ unterordnete, mit anderen Worten, den monopolkapitalistischen Kräften nachgab, versuchten die Linken zumindest darzustellen, warum das so ist, begannen zu diskutieren, wie man hier Abhilfe schaffen kann.

SPD: Linker Flügel — ratlos!

Natürlich war die sogenannte SPD-Linke von Anfang an kein monolithischer Block. Zu ihr gehörten Leute, die nur so gerade noch die smarte Wirtschaftspolitik der Regierung bekämpften und die im Grunde nicht viel mehr wollten als eine Besserstellung der Arbeitnehmer, paritätische Mitbestimmung, Humanisierung der Arbeitswelt und ein Stück höheren Lohn für jene, welche die Arbeit machen. (Gerechte Forderungen übrigens, die ernst genommen ernste Konsequenzen haben.) Man rechnete auch Leute dazu, die nichts anderes waren als radikale Liberale, die z. B. in der Auseinandersetzung um Berufsverbote die Ansicht vertraten, man müsse sich mit kommunistischen Lehrern offen, sachlich auseinandersetzen, dürfe nicht zum obrigkeitstaatlichen Druck greifen. Und es fanden sich dann auch in der SPD konsequente Marxisten, denen ein langer Marsch durch die Institutionen als das beste Mittel erschien, den Kapitalismus zu überwinden. Sie hatten in aller Entschiedenheit den ‚systemerhaltenden Reformen‘ den Kampf angesagt und postulierten die ‚systemüberwindenden‘.

Und hier hat Genosse Frust gewütet. In den linken Ortsvereinen schleppt sich das Parteileben so langsam dahin, man fühlt sich desorientiert; die noch vor Jahren und Monaten einsatzbereiten linken Parteigänger sind müde, fragen nach dem Sinn, haben das Gefühl, Zeit zu vergeuden. Solange Willy Brandt Bundeskanzler war, hat die Regierung sie enttäuscht; seit es Helmut Schmidt ist, gibt es keine Hoffnung mehr, die Schmidt enttäuschen könnte. Die Reaktionen wirken deprimiert, wozu noch Anträge stellen, es ist ohnehin schon alles ausgemacht. Einige, zumal Studenten und Jungakademiker, flüchten in den intellektuellen Elfenbeinturm; da sitzen sie und lesen Marx, wie man den Marx nicht lesen sollte, diskutieren über die Nebensätze des ‚Kapital‘; das ist sublim und reizvoll.

Die rechte Parteführung kann zufrieden sein, es steht immer weniger über die Linken in den Zeitungen. Und was darin steht, sieht nach Rückzugsgefecht aus. Das Wort haben jetzt wieder die „Macher“, die unter geschickter Ausnutzung der Tatsache, daß Helmut Schmidt auf Frauen attraktiver wirkt als Helmut Kohl, und Strauß doch noch ein schlimmerer Vogel ist als Hans Jochen Vogel, den Wahlkampf mit entsprechendem Raffinement inszenieren. Es gibt Erinnerungen, hin und wieder wird sogar der Bundesvorstand der Jusos radikal, hin und wieder gibt es verzweifelt aufmüpfiges Verhalten an der Basis, und im Raum steht auch das „rote“ Schlagwort Investitionskontrolle — zumindest stand es dort bis zum Mannheimer Bundesparteitag der SPD.

Daß es zu dieser Entwicklung kam, zu dieser Liquidierung einer Hoffnung, hat die verschiedensten Gründe. Zuerst einmal war da die klare Reaktion der SPD-Führung und der von ihr manipulierten rechten Sozialdemokratie. Der Parteivorstand, die Leute um Herbert Wehner, die Planer in den Bezirksvorständen erkannten rasch, was geschehen war. Es gab unterschiedliche Erklärungen. Für die ganz Rechten war der Einbruch der Linken ein religiöses Erlebnis. Die Pforten der Hölle, d. h. der Sozialismus, bedrohen den Felsen Petri, d. h. die bewährte sozialdemokratische Politik. Hier helfen nur Glaubenskriege und Teufelsaustreibungen. Die etwas mehr Mittleren, Gütigeren gingen in sich. War man nicht selbst schuld? Man wollte doch Volkspartei werden, hatte nicht zu-

letzt durch das Engagement der Intellektuellen in der Sozialdemokratischen Wählerinitiative neue, bürgerliche Schichten anzusprechen versucht.

Und nun befanden sich unter diesen Neuen Linken so viel Bürgerkinder, die wahrscheinlich durch die APO in ihrem Bewußtsein Positionen erreicht hatten, die sich sehr von dem unterschieden, was man von ihrem Papa erhofft hatte. Anstelle einer Öffnung nach rechts sollte man jetzt einen Angriff von links erfahren. Daß sie Bürgerkinder waren, ließ sich gegen sie verwenden, aber die Rechnung ging nicht ganz auf. So vieles, was diese Genossen ansprachen, stimmte; die Nöte in den Großstädten waren vorhanden, und es ließ sich eigentlich kaum leugnen, daß die Widersprüche des Systems hier recht anschaulich in Erscheinung traten.

Aber wie immer man es erklärte, man konnte es sich nicht gefallen lassen. Im Ernst, von ihrem Standpunkt aus hatte die SPD-Führung so Unrecht nicht. Die großen Monopolparteien der BRD vertragen viele unterschiedliche Standpunkte in ihren Reihen. Sie stellen im Grunde nichts anderes dar als die Koalition der verschiedensten Interessen. Die Zerstrittenheit der CDU/CSU macht dies deutlich. Aber die SPD erlebte etwas völlig anderes. Hier stand jetzt nicht mehr Kapitalinteresse gegen Kapitalinteresse; hier drohte ein Stück Klassenkampf. Und in dieser Situation gibt es nur die Gemeinsamkeit der Antisozialisten. Einem rechten Sozialdemokraten muß der CDU-Mann als Freund erscheinen, verglichen mit diesen Linken.

Hier war keine Toleranz geboten, nicht einmal eine repressive Toleranz, sondern direkte Repressionen, die sich steigerten. Während die Linken an der Demokratie von unten herumbastelten, wurden ihre Intentionen von oben abgeblockt. Die Anträge wurden verwässert. Was im Ortsverein noch klassenkämpferisch scharf klang, tönte im Unterbezirk gemäßigt aggressiv, im Bezirk gemäßigt, auf dem Bundesparteitag tönte es nur noch. Die SPD in der Regierung ergriff mit Wonne die Hand des Koalitionspartners FDP und berief sich auf das (im Kapitalismus zugunsten des Kapitalismus) Machbare. Das mußte den Eifer der Basis auf die Dauer zermürben. Wenn die Linken nicht nachgaben, dann machte man es modisch: Jetzt kommen die schon wieder mit ihrer Bankenverstaatlichung, mit ihren Berufsverbeten, kapieren sie denn nicht, daß solche Themen passé sind. Natürlich, wir waren auch mal jung, aber jetzt langt es. Die Langeweile steigerte sich zur Verärgerung. Wer dann noch nicht verunsichert war, erfuhr den Ärger der Oberen. Und wer seine höheren Funktionäre konstant in Ärger versetzt, schädigt schließlich die Partei.

Diesen Manipulationen wäre mit Solidarität zu begegnen gewesen. Doch nicht nur Anträge verändern sich in der Parteihierarchie, auch Menschen. Nehmen wir die bösartige Form des Opportunismus an: Genosse A. tritt bei Jusos und in linken Parteigliederungen auf und weiß sich vor Entrüstung über Arbeitsbedingungen, die Umweltverschmutzung der Industrie, die Monopolisierung der Medien kaum zu fassen. Er entwickelt eine Rhetorik, so daß er von den begeisterten Genossen gleich als Mitglied eines höheren Vorstands, vielleicht auch als Landtags- oder Bundestagskandidat nominiert wird. Vor der entscheidenden Wahl wird alles, was links ist, mobilisiert, herbeigeschleppt; die braven Genossen müssen sich von den Rechten beschimpfen lassen, aber es gelingt gerade

noch. Genosse A. hat sich durchgesetzt, und jetzt sitzt er mit den Rechten und der Mitte (den weichen und geschickten Rechten also) an einem Tisch. Er hat es geschafft, er liebt seine Position und gewinnt langsam die Überzeugung, daß die freie Bahn der Parteikarriere dem Tüchtigen, nämlich ihm, offen steht. Also, was soll es? Nicht daß seine Rede damals gegen die Berufsverbote nicht sehr gut war ... Aber wie bitte, was machen die Genossen da unten an der Basis? Aktionseinheit innerhalb einer Bürgerinitiative mit einem Kommunisten? Das muß Genosse A. selber in die Hand nehmen. Wieder redet er im Ortsverein, und seine Rhetorik ist immer noch blendend. Von seinen 76 Anhängern sagen 26, daß er wohl recht haben muß; sie haben sich bei der Wahl doch nicht geirrt, und Aktionseinheit mit Kommunisten geht zu weit. Zehn beugen sich der Klugheit und halten alles für Taktik. Von den 40 anderen kommen 20 im Lauf des nächsten Jahres nicht mehr. Die anderen erwägen, für die nächste Wahl einen Gegenkandidaten aufzustellen. Bei der Wiederwahl kommt dann auch der Gegenkandidat, allerdings von ganz rechts. Genosse A. weiß jetzt, daß man zusammenhalten, d. h. zu ihm halten muß. Und er schafft es, die Parteiführung hat bei einigen Leuten aus der Mitte für ihn gesprochen. Ein paar Jusos wissen nachher nicht mehr so recht, wohin. Sie fragen sich, ob Genosse A. vielleicht von Anfang an nur an die Karriere dachte.

Die gutartige, nicht minder traurige Variante sieht so aus: Genosse B. hat sich angestrengt und ist Abgeordneter im Bundestag. Dort hat er freilich nichts zu sagen. Hier wird ein Spiel gespielt, dessen Regeln man erst nach Jahren durchschaut. Er muß sich irgendwie in ein Gebiet einarbeiten, sitzt im Ausschuß. Herbert Wehner denkt gar nicht daran, ihn auch nur in einem Wutanfall zu beachten. Einmal machte Willy Brandt einen Scherz. Natürlich paßt das alles dem Genossen B. nicht, natürlich fragt ihn die Basis, warum er wie abstimmte. Er weiß es nicht. Wenn er es in Bonn erzählen würde, dann wäre er — nein kein Feind der Fraktion, er wäre der Narr. Im „Leverkusener Kreis“, wo sich die linken Abgeordneten vereinigten, würde man ihn beiseite nehmen und ihm beibringen, wie man sich „politisch“ verhält. Was soll er machen? Alles hinschmeißen?

Gut, aber was kommt dann? Er hat zwar einen Beruf, aber den hat er sechs Jahre vernachlässigt, um seine Position in der Partei aufzubauen. Um den Wahlkampf zu führen, hat er Schulden gemacht. Nach allen Abzügen und Unkosten reichten die Diäten bisher nicht aus, um die Schulden zu begleichen. Er redet zu den Genossen im Wahlkreis und verteidigt die Politik der Bundesregierung. Sie sei doch brav und ordentlich. Langsam macht ihn der Radikalismus wütend; sagen die doch, daß an allem irgendein System schuld sei.

Opportunismus, aalglattes Spiel mit den idealistischen Emotionen und eine Mischung von Resignation und Lebenslüge scheinen das Bild des arrivierten Linken zu bestimmen. Auf jeden Fall wird Anpassung erreicht. Manche nehmen sie schon vorweg, würzen die Sache lediglich hin und wieder mit einem unschädlichen, aber energischen Verbalradikalismus.

Aber wir wollen jetzt nicht vom Bundesvorstand der Jungsozialisten reden, sondern von der Basis. Also von den Sozialdemokraten, die es zu keiner Parteikarriere brachten oder bringen wollten. Da gibt es zum Beispiel den Typ: net-

ter, junger Mann. Er trat als Student der Partei bei, nachdem er sich bei der APO herumgetrieben hatte. Waren das schöne Jugendträume. Die Erinnerung bleibt, wie man damals herumtelefonierte, intrigierte, wie man das Papier zur Kommunalpolitik gegen die Rechten durchsetzte. Dann fiel der um und der. Der junge Mann macht das Examen und entdeckt den Pragmatismus; er wird ein liebenswürdiger Gesprächspartner, kann an Parteiveranstaltungen aus Berufsgründen nicht mehr teilnehmen. Aber einmal will er noch die alten Kampfgefährten einladen. Die Party wird verschoben, und plötzlich sind sie weg, die alten Kampfgefährten, einer ist höherer Beamter in Bonn.

Dann gibt es einen zweiten Typ: Arbeiter. Man hat ihn in seinem Ortsverein immer geschätzt, weil er ein Linker war; er kam zu den Jusos, und sie erklärten ihm vieles. Er versuchte, die Ideen zu verstehen und mit seinen Erfahrungen am Arbeitsplatz zu vergleichen. Manches ist ihm aufgegangen. Und plötzlich hat er gemerkt, daß dies irgendwie sinnlos zu sein scheint, daß die oben es ander machen und daß ein Zusammenhalten hier unten auch schwer ist. Er zieht sich nicht zurück. Einer muß ja kassieren, und die Partei ist halt jetzt ein Stück von seinem Leben. Im Betrieb will er sich auch nicht auslachen lassen. So radelt er herum, verteilt Marken, steht alles durch. Er spürt dumpfe Verdrossenheit und wird sein Leben lang an etwas nagen, was ein Stück sozialistischer Hoffnung war.

Der dritte Typ verliert sich in Konflikten. Seine Klagen über diesen oder jenen Funktionär fangen langsam an, hysterisch zu werden. Er sieht keine politische Landschaft mehr, sondern nur ein Leid, das man ihm angetan hat. Fahrige Ressentiments verbinden sich mit Marx-Zitaten. Er muß jetzt nur noch ein paar karrieresüchtige Pseudolineke in seiner Umgebung haben, die gar nicht darüber nachdenken wollen, warum er so ist. Die psychischen Schwierigkeiten werden zu groß, selbst Mao, dem er sich neuerdings zuwendet, hilft da nichts. Er tappt in irgendeine Falle, und das Parteiausschlußverfahren ist sogar formal in Ordnung. Zurück bleibt ein radikaler Mensch, politisch ausgeflippt.

Ein Wort zu den Parteiordnungsverfahren und Parteiausschlüssen. Die Methode ist undurchsichtig. Es gibt Sozialdemokraten, die im Grunde nicht viel mehr taten, als eine Resolution zu unterschreiben, die dem Bundesvorstand nicht paßt. Gegen sie wird disziplinarisch verhandelt. Anderswo werden linke Sozialdemokraten, die viel ernstere Konsequenzen ziehen, verschont. Vielleicht ist es die Absicht der SPD, hier gar keine Methode zu haben, um damit zu verunsichern; vielleicht sind es verschiedene taktische Überlegungen.

Wenn übrigens die Angst vor dem Parteiordnungsverfahren nicht hilft, dann gibt es auch noch die außerparteiliche Waffe der Berufsverbote, die sich auch in SPD-regierten Ländern gegen „systemfeindliche“ Sozialdemokraten richten kann. Selbst wenn das Berufsverbot rückgängig gemacht wird, man kann sich darauf verlassen, daß irgend etwas an dem Betroffenen hängen bleibt, daß andere abgeschreckt werden. Vor allem aber wird erreicht, daß der Betroffene und seine Freunde sich hüten, darüber nachzudenken, ob sie vielleicht in einer anderen Partei besser aufgehoben wären.

Angesichts einer solchen Situation mag es roh erscheinen, die linke Sozialdemokratie auf eigene Fehler aufmerksam zu machen. Aber ich halte es trotz allem

für notwendig, denn die Strategie der Führung hat die Fehler sehr wohl eingeplant und gegen die Linke ausgespielt.

Das wäre einmal die Lust am Theoretisieren. Die Masse von Strategie-Papieren, von Diskussionsgrundlagen, von Problemen der primären Akkumulation haben auf Mitbürger, die sich hier nicht auskennen, einen abschreckenden Effekt. Journalisten und rechte Intellektuelle können das aufgreifen und die Jusos als roten Buhmann hinstellen, der sich in unverständlichen Terminologien ausdrückt und deswegen sehr Böses plant. Dann gibt es auch noch die Variante für die Gebildeteren: danach ist der Juso schlicht lächerlich, fordert zur Parodie heraus. Bei aller Sympathie würde auch ich keinem Liebhaber der deutschen Sprache jedes Papier der Jusos vorlegen, um ihn damit zu gewinnen.

Dann hat sich die linke SPD mitunter mit putschistischen Wahlsiegen in Delegiertenversammlungen zufrieden gegeben. Sie hat sich viel zu wenig um die Arbeiterschaft bemüht. Es gibt linke Sozialdemokraten, die Arbeiter sind, aber es sind nicht viele. Der Zusammenhalt zwischen den linken Kräften in der Gewerkschaft und denen innerhalb der SPD ist zu gering. Dadurch wirkt die linke SPD einseitig als Erbin eines Teils der Studentenunruhen — das Engagement für die Arbeiterklasse wirkt dann fragwürdig, obwohl es vorhanden ist.

Schädlich war auch der Streit innerhalb der Linken. Daß das Bündnis zwischen konsequenten Reformern und Marxisten zu Spannungen führt, ist dabei nicht einmal das Schlimmste, obwohl es die rechte Mitte sehr gut ausnützt, um die überzeugten Sozialisten abzudrängen. Schlimmer war der Streit zwischen Durchschnittsmarxisten, Nicht-Revisionisten und den Stamokap-Anhängern (Jungsozialisten, die eine Variante der Lehre vom staatsmonopolistischen Kapitalismus als Grundlage ihrer Arbeit verwendeten). Die gegenseitigen öffentlichen Zerfleischungen dieser Gruppen auf Juso-Kongressen hat nicht gerade zum Erfolg der Linken beigetragen.

Wobei allerdings dieser letzte Fehler stärker als die anderen von der Situation innerhalb der Partei bestimmt wurde. Wer sich nach rechts begeben wollte, mußte sich von einer Position unterscheiden, sich absetzen. Am besten setzt man sich von der Stamokap-Theorie ab, denn eine solche Lehre sollen ja — dem Vernehmen nach — auch die Kommunisten, die DKP vertreten.

Um damit zum größten, zum Hauptfehler zu kommen, der allerdings bei den Opportunisten eine nützliche Tugend ist, bei den ehrlichen Linken aber eine gefährliche Dummheit. Ich meine den Antikommunismus, der auch hier grassiert. Leider glauben auch die Marxisten in der SPD, daß sie ihren Standpunkt dadurch rechtfertigen müssen, daß sie sich vom Kommunismus konstant distanzieren. Wenn es nicht anders geht, dann versuchen sie es auf die linke Tour: die DKP ist dann nicht radikal genug. Teils haben sie Angst, teils haben sie das Gift der antikommunistischen Erziehung nicht aus ihrem Kopf herausbekommen, merken zwar, daß es in unserer Gesellschaft so nicht weitergeht, aber schrecken doch vor der Konsequenz zurück.

Doch die Abgrenzung legitimiert den eigenen Marxismus nicht, sie desavouiert ihn. Wenn die Linken in der SPD den Sozialismus wollen, dann müssen sie sich fragen, wo lassen sich Beispiele dafür finden. Und dann müßten sie erkennen, daß das, was in der Sowjetunion, in der Deutschen Demokratischen Republik

und in anderen Staaten sich entwickelt hat, nicht einfach mit billigen Schlagwörtern abgelehnt werden kann, daß es hier Sozialismus in der Realität gibt. Wir gehen einer Zeit entgegen, in der die linke SPD zusammenschnurrt und sich aufs Überwintern einrichtet. Man könnte anfangen, z. B. über diese Frage nachzudenken. Es muß ja nicht gleich Identität sein oder die große Liebe, aber eines könnte es schon werden: Freundschaft!

Nachlese „10 Jahre kürbiskern“:

kürbiskern, als der Name 1965 erstmalig als Bezeichnung einer Zeitschrift auftauchte, fand man ihn seltsam, ein wenig exotisch für ein Druckerzeugnis, das sich ja keineswegs mit Botanik, sondern mit Literatur zu beschäftigen schien. Inzwischen freilich sind Spötter still geworden, das, was einmal exotisch hätte wirken können, hat sich als symbolträchtig und einwirksam erwiesen. *kürbiskern* macht seinem Namen alle Ehre. Er setzt heute Maßstäbe für das Niveau der marxistischen Literaturkritik in der Bundesrepublik. Autoren der BRD, die engagiert Wirklichkeit gestalten, haben beinahe sämtlich im *kürbiskern* veröffentlicht. Theoretische Überlegungen ebenso wie erste lyrische oder erzählerische Versuche, sofern sie in irgendeiner Weise literarischen Maßstäben genügten, oder aber — bei ausgewiesenen Autoren — neue kleinere Arbeiten, einige Kapitel eines größeren Werkes.

Über zehn Jahre hinweg entsteht so ein beinahe vollständiges Bild wichtiger Tendenzen bundesrepublikanischer Literaturrentwicklung, und das, obwohl die Zeitschrift längst den engen Rahmen eines vorwiegend auf Literatur orientierten Publikationsorgans gesprengt hat. Dennoch gibt es nach wie vor kein Periodikum der BRD, das neue sozialkritische Literatur so regelmäßig vorstellt, das alle wesentlichen Buchveröffentlichungen in so sachkundigen, durchdachten und doch niemals lehrhaften Kritiken bespricht, das die Autoren durch regelmäßig veröffentlichte Gespräche in ihren Überlegungen weltanschaulicher, politischer und — natürlich — literarischer Natur in vergleichbarer Weise plastisch macht. Es spricht für das Gespür der Redaktionsmannschaft, daß alle jene Autoren, deren Werke heute bundesdeutsche Gegenwart gestalten, wie Martin Walser, Günther Wallraff, Günter Herburger, Uwe Timm, Gerd Fuchs, Christian Geissler, Peter Weiss, Max von der Grün — um nur einige von denen zu nennen, die auch in der DDR durch Veröffentlichungen bekannt sind — Autoren des *kürbiskern* sind. Autoren wie Redaktion beschränken sich indes keineswegs auf fertige literarische Produkte, sie veröffentlichen auch Studien, Vorform der Literatur, und die journalistischen Genres: Reportage, Protokoll, Kritik, Kommentar, Analyse. Seit einigen Jahren werden sie miteinander in Beziehung gesetzt, so daß alle Formen geschriebener Darstellung ein kulturpolitisches Thema beleuchten: „Kinder- und Jugendliteratur“ zum Beispiel, „Kultur und Nation“, „Dokumentation und Fiktion — Wirklichkeit der Literatur“. Alle Beiträge ordnen sich fundiert und differenziert in das in der Unterzeile der Zeitschrift erläuterte Programm: Literatur, Kritik, Klassenkampf.

Ein Programm, das sich im Laufe von zehn Jahren als außerordentlich wirksam erwies. Nicht nur, weil die Auflagen stetig wuchsen, auch Exemplare älterer

Jahrgänge sind — trotz gelegentlicher Nachdrucke ganzer Zeitschriften — nicht zu haben. Das spricht nicht allein für die Zeitschrift, sondern auch für das Niveau der kulturpolitisch interessierten Leser in der Bundesrepublik. Für die nächsten zehn Jahre bleibt nur zu wünschen: Viele gute Beiträge und begeisterte Leser!

Redaktion SONNTAG

Meine Damen und Herren,

mag es auch nicht ganz in den gewohnten Rahmen dieser Sendung passen, so möchte ich doch diesmal einen Geburtstagsglückwunsch vortragen. Und zwar zum 10. Geburtstag einer bundesdeutschen Literaturzeitschrift, genauer gesagt der größten, der verbreitetsten Literaturzeitschrift der Bundesrepublik. Scheinbar ein seltsames Unterfangen — gerade aus Budapest einen solchen Jahrestag wahrzunehmen. Aber vielleicht doch nicht so befremdlich, wenn man auch gleich zugibt, daß es sich um den *kürbiskern* handelt, der vierteljährlich im Münchner Damnitz Verlag erscheint, sich offen zur DKP bekennt und von Freund und Feind als der markanteste und wichtigste Treff- und Sammelpunkt der Literatur und Ideologie der Linken in Westdeutschland anerkannt wird. Nicht nur persönliche Kontakte veranlassen mich dazu, auf diesem Wege Oskar Neumann, Friedrich Hitzer und den anderen Redakteuren, die ich dort kennengelernt habe, auch Schriftstellern und Künstlern, wie Franz Xaver Kroetz, wie Günter Herburger und Dieter Süverkrüp, deren Bekanntschaft ich durch den *kürbiskern* gemacht habe, Anerkennung und beste Wünsche für die weitere Arbeit auszudrücken.

Der *kürbiskern* ist wahrhaftig eine Institution internationalen Ranges geworden. Erich Fried schreibt zurecht in seinem Gedicht zum Jahrestag: was auf diesem „aufging in zehn Jahren, das ging in der Welt auf“. Die nette Geschichte, die uns Hitzer in der Jubiläumsnummer erzählt, von der Namensgebung, hat sich voll und ganz bewahrheitet. Jemand sagte damals: wenn es eine gute Zeitschrift würde, sei es ganz egal, wie sie heißen würde, sei es auch Kürbiskern. Und so nannte sie sich auch und wurde eine ganz hervorragende Publikation, die seitdem auch den Begriff Kürbiskern — könnte man sagen — umfunktioniert hat. Das gilt auch für das Ausland und besonders den sozialistischen Teil Europas, in dessen intellektuellen Zentren der *kürbiskern* immer höher geschätzt wird. Daß die Bundesrepublik offiziell von solcher Achtung nicht zu profitieren wünscht, versteht sich ja, leider, von selber. Aber warum eigentlich? Wie war das damals in der Weimarer Republik? Gewiß, auch damals waren den Offiziellen die links-intellektuellen Kreise in Berlin, in Hamburg, in München usw. nicht eben erwünscht. Aber wenn sie ihre Demokratie herausstellen wollten, beriefen sie sich doch auch auf diesen Teil des geistigen Lebens. Und, weiß Gott, der Weimarer Republik kann man manches vorwerfen, aber am wenigsten, daß es damals in Deutschland eine geistig rege, progressive und revolutionäre linke Intelligenz gab; die Schulden Weimars liegen — mit Verlaub gesagt — auf der anderen Seite.

Nach dem Kriege haben wir dann zwei Jahrzehnte erlebt, in denen in der Mitte Europas, zwischen Elbe und Rhein, in dieser Beziehung ein fast vollkommenes Vakuum herrschte: daß sich dies in den letzten zehn Jahren langsam verändert hat, daß in der Bundesrepublik Bücher erscheinen, Filme gedreht, Stücke vorgeführt, Lieder komponiert werden, auf die man in Paris und Moskau, in War-

schau und Rom hinhört, ist nicht zuletzt und in wachsendem Maße solchen geistigen Werkstätten zu verdanken wie dem *kürbiskern*.

Ob die Bundesrepublik — die offizielle — eine solche Aufwertung in den Augen des Auslands verdient, scheint natürlich sehr zweifelhaft: solange sie selbst nicht imstande ist, dies zu verstehen, kommt ihr das Prestige, das auch der *kürbiskern* dem westdeutschen geistigen Leben auswärts lebt, nicht zu. Im Gegenteil. Doch das ändert nichts an der freundschaftlichen Verbundenheit, die uns mit dem *kürbiskern*, seinen Redakteuren, Mitarbeitern und Lesern verbindet und denen wir für das nächste Jahrzehnt und die weiteren noch viel Erfolg wünschen.

Peter Rényi

(Kommentar in Radio Budapest vom 22. 9. 75)

Werte Freunde,
das müssen ruhige Zeiten gewesen sein, als Böll Dr. Murke zum Schweigen brachte und Grass auf Blech trommelte.

Jetzt wollen beide gemeinsam mit L 76 den *kürbiskern* knacken. Ihr habt sie wohl nervös gemacht? Wenn das keine Anerkennung Eurer Arbeit ist!

Glückauf zum zehnjährigen Bestehen

Wolfgang Werda

(Leserbrief aus Werl)

Seit zehn Jahren gibt es den „*kürbiskern*“, die Literaturzeitschrift des Münchner Damitz-Verlages. Mit einer Auflage von acht- bis zehntausend Exemplaren ist sie die größte Zeitschrift ihrer Art, und als Forum kulturpolitischer Diskussion ist sie dem von Enzensberger gegründeten „*Kursbuch*“ vergleichbar.

Während sich aber im „*Kursbuch*“ die Sprünge und Volten der Studentenbewegung und ihres Einflußbereiches spiegelten, verfolgte „*kürbiskern*“ einen stetigeren, unspektakuläreren Kurs. Die produktive Aneignung der Methoden und Ergebnisse des osteuropäischen „sozialistischen Realismus“ und die Stärkung des auch in der Bundesrepublik vorhandenen Bedürfnisses nach wirklichkeitsbezogener und engagierter Literatur bewahrte die Zeitschrift vor emphatischen Endzeitparolen à la „Die Literatur ist tot“. Hier wurde Literatur nie mals bloß als Ausfluß von Kulturredaktionen und PEN-Zentren gesehen, sondern immer auch als Ausdruck und Eigentum der lohnabhängigen Bevölkerung. Der „Werkkreis“ und die „Gruppe 61“, Autoren wie Martin Walser, Gerd Fuchs, Uwe Timm, Franz Josef Degenhardt, Christian Geissler, F. C. Delius, F. X. Kroetz, Erika Runge und viele andere sind dem „*kürbiskern*“ verbunden.

Inzwischen zeichnen als Herausgeber Walter Fritzsché, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler und Hannes Stütz. Im Herbst 1968 trennten sich Yaak Karsunke (der Erfinder des hübschen, keine Prätention enthaltenden Zeitschriftennamens) und Christian Geissler vom „*kürbiskern*“. Die Redaktionsmehrheit glaubte, auch nach der Intervention der Warschauer-Pakt-Truppen in Prag die Loyalität zur Sowjetunion nicht schmälern zu dürfen. Antisowjetismus und Antikommunismus sind für sie offenbar synonym. Kontakte und Bündnisse scheinen eher mit Linksliberalen und Sozialdemokraten möglich als mit maoistischen und trotzkistischen Gruppierungen, was freilich weniger die Schuld der vom „*kürbiskern*“ vertretenen Richtung als die der Linksektierer ist.

Die seriöse Aufmachung und der Preis (6,80 Mark pro Einzelheft) machen den „*kürbiskern*“ zu einer Intellektuellenzeitschrift; durchaus vernünftig wird also der Wert einer intellektuellen „Avantgarde“ zur Unterstützung der Arbeiterbewegung eingeschätzt. Das eben erschienene Jubiläumsheft „Produktive Erfahrungen — zehn Jahre „*kürbiskern*“ enthält eine Menge lebendiger, anregender literarischer und analytischer Beiträge. Günter Herburgers Prosastück „Opa Topas“ (auch, wie „Lina Braake“, eine längst fällige Entdeckung der alten Leute als literarische Subjekte) ist lustig und phantastisch: Realismus als Gegen teil von Langeweile. Und Franz Xaver Kroetz setzt sich ohne falsche Pietät mit den Eierschalen stalinistischer Moral in Brechts „Maßnahme“ auseinander. Der Abdruck von Ulrich Bechers Gedichtzyklen „An die Mörder“ dokumentiert die Bemühung der Redaktion um antifaschistische Autoren der älteren Generation; im vorletzten Heft galten Alfred Anderschs neuem Roman „Winterspelt“ die gründlichsten Untersuchungen, die darüber in der deutschen Publizistik überhaupt angestellt wurden. Peter Schütt im Jubiläumsheft veröffentlichtes Gedicht „Das Thomas-Mann-Interview“ benutzt leider falsche Fakten, was keineswegs im Sinne der auch von Kroetz angesprochenen sozialistischen Wahrhaftigkeit ist.

Die Verbreitung des „*kürbiskern*“ im Buchhandel bereitet gegenwärtig gewisse Schwierigkeiten. Rund die Hälfte der Hefte geht an Abonnenten, der größte Teil der anderen wird in DKP-nahen Buchläden verkauft.

H. K. J.
Frankfurter Rundschau

Liebe Kollegen, liebe Genossen,
unter der sicher großen Zahl von Gratulanten aus dem In- und Ausland zu Eurem 10jährigen Bestehen möchten wir nicht fehlen. Mit großem Interesse verfolgen wir seit jeher Eure Arbeit, weil wir glauben, daß die fortschrittliche Literatur der Bundesrepublik einen gewichtigen Beitrag dazu leisten kann, die gesellschaftlichen Verhältnisse auch in unserem Land grundlegend zugunsten des bestimmenden Einflusses der Arbeiterklasse und aller Werktätigen verändern zu helfen.

Wenn die Deutsche Kommunistische Partei auf ihrem Hamburger Parteitag feststellen konnte, daß die demokratische und sozialistische Strömung in Kunst und Literatur der Bundesrepublik stärker geworden ist, dann ist das sicher auch und nicht zuletzt Eurer kontinuierlichen, auf marxistischen Positionen beruhenden Arbeit zuzuschreiben.

Zur Zeit ist die arbeitende Bevölkerung dem unverhüllten Angriff des Großkapitals und der ihm verpflichteten Regierung auf ihre sozialen und demokratischen Rechte und Errungenschaften ausgesetzt. Reallohnabbau, die willkürliche „Frei-Setzung“ von Arbeitskräften zur Formierung einer industriellen Reservearmee von über einer Million Arbeitsloser und Kurzarbeiter, der erbitterte Kampf der Unternehmerorganisationen gegen Mitbestimmung, die weitere Aushöhlung und Pervertierung der im Grundgesetz garantierten Rechte und Freiheiten bis hin zu der schändlichen Praxis der Berufsverbote beherrschen die Auseinandersetzungen zwischen Kapital und Arbeit.

Auch und gerade in einer so zugespitzten Situation des volksfeindlichen kapitalistischen Krisenmanagements wie der jetzigen haben wir große Erwartungen

Nachlese

an die Tätigkeit fortschrittlicher Schriftsteller. Erst recht gilt das für den weiteren Weg unseres Landes in seine Zukunft, die im Interesse seiner arbeitenden Bürger nur eine sozialistische sein kann.

Mit unserem Gruß zu Eurem 10jährigen Bestehen übermitteln wir Euch, allen Mitarbeitern und Freunden Eurer Zeitschrift, deshalb zugleich die besten Wünsche zur Fortsetzung Eurer Tätigkeit auf dem begonnenen Wege.

DKP-Parteivorstand
Gerd Deumlich

Peter Schütt, Thomas Mann und der NDR

Peter Schütt bittet nachträglich um den Hinweis, daß es sich bei seinem Gedicht „Das Thomas-Mann-Interview“ (kürbiskern 4/75) tatsächlich um ein Gedicht, also um einen fiktiven Text handelt. Der Vorgang, der in dem Gedicht dargestellt wird, ist frei erfunden. Peter Schütt ist von einem NDR-Redakteur in Sachen Thomas Mann weder interviewt noch zensiert worden. Ein Beitrag von ihm zur Umfrage des NDR unter mehr als hundert deutschsprachigen Autoren, aus der die in dem Gedicht zitierte Fragestellung entnommen wurde, ist vom Sender in seiner Substanz ungetüftigt ausgestrahlt worden.

Die Redaktion kürbiskern bedauert die Mißverständnisse, die durch den Abdruck des Gedichts „Das Thomas-Mann-Interview“ von Peter Schütt entstanden sind. Wir haben diesen Beitrag nicht auf einen möglichen Vorgang hin betrachtet, sondern ihn von vornherein als fiktiven Text genommen, der sich gegen allgemein bekannte Tendenzen, keinesfalls aber gegen einen einzelnen Redakteur bei Funk oder Fernsehen richtet.

Das Konkordat und bayerische Lehrerausbildung

Laut einer Verfügung des Bayerischen Kultusministeriums vom 16. 1. 1975 soll an der Universität Regensburg ein Konkordatslehrstuhl für „Gesellschaftswissenschaft“ mit Aufgaben in der neuen Lehrerbildung zu Lasten des Faches Soziologie errichtet werden.

Bisher hatte die katholische Kirche auf Grundlage eines 1924 (!) geschlossenen „Konkordatsvertrages“ das Recht, in den theologischen Ausbildungsbereichen die Besetzung der Lehrstühle vorzunehmen. 1974 wurde der „Konkordatsvertrag“ erneuert: In den Erziehungswissenschaftlichen Fachbereichen wird ab 1977 die katholische Kirche weitere 21 Lehrstühle in Besitz nehmen. Damit wird an 7 bayerischen Hochschulen die Lehrerausbildung in Philosophie, Soziologie und Pädagogik nur noch von solchen Professoren geleitet werden, gegen deren „katholisch-kirchlichen Standpunkt“ der zuständige Bischof keine Einwände erhebt (Konkordat Art 3 § 5, Bay. Gesetz- und Verordnungsblatt 1974, S. 543). Nachdem 1968 die Bekenntnisschulen per Volksentscheid gegen den Willen der bayerischen Regierung abgeschafft wurden, versuchen nun die schwarzen Emnen in trauter Eintracht mit der CSU, künftige Lehrer frühzeitig zu indoctrinieren und bereits ausgebildete demokratische Lehrkräfte mit Berufsverbot zu belegen.

Der Ratifikation des neuen Konkordats folgte umgehend die Auszeichnung des bayrischen Kultusministers Maier und drei seiner Ministerialbeamten: Mit hohen Orden bedankte sich der Vatikan bei den „Christlich-Sozialen“ für ihr Vorgehen.

PS: An der Münchner Universität Fachbereich 01, Katholische Theologie, erhalten 28 Professoren und Assistenten einen Sachetat von 257 290,— DM — bei 250 Studenten. Im Fachbereich 15, Sozialwissenschaft, hat das Soziologische Institut mit 3 ordentlichen Professoren einen Sachetat von 56 600,— DM — bei 1100 Studenten!

PPS: Als zu Anfang des Schuljahres in einem städtischen Gymnasium in München die Klassen neu eingeteilt wurden, waren die Eltern erstaunt und manche waren empört, daß es sich bei den neuen Klassen durchweg um Konfessionsklassen handelte. Die Schulleitung erklärte dazu, das vor Jahren erfolgreiche Volksbegehren zur Abschaffung der Konfessionsschule in Bayern werde durch diese Maßnahme nicht tangiert; vielmehr sei, aus rein ökonomischen Gründen, die Schule gehalten, Religionslehrer einzusparen. Gemischte Klassen wie bisher lasse das Schulreferat der Stadt München einzig und allein unter diesem Gesichtspunkt nicht mehr durchgehen.

Religionszwang statt Kunst

Jahrgangsstufen I a — d
des Münchenkollegs

8 München 90, den 17. 10. 75
Am Staudengarten 2

Kollegiaten-Ausschuß
des Münchenkollegs

Über das
Schulreferat der
Landeshauptstadt München
vertreten durch den Leiter des
Münchenkollegs
Herrn OstDir. J. Maisch
an den Herrn
Staatsminister für Unterricht
und Kultus
8 München 2
Salvatorplatz

Betreff: *Religions- und Ethikunterricht an Kollegs*

Sehr geehrter Herr Staatsminister!

Die Kollegiaten der I. Jahrgangsstufe des Münchenkollegs — in Zusammenarbeit mit der Schülervertragung — wenden sich hiermit gegen die Einführung des Faches Religion bzw. Ethik als Pflicht- und Vorrückungsfach. Wir sprechen uns stattdessen für die Beibehaltung der musischen Fächer (Kunst und Musik) in der bisherigen Form aus.

Dies begründen wir wie folgt:

1. Das in der Bayerischen Verfassung fixierte Bildungsziel, „Ehrfurcht vor Gott und religiöser Überzeugung“, rechtfertigt zwar das Fach Religionserziehung, bietet jedoch keine Grundlage für das Fach Ethik, das nach dem Grundsatz der Gleichbehandlung eingeführt wurde.

Geistige und sittliche Reife sind bereits bei der Zulassung zur Aufnahmeprüfung vorausgesetzt worden, das heißt, religiöse und ethische Anschauungen sind weitgehend gefestigt (im Merkblatt des Münchenkollegs, das unserer Anmeldung ausschließlich zugrundelag, hieß es auch: „in Stoffauswahl und Lehrmethoden wird der Lebensreife und Berufserfahrung der Kollegiaten Rechnung getragen“). Weiter lässt sich die Durchführung des Unterrichtsfaches Religionserziehung mit dem Anspruch des Grundgesetzes auf religiöse Freiheit nicht vereinbaren.

Ein verschwindend geringer Prozentsatz entschied sich für das Fach Religionserziehung.

2. Kulturelle und musicale Bildung stellt einen wichtigen Bestandteil der allgemeinen Hochschulreife dar und ist für das Verständnis von Gegenwart und Geschichte sowie für eine umfassende Persönlichkeitsentwicklung unerlässlich.

3. Im Merkblatt des Münchenkollegs zur Anmeldung fehlte jeglicher Hinweis auf die Möglichkeit des Religions- und Ethikunterrichts. Stattdessen war ein musisches Wahlpflichtfach ausgewiesen.

4. Die EBASchOKoll trat am 1. 8. 75 in Kraft, während die Veröffentlichung erst am 2. 10. 75 erfolgte. Alle derzeitigen Kollegiaten der I. Jahrgangsstufe

haben die Aufnahmeprüfung ohne Kenntnis der nun erfolgten Änderungen abgelegt und sind folglich hintergangen worden.

5. Wir betrachten die Einführung des Religions- und Ethikunterrichts als zusätzliche Belastung, die eine verschärzte Auslese während der Kollegzeit bewirken kann.

Unter Berücksichtigung der Dringlichkeit unseres Anliegens erwarten wir Ihre Stellungnahme bis 30. 10. 75.

Ansonsten sehen wir uns gezwungen, weitere Schritte einzuleiten.
Anlagen

Hochachtungsvoll
gez. *Ute Pfannstiel*
für den Kollegiaten-Ausschuß
gez. *Ingrid Klier*
im Auftrag der I. Jahrgangsstufe

PS: Die Kollegiaten der I. Jahrgangsstufe des München-Kollegs haben vom 10. bis 13. November 1975 den Religions- bzw. Ethikunterricht nicht besucht, sondern sich im Gang versammelt.

Am München-Kolleg (alle Kollegiaten sind Erwachsene) wurde Religionserziehung bzw. Ethik als Pflicht- und Vorrückungsfach eingeführt; dafür wurde der Musik- und Kunstunterricht in den Bereich der Wahlfächer verwiesen.

Mit dieser Protestaktion zum Unterrichtsbeginn reagierten die Kollegiaten auf die Gleichgültigkeit, mit der ihrem Brief von seiten des Kultusministeriums und der damit verbundenen Unterschriftensammlung begegnet worden war. Mit diesem demonstrativen Verhalten soll das Kultusministerium zu einem baldigen Antwortschreiben veranlaßt werden.

Brief aus Chile

Exzellenz! Hochverehrter Herr Justizminister!

Seit Jahren studiere ich mit Eifer die Gesetze Ihres Landes. Ich bewundere Ihren Staat. In Einzelheiten haben mir dabei Berater aus verschiedenen Parteien und Institutionen von Pullach und Bonn geholfen. Doch wenn keiner da ist, halte ich mich an meinen zuverlässigen Leitfaden, der mich nie um Rat und Tat verlegen sein lässt: Das bleibt bis heute unser gemeinsamer Kampf gegen Terroristen, Marxisten und andere Kriminelle.

Daß ich Ihrer Partei bis heute nicht ganz vertrauen kann, dürfen Sie mir nicht verübeln, zumal Sie selbst in unermüdlicher Beharrlichkeit darauf verweisen, wie gefährlich parteeigene Linkselemente von München bis Hamburg die elementaren Prinzipien unserer freiheitlich demokratischen Grunddemokratie angiften und entstellen, Arbeiter in unverantwortlicher Weise gegen das freie Unternehmertum aufzubringen. Undsweiter.

Die neueste Kunde erfüllt mich doch mit tiefer Genugtuung. Endlich gehen Sie an die Wurzeln des Unkrauts. Ich höre von Offizieren, die bei Ihnen die Ehre hatten zu verweilen und an prächtigen Waffen Dienst zu tun, daß Sie Ihrem hochgeschätzten Bundestag noch 1975 den Regierungsentwurf eines „Gesetzes zum Schutz des Gemeinschaftsfriedens“ zur Verabschiedung vorlegen. Unter anderem sorgen Sie endlich — mit Hilfe des neuen Paragraphen 130 a — für

den Maulkorb, den Terroristen, Marxisten und andere verbrecherische Kriminelle verdienen: „Wer eine Schrift, die die Befürwortung einer in § 126 genannten Taten enthält und nach den Umständen die Bereitschaft anderer zu solchen Taten zu fördern geeignet ist, verbreitet, ausstellt, anschlägt oder sonst zugänglich macht oder herstellt, bezieht, liefert, vorrätig hält, ankündigt, anpreist, einzuführen oder auszuführen unternimmt, um sie oder aus ihnen gewonnene Stücke zu verwenden oder einem anderen eine solche Verwendung zu ermöglichen, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.“ Wie mir von sachkundigen Kollegen aus dem großen Deutschland mitgeteilt wurde, gehört zu den in „§ 126 genannten Taten“ auch die „Drohung mit Gewalttätigkeiten gegen Menschen oder Sachen“.

Ich bewundere Sie, hochentwickelter Herr Justizminister, und kann Sie zu dieser Voraussicht nur beglückwünschen. Daran ändert auch nichts die Tatsache, daß laut höchstrichterlicher Rechtsprechung und Erfahrung in Ihrem Land — gewonnen aus der schwersten Zeit des schicksalhaften Abwehrkampfes Ihres Vaterlandes gegen Bolschewismus und internationale Verschwörung — bereits der Zeitungsstreik von 1952 (für sogenannte Mitbestimmung), das sogenannte Streikpostenstehen beim bayerischen Metallarbeiterstreik von 1954, das Betreten leerstehender Wohnungen durch herumlungende Obdachlose und andere asoziale Elemente, die dreisten Angriffe von Studenten und anderen Faulenzern gegen die Exzellenzen Papadopoulos und Pattakos den Tatbestand „der Drohung mit Gewalttätigkeiten gegen Menschen oder Sachen“ erfüllen. Seien Sie auch schließlich beglückwünscht, daß Sie die edlen Kämpfer für die Befreiung der Ostblockstaaten vom bolschewistischen Joch und die gewissenhaften Journalisten der Firma Springer in diesem Zusammenhang nicht erwähnen.

Was mich vor allem beeindruckt, ist die Entschlossenheit, die in der amtlichen Begründung für das neue Bonner Gesetz zum Ausdruck kommt: „Erfaßt werden soll insbesondere ein häufig auch in theoretischer Form gekleidetes Eintreten für die genannten Taten.“ Ihr hoher Sinn für Liberalität, der Ihre Partei manchmal auch zu einem Sicherheitsrisiko macht, ist indessen kein Grund der Beunruhigung mehr, wenn vom Gesetz ausdrücklich „Biertschgespräche“ und damit auch die ethisch wertvollen Landserhefte ausgenommen sein sollen.

Mit Zuversicht und Ungeduld erwarten wir also, daß Sie die Bibliotheken von Unrat säubern, die Verlage zu ordentlicher Arbeit veranlassen und damit dem Radikalenerlaß die längst fällige juristische Folge folgen lassen und die Urseuche, die von Ihrem Land durch die Elemente Marx und Engels verbreitet worden ist, „mit dem Stumpf und dem Stiel des Paragraphen“ *) austreten und ausrotten.

Mit vorzüglicher Hochachtung und ein dreifaches ARRIBA!
gez. Oberst M. L.

PS: Haben Sie, hohe Exzellenz, Verständnis für die bloße Benennung meines Dienstgrades und der Initialien des Namens. Ich bin zur Zeit noch mit der Verantwortung der Erziehung von terroristischen Gewaltanarchisten in Chacabuco betraut und darf auf Anordnung unseres mutigen und weisen Pinochet keine näheren Angaben zu meiner Person machen.

*) Anm. des Übers.: Diese Formulierung ist im spanischen Original deutsch.

Literatur der Arbeitswelt

Peter Kühne
Arbeiterklasse und Literatur
Dortmunder Gruppe 61
Band 6506 / DM 4,80

Walter Fähnders /
Martin Rector
Literatur im Klassenkampf
Eine Dokumentation
Band 1439 / DM 4,80

Arbeitersongbuch
Band 1403 / DM 4,80

Ludwig Turek
Ein Prolet erzählt
Band 1571 / DM 5,80



Josef Ippers
Am Kanthaken
Band 1489 / DM 3,80

Heiner Dorroch
Wer die Gewalt sät
Band 1510 / DM 4,80

Dieser Betrieb wird bestreikt
Band 1561 / DM 4,80

Mit 15 hat man noch Träume...
Band 1535 / DM 4,80

Hermann Spix
Elephteria
oder Reise ins Paradies
Band 1576 / DM 3,80

Margot Schroeder
Ich stehe meine Frau
Band 1617 / DM 4,80

Die Kinder des roten Großvaters erzählen
Band 1681 / DM 5,80

Weg vom Fenster
Band 1682 / DM 4,80

Zwischen den Stühlen
Band 1642 / DM 5,80

Werkkreis Literatur der Arbeitswelt

Helmut Creutz
Gehen oder kaputtgehen
Band 1367 / DM 3,80

Liebe Kollegin
Band 1379 / DM 3,80

Stories für uns
Band 1393 / DM 3,80

Schichtarbeit
Band 1413 / DM 3,80

Herbert Somplatzki
Muskelschrott
Band 1429 / DM 3,80

Der rote Großvater erzählt
Band 1445 / DM 4,80

Geht dir da nicht ein Auge auf
Band 1478 / DM 3,80

FISCHER
TASCHENBÜCHER



→ Politologie

Samir Amin

Die ungleiche Entwicklung

Essay über die Gesellschaftsformen des peripheren Kapitalismus
DM 39,50, 307 Seiten
(Kritische Wissenschaft)

Heinrich Oberreuter
(Hrsg.)

Parlamentarische Opposition

Ein internationaler Vergleich
DM 32,—, 293 Seiten
(Kritische Wissenschaft)

Frank Grube /
Gerhard Richter (Hrsg.)

Demokratietheorien

Konzeptionen und Kontroversen
DM 28,—, 246 Seiten
(Reader)

Helga Haftendorn (Hrsg.)
unter Mitarbeit von Hans Hoyng und Joachim Krause

Theorie der Internationalen Politik

DM 42,—, 377 Seiten
(Reader)

Martin Greiffenhagen

Freiheit gegen Gleichheit?

Zur »Tendenzwende« in der Bundesrepublik
DM 12,—, 120 Seiten
(Standpunkt)

Claus Mühlfeld

Sprache und Sozialisation

DM 22,—, 158 Seiten
(Kritische Wissenschaft)

→ Soziologie

Bernhard Giesen /
Michael Schmid (Hrsg.)

Theorie, Handeln und Geschichte

Erklärungsprobleme in den Sozialwissenschaften
DM 39,50, 352 Seiten
(Reader)

Bruno Nikles /
Johannes Weiß (Hrsg.)

Gesellschaft

Organismus — Totalität — System
DM 38,—, 273 Seiten
(Reader)

Wilfried v. Bredow /
Rolf Zurek (Hrsg.)

Film und Gesellschaft in Deutschland

Dokumente und Materialien
DM 36,—, 391 Seiten
(Reader)



Zeit-Gedichte

Gedichte, die aufklären, informieren, weiterhelfen, wachrütteln.

1975 liegen vor:

- 1 Georg Herwegh
- 2 Hans Marchwitza
- 3 Attila Jozsef
- 4 Portugal — Lied der Revolution
- 5 Roman Ritter

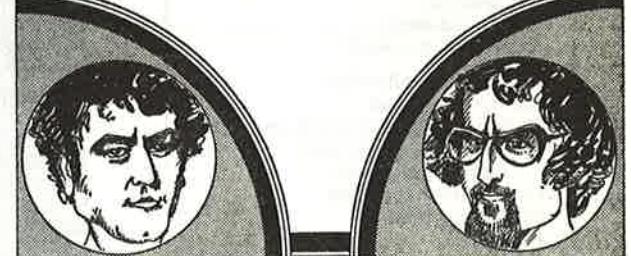
1976 erscheinen:

- Peter Maiwald
Velemir V. Chlebnikow
Ferdinand Freiligrath
Nasim Hikmet
Gedichte aus Chile

Preis pro Heft DM 2,—. Bei Abnahme von 5 Heften in der Kassette DM 10,— (mit Kassette). Bestellungen bei Damnitz Verlag, 8 München 40, Hohenzollernstraße 144.

Wir streiten uns gern & mit Eifer

Lutz Görner spricht Texte von Roman Ritter



LUTZ GÖRNER, seit drei Jahren Mitglied der Münchner Kammerspiele/Theater der Jugend, bringt im Dezember seinen zweiten eigenen Abend im Münchner theater k heraus. Nach HEINRICH HEINE, hochgelobt von der Presse und bis Ende des Jahres 80mal in der Bundesrepublik gezeigt, ist es nun ein ROMAN-RITTER-ABEND mit dem Titel: „WIR STREITEN UNS GERN UND MIT EIFER“. Nach dem weltberühmten Streiter für mehr Gerechtigkeit des 19. Jahrhunderts ist es nun ein unbekannter Streiter für mehr Gerechtigkeit des 20. Jahrhunderts. Es gibt viele Parallelen zwischen Heine und Ritter. Die markantesten sind wohl, daß beide sich von einem bürgerlichen Standpunkt aus entwickelt haben, beide sich für die „größere und ärmere Klasse“ einsetzen und beide das mit einer klaren, realistischen Schreibweise versuchen, die allerdings ironisch gebrochen ist und so dem Leser und Zuhörer das befrende Lachen gestattet, wobei sein Verstand wachgehalten wird, um Erkenntnisse über unsere Wirklichkeit zu gewinnen.

HEINE: „DIE MENSCHEN SIND KEINE ESEL“ und ROMAN RITTER: „WIR STREITEN UNS GERN UND MIT EIFER“ sind Abende, die man kaufen kann. Der Preis beträgt: 2,50 DM pro Zuhörer, mindestens aber 300,— DM, dazu Fahrtkosten. Wer kein Esel ist und sich gerne streiten möchte, wende sich vertraulich an:

Lutz Görner, 8 München 22, Herrnstraße 11, Telefon (089) 29 53 22

Rote Karten

Konzernherrn-Dreh

Wenn sie das Grundgesetz so drehen daß unsere Arbeit nicht uns sondern sie immer reicher macht nennen sie das: „Demokratische Grundordnung“

Wenn sie besitzen was uns allen gehört was wir alle erarbeiteten nennen sie das in Zeitungen die sie auch besitzen: „Freiheit“

Wenn sie viele Rechte haben aber die Arbeiter und Angestellten nur wenige und sozialistische Intellektuelle Berufsverbot nennen sie das: „Rechtsstaatlichkeit“

Wenn wir Arbeitenden uns zusammentun um diese undemokratischen Verhältnisse zu demokratisieren und das Grundgesetz für alle durchzusetzen nennen sie uns: „Radikale“

Artur Troppmann

Rote Karte Nr. 14

Eine neue Serie der ROTEN KARTEN (Postkarten mit politischer Lyrik) ist erschienen. Autoren der 4. Serie: Peter Maiwald, Artur Troppmann, Peter Schütt, Richard Limpert.

Die ROTEN KARTEN gibt es in den collectiv-Buchhandlungen. Oder Sie schreiben an: Artur Troppmann, 8 München 19, Nibelungenstraße 7, dann bekommen Sie die Karten unverbindlich zugeschickt.



rote blätter 33 (Nov.)

sind da und bringen u. a.:

- „... und sie wehren sich“ rb-report über Lage, Kampf und Erfolge der Arbeiterjugend
- Brigitte und die Studentinnen
- Iran – ein kaiserlicher Sozialismus?
- Alles über den 4. Bundeskongreß des MSB Spartakus
- Was die bürgerliche Presse über den CIA verschweigt
- SPD und Investitionslenkung
- Franco am Ende
- F. J. Degenhardt: „Ich sollte Bischof werden ...“
- Ist linker Antikommunismus kein Antikommunismus?

Die roten blätter werden immer besser! Darum unbedingt abonnieren! 12 Ausgaben für nur 10,50 DM (einschließlich Porto)! Sofort bestellen bei MSB Spartakus, 53 Bonn 1, Postfach.

Romane von Erik Neutsch – im Damnitz Verlag

Spur der Steine
848 Seiten, Leinen, DM 22,—

Der Friede im Osten
512 Seiten, Leinen, DM 19,80

Auf der Suche nach Gatt
304 Seiten, broschiert, DM 6,80
(Kleine Arbeiterbibliothek, Band 4)

„Man liest seine Bücher in einem Zuge, jedenfalls mir ist es so ergangen, und auch wenn man widersprechen muß, wenn man durch fast peinliche Vergrößerungen verletzt wird, bleibt man bis zur letzten Seite gepackt, erregt, gespannt; kalt wird Neutsch nur Menschen lassen, die kalten Herzens sind.“

Die Wahrheit

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei Damnitz Verlag GmbH (Kürbiskern), 8 München 40, Hohenzollernstraße 144, Telefon (089) 30 37 83

Beilagenhinweis:

Wir bitten unsere Leser um Beachtung folgender Beilagen: Prospekt des Instituts für Marxistische Studien und Forschungen, Frankfurt/M.; Spendenaufruf des Antiimperialistischen Solidaritätskomitees, Frankfurt/M.; zwei verlagselige Bestellkarten. (Alle Beilagen liegen nur einer Teilausgabe bei.)

© copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

KÜRBISKERN — Literatur, Kritik, Klassenkampf — wird herausgegeben von Walter Fritzsche, Friedrich Hitler, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Walter Fritzsche, Friedrich Hitler (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann, Roman Ritter. Redaktionsanschrift: 8 München 40, Hohenzollernstraße 144.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint viertjährlich (März, Juni, September, Dezember) im Damnitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Damnitz, Maler, Grünwald, 1/8; Carlo Schellermann, Maler und Grafiker, München, 1/8; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, 1/8; Hannes Stütz, Lektor, Düsseldorf, 1/8. Geschäftsführung und Verlagsbereich KÜRBISKERN: 8 München 40, Hohenzollernstraße 144.

Druck: F. C. Mayer, 8 München 40, Kunigundenstraße 19.
Einzelheft DM 6,80, Jahresabonnement DM 22,— zuzüglich MwSt. + Porto. Postscheckkonto München 33381 - 802. Deutsche Bank München, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto-Nr. 35/00832.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KÜRBISKERN, 8 München 40, Hohenzollernstr. 144, Telefon (089) 30 37 83.

Kalender 1976

Portugal

13 Fotografien

Format 40x60 cm

Kunstdruck

Preis DM 15,-+Versand

Zu bestellen:

Harald Frey

8 München 40 · Keuslinstraße 1

Anmerkungen

FLOH DE COLOGNE, Politrockgruppe, besteht seit 1966. Mitglieder sind heute Vridolin Enzing, Hansi Frank, Dieter Klemm, Theo König, Dick Städler und, als Texter, GERD WOLLSCHON, geboren 1944, Studium der Theaterwissenschaft und Psychologie in Köln.

DIETER SÜVERKRÜP, geboren 1934, Kunstudium in Düsseldorf. Grafiker, Jazzmusiker. In Zusammenarbeit mit Gerd Semmer Lieder der französischen Revolution, 1961 Mitbegründer des Schallplattenverlags „pläne“. Dort erscheinen seither auch die Aufnahmen des bekannten Polit-Sängers der BRD.

HENRIKE LEONHARDT, geboren 1943, Studium in Bonn, Lehrerin in Essen und auf Langeoog, Mitarbeit an einem audiovisuellen Unterrichtsmodell in München, seit 1975 freiberuflich. Schreibt Kindergeschichten, Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien.

WERNER DÜRRSON (siehe *kürbiskern* 3/75). Neu erschienen: *mitgegangen mitgehangen*, Gedichte 1970–1975.

GERHARD KRISCHKER, geboren 1947, Studium der Germanistik und Geschichte in Erlangen, Promotion 1975 über „Das Motiv der Stadt in der deutschen Lyrik nach 1945“. Veröffentlichungen u. a. „deutsch gesprochen“ (Epigramme), „Fai Obbochd“, „Wadd nā“, sämtlich Bamberg 1974.

VOLKER ERHARDT, geboren 1946, studiert Mathematik und Soziologie in Hamburg.

ANDRE MÜLLER, geboren 1925, Arbeiter, Journalist, Schriftsteller. Schreibt Kritiken, Essays, Theaterstücke.

HEIDELORE KLUGE, geboren 1949, Dokumentationsassistentin in der Raumfahrtindustrie, Veröffentlichungen im Funk und in Zeitschriften. Die hier abgedruckten Texte erscheinen in der Mappe „Grausliche Geschichten“, Edition Treves, Trier.

INGEBORG DREWITZ (siehe *kürbiskern* 2/73). Neu erschienen: „Wer verteidigt Karin Lambert?“, Roman, 1974; „Das Hochhaus“, Roman, 1975.

PETER SCHÜTT, geboren 1939, Studium Deutsch und Geschichte, Sekretär des Demokratischen Kulturbundes der BRD.

HANNELORE DAUER (siehe *kürbiskern* 2/73).

HEINZ EHEMANN, freischaffender Maler und Autor.

ANNO F. LEVEN, geboren 1948, studiert als Meisterschüler freie Malerei an der Kunstabakademie Düsseldorf.

MANFRED RÖMBELL, geboren 1941, Rechtspfleger. Veröffentlichungen u. a. „Kurze Prozesse“, Berlin 1973; „Friedrichshain 73“, Fernsehfilm Südwest 3 (1973). Im Frühjahr 1976 erscheint im Raith Verlag München ein neuer Band mit Kurzprosa.

RIGO ROS (siehe *kürbiskern* 3/74).

DIETRICH KITTNER, geboren 1935 („weißer Jahrgang“), studierte Jura und Geschichte in Göttingen, gründete 1960 das Studentenkabarett „Die Leid-Artikler“, seit 1966 Einmannkabarett in Hannover. Tourneen, häufig auch Straßentheater. Schallplatten, Mitarbeit bei Funk und Fernsehen.

RICHARD LIMPERT, geboren 1922, Sattler- und Polstererlehre, Soldat, Gefangenschaft bis 1949, seit 1957 Maschinist auf verschiedenen Zechen des Ruhrgebiets. Mitglied des Werkkreises „Literatur der Arbeitswelt“. Veröffentlichungen u. a. „Gedichte eines Sozialpartners“, 1971; „Über Erich 1933–1953, Bericht“, 1972.

JENS HAGEN siehe *kürbiskern* 1/75.

ARMIN KERKER, geboren 1943, Studium der Germanistik, Byzantinistik und Neogräzistik in Marburg, Köln, Bochum; promoviert über Remarque. Jüngste Buchveröffentlichung: „Ernst Jünger — Klaus Mann. Gemeinsamkeit und Gegensatz in Literatur und Politik“, 1974.

PETER RENZ, geboren 1946, Lehre als Maschinenschlosser, dann Lehre als technischer Zeichner, Arbeit als Konstrukteur, Wehrpflicht, Studium an der PH Weingarten, freie Mitarbeit am Südweltfunk. Studiert heute an der Universität Konstanz Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft und Politik.

DIETRICH GRÜNEWALD, geboren 1947, Lehrerstudium für Deutsch und Kunsterziehung, Lehrbeauftragter an der Universität Gießen. Arbeit an einer Dissertation über „Satire und Karikatur“ und an einem Buch über die Geschichte der literarischen Satire in Deutschland. Wissenschaftliche und schulpraktische Veröffentlichungen, Kinderbücher.

URSULA REINHOLD, geboren 1938, Bibliothekarin, promovierte Germanistin, Redakteurin der kulturpolitischen Zeitschrift „Weimarer Beiträge“. Seit 1973 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Akademie der Wissenschaften der DDR. Studien und Kritiken zur DDR-Literatur und zur Literaturentwicklung der BRD. Buchveröffentlichungen: „Antihumanismus in der westdeutschen Literatur“, 1971; im Frühjahr 1976 erscheint im Damnitz Verlag, München: „Herausforderung Literatur. Entwicklungsprobleme der demokratischen und sozialistischen Literatur in der BRD“.

ERNST ANTONI, geboren 1946, Journalist, Mitherausgeber des „Feuilleton-Informations-Dienstes“ (FID).

ROLAND LANG (siehe *kürbiskern* 4/74), Besprechung seines 1974 erschienenen Romans „Ein Hai in der Suppe oder das Glück des Philipp Ronge“ in *kürbiskern* 3/75.

Der WORTGRUPPE MÜNCHEN gehören folgende Autoren an: Klaus Konjetzky, Dagmar Ploetz, Roman Ritter, Jürgen Peter Stössel, Uwe Timm. Besteht seit 1972, gibt die „Literarischen Hefte“ heraus. Herausgeber der Krimianthologie „Auf Anhieb Mord“, 1975.

Das Protokoll von Ferry Stützinger (Mitarbeit Barbara Schreer) entstand bei Recherchen für einen Artikel der Wohngebietezeitung der DKP-Gruppe München-Neuhausen.

Neue Bücher im Damnitz Verlag

Anna Seghers

Willkommen, Zukunft!

Reden, Essays und Aufsätze über Kunst und Wirklichkeit
302 Seiten, broschiert, DM 16,—

Der Anlaß, in der BRD eine erste umfassende Auswahl von Aufsätzen, Briefen und Reden der Anna Seghers aus viereinhalb Jahrzehnten vorzulegen, ist der 75. Geburtstag der Autorin. Der Grund liegt indessen tiefer: Wir brauchen Anna Seghers, die Schriftstellerin, die Genossin, die Kampfgefährtin.



Fritz Selbmann

Alternative, Bilanz, Credo

Versuch einer Selbstdarstellung
536 Seiten, Leinen, DM 16,80

Fritz Selbmann (1899–1975) wurde in frühester Jugend Mitglied der KPD, er war einer der jüngsten Reichstagsabgeordneten. 1933 wurde er verhaftet und bis Kriegsende in verschiedenen Zuchthäusern und Konzentrationslagern festgehalten. Nach der Befreiung vom Faschismus arbeitete er in verantwortlichen Funktionen für den Aufbau der Deutschen Demokratischen Republik.

In seiner Autobiographie gestaltet Selbmann den Kampf der deutschen Arbeiterklasse vom Beginn unseres Jahrhunderts bis zum Jahre 1945. Die Alternative dieses Lebens wurde durch jene politische Entscheidung gegeben, die im Buch lebendige Gestalt angenommen hat. Die Bilanz, welche der Autor aus der Summe seines Lebens und Wirkens zieht, mündet auch in der dunkelsten Nacht des Faschismus in das Credo des Kommunisten Selbmann, der diesen Abschnitt seines bewegten Lebens mit dem Satz des alten Fontane abschließt: „Ich fange erst an!“.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei Damnitz Verlag GmbH
(*kürbiskern*), 8 München 40, Hohenzollernstraße 144, Telefon (089) 30 37 83

Informationsberichte des IMSF

Von der ACHEMA 73 zur Ölkrise

Die Chemische Industrie der BRD und die Verschärfung der allgemeinen Krise des Kapitalismus: Umweltschutz als neue Profitquelle, 69 Seiten, Format DIN A 4, Band 13 der Serie, Frankfurt/Main 1974, DM 7,-, verfaßt von Edgar Gärtner

Mieten in der BRD

100 Seiten, Format DIN A 4, Band 9 der Reihe Informationsberichte des IMSF, Frankfurt/Main 1972, DM 8,-
Verfaßt von Dipl.-Volkswirtin Elisabeth Bessau

Arbeitskampfrecht als Instrument des außerökonomischen Zwangs gegen die Arbeiterklasse und ihre Gewerkschaften

36 Seiten, DIN A 4, Band 8 der Reihe Informationsberichte des IMSF, Frankfurt/Main 1972, DM 5,-
Verfaßt von Rolf Geffken, Klaus Dammann, Christian Rahn

Über die Streiks in der chemischen Industrie im Juni/Juli 1971 in einigen Zentren der Tarifbewegung in Hessen und Rheinland

130 Seiten, DIN A 4, Heft 7 der Reihe Informationsberichte des IMSF, DM 8,-, bei Abnahme von mindestens 5 Exemplaren DM 7,- pro Bericht. 3., verbesserte Auflage, verfaßt von Dr. Johannes Heinrich v. Heiseler, Marcella Heiseler, André Leisewitz

Demnächst werden ausgeliefert:

Arbeitslosigkeit und Wirtschaftskrise in der BRD in den siebziger Jahren (Bd. 19), DM 8,-, Auslieferung im November

Zum Gewerkschaftlichen Kampf um eine „Humanisierung der Arbeitswelt“. Synopse tarifvertraglicher Regelungen der Arbeitsbedingungen (Bd. 20)

Betriebsbesetzungen – Eine Kampfform zur Sicherung der Arbeitsplätze (in der BRD und anderen westeuropäischen Ländern) (Bd. 21)

Why! – Analyse einer Bürgerbewegung gegen Kernkraftwerke (Bd. 23)

Informationsberichte des IMSF

Beiträge zu aktuellen
gesellschaftspolitischen
Problemen der BRD

herausgegeben vom Institut für Marxistische Studien
und Forschungen Frankfurt am Main

Berufsverbote in der BRD

Eine juristisch-politische Dokumentation

Herausgegeben vom Institut für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF), Frankfurt am Main, Band 22 der Reihe Informationsberichte des IMSF
Vier Ausgaben in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache, jeweils ca. 70 Seiten DIN A 4
Preis DM 6,-, bei Abnahme von drei Exemplaren und mehr DM 5,-

Investitionskontrolle und Investitionslenkung

Band 18 der Reihe Informationsberichte des IMSF, 107 Seiten, DIN A 4, 8 Tabellen, DM 8,-, verfaßt von Bernd Güther

Gewerkschaftliche Jugendbildungsarbeit. Zur Entwicklung ihrer Inhalte und Methoden

Band 16 der Reihe Informationsberichte des IMSF, 104 S., DM 8,-
Verfaßt von Gertrud Heinrich, unter Mitarbeit von Detlev Braubach, Karl Buchberger, Herbert Heilmann und Dr. Johannes Heinrich v. Heiseler

Der totale Machtanspruch der Unternehmer. Zum Entwurf einer „Erklärung der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände zu gesellschaftlichen Grundsatzfragen“

Band 15 der Reihe Informationsberichte des IMSF, 33 Seiten und Dokumentenanhang, Frankfurt/Main 1974, DM 5,-
Verfaßt von einer Arbeitsgruppe des IMSF

Der Sachverständigenrat – ein Instrument staatsmonopolistischer Lohnregulierung

Band 14 der Reihe Informationsberichte des IMSF, 35 Seiten, Frankfurt/Main 1975, DM 5,-, verfaßt von Dr. Heinz Schäfer / Dr. Horst Schumann

MARXISMUS DIGEST

Theoretische Beiträge
aus marxistischen und
antiimperialistischen
Zeitschriften

herausgegeben vom Institut für Marxistische Studien
und Forschungen Frankfurt am Main

24 Kritik der bürgerlichen Wissenschaftstheorie

Heft 4/1975 des Marxismus-Digest. 160 Seiten
Das Heft enthält folgende Beiträge:

G. Domin, Wissenschaft und Wissenschaftstheorie in der Sicht bürgerlicher Sozialwissenschaften. Zur Kritik ihrer methodologischen Voraussetzungen

S. R. Mikulinckij/L. A. Markova, Zur unterschiedlichen Auffassung der Triebkräfte der Wissenschaftsentwicklung

G. Domin/H. Lanfermann, Der funktionalistische Typus einer bürgerlichen Wissenschaftstheorie und Tendenzen seiner konzeptionellen Wandlung

G. Berlinguer, Eine neue Politik für wissenschaftliche und technologische Forschung

H. H. Lanfermann, Die sozialökonomische Determination der Wissenschaft und die Diskussion um die Anti-Science-Bewegung im staatsmonopolistischen Kapitalismus

G. Kröber, Zum Problem der Gesetzmäßigkeiten und Triebkräfte in der Entwicklung der Wissenschaft

H. H. Lanfermann/K. F. Teinz, Zur Kritik von Systemkonzeptionen in bürgerlichen Wissenschaftstheorien, dargestellt an der systemtheoretischen Methode von N. Luhmann

B. M. Maizel, Erkenntnisprobleme in den philosophischen Arbeiten K. R. Poppers in den sechziger Jahren

S. S. Gusev, Einige Kriterien der qualitativen Veränderung der wissenschaftlichen Kenntnis

Name

Postleitzahl und Ort

Straße

Ich bestelle aus dem IMSF (bitte ankreuzen)

Marxismus-Digest

9	10	11	12	7	8	9
13	14	15	16	13	14	15
17	18	19	20	16	17	18
21	22	23	24	Band 22 Berufsverbote	19	

Abonnement

DM 22,-

DM 18,-

(zuzüglich Porto)

Informationsbericht

- deutsch
englisch
französisch
italienisch

Lieferung erfolgt gegen Vorausrechnung

POSTKARTE

Bitte
mit
40 Pf
freimachen

**Institut
für Marxistische Studien
und Forschungen (IMSF)**

6000 FRANKFURT (MAIN) 1

Liebigstraße 6

Marxismus Digest

Theoretische Beiträge aus marxistischen und antiimperialistischen Zeitschriften

Der Marxismus-Digest dokumentiert vierteljährlich in Auswertung einer großen Zahl marxistischer Zeitschriften und Publikationen aus sozialistischen und kapitalistischen Ländern die wichtigsten neueren Beiträge zu einem bestimmten Themenkomplex. Er erleichtert damit den Zugang zur internationalen marxistischen Diskussion und informiert über ihren gegenwärtigen Stand.

Preise und Abonnementsbedingungen

Abonnement DM 22,— (4 Hefte)
Studentenabonnement DM 18,— (4 Hefte)
(Studenten, Schüler, Lehrlinge, Wehr- und Ersatzdienstleistende) Nachweis erforderlich, Bezug nur über IMSF.

Einzelheft DM 6,—

Alle Lieferungen ab IMSF zuzüglich Porto. Alle Abonnements gültig für ein volles Kalenderjahr, Kündigung bis sechs Wochen vor Jahresende möglich.

1975 sind erschienen:

21 Technik und Gesellschaft

22 Allgemeine und zyklische Krise des Kapitalismus

23 Arbeiterjugend. Soziale Lage — Bewegungen — Ideologie

24 Kritik der bürgerlichen Wissenschaftstheorie

1976 erscheinen u. a. Hefte zu folgenden Themen:

25 Marxistische Ethik. H. 1/1976

26 Städtebau — Verkehr — Raumplanung. H. 2/1976

Marxismus Digest

1972—1974 sind erschienen:

9 Erkenntnistheorie

Heft 1/1972, 167 Seiten

10 Strategie und Taktik des antimonopolistischen Kampfes in den Ländern des staatsmonopolistischen Kapitalismus

Heft 2/1972, 181 Seiten

11 Inflation und Währungsprobleme im heutigen Kapitalismus

Heft 3/1972, 176 Seiten

12 Zur Soziologie der herrschenden Klasse

Heft 4/1972, 150 Seiten

13 Pädagogik und Gesellschaft. Zu Grundkonzeptionen der Pädagogik in sozialistischen Ländern

Heft 1/1973, 179 Seiten

14 Nationalisierung und demokratische Programmierung

Heft 2/1973, 148 Seiten

15 Bedürfnisse, Reproduktionsbedingungen der Arbeitskraft und Konsum im Kapitalismus

Heft 3/1973, 140 Seiten

16 Zur Kritik der Psychoanalyse

Heft 4/1973, 138 Seiten

17 Staat und Herrschaftssystem im heutigen Kapitalismus

Heft 1/1974, 145 Seiten

18 Philosophie und Naturwissenschaften

Heft 2/1974, 186 Seiten

19 Wachstum und Krise im Kapitalismus heute

Heft 3/1974, 182 Seiten

20 Theorie und Praxis sozialdemokratischer Parteien

Heft 4/1974, 145 Seiten

Bitte fordern Sie ein Gesamtverzeichnis der Publikationen des IMSF an!

13 Panitz/*Die unheilige Sophia*

14 Renn/*Adel im Untergang*

15 Andersen/*Nexö/Bootsmann Blom*

16 Lask/*Stille und Sturm*

Demnächst erscheinen:

17 Warum wird so einer Kommunist?

18 Larionowa/*Der Leopard vom Klimandscharo*

19 Jakobs/Tanja, Taschka usw.

20 Meinck/*Tödliche Stille*

kürbiskern-Zeit-Gedichte 1975

1 Georg Herwegh

2 Hans Marchwitza

3 Attila József

4 Portugal — *Lied der Revolution*

5 Roman Ritter

Ich bestelle folgende Bände der „Kleinen Arbeiterbibliothek“ zum Preis von DM 6,80 je Band + Porto:

- | | | | |
|----------------------------|-----------------------------|-----------------------------|-----------------------------|
| <input type="checkbox"/> 1 | <input type="checkbox"/> 6 | <input type="checkbox"/> 11 | <input type="checkbox"/> 16 |
| <input type="checkbox"/> 2 | <input type="checkbox"/> 7 | <input type="checkbox"/> 12 | <input type="checkbox"/> 17 |
| <input type="checkbox"/> 3 | <input type="checkbox"/> 8 | <input type="checkbox"/> 13 | <input type="checkbox"/> 18 |
| <input type="checkbox"/> 4 | <input type="checkbox"/> 9 | <input type="checkbox"/> 14 | <input type="checkbox"/> 19 |
| <input type="checkbox"/> 5 | <input type="checkbox"/> 10 | <input type="checkbox"/> 15 | <input type="checkbox"/> 20 |

Ich abonniere bis auf Widerruf die „Kleine Arbeiterbibliothek“ ab Nr. zum Abonnementpreis von DM 5,— je Band + Porto.

Ich bestelle folgende Bände der „kürbiskern-Zeit-Gedichte“, Serie 1975, zum Preis von DM 2,— je Band + Porto.

- | | | | | |
|----------------------------|----------------------------|----------------------------|----------------------------|----------------------------|
| <input type="checkbox"/> 1 | <input type="checkbox"/> 2 | <input type="checkbox"/> 3 | <input type="checkbox"/> 4 | <input type="checkbox"/> 5 |
|----------------------------|----------------------------|----------------------------|----------------------------|----------------------------|

Ich abonniere bis auf Widerruf die Reihe „kürbiskern-Zeit-Gedichte“, jeweils 5 Bände in der Kassette zum Preis von DM 10,— + Porto.

(Gewünschte Bände oder Abonnements bitte im Kästchen ankreuzen.)

Ich bestelle folgende Titel aus dem Gesamtverzeichnis:

.....
.....
.....

(Unterschrift)
Absender bitte umseitig deutlich ausfüllen.

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

herausgegeben von: Walter Fritzsche, Friedrich Hitler, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz.

Die Zeitschrift „kürbiskern“ erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember). — Einzelheft DM 6,80, Jahresabonnement DM 22,— + Porto. — Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei Damnitz Verlag GmbH, 8 München 40, Hohenzollernstraße 144, Tel. 0 89 / 30 37 83.

Ich bestelle folgende Ausgaben des „kürbiskern“ zum alten Preis von DM 4,80 + Porto pro Heft:

- | | |
|-------------------------------|-------------------------------|
| <input type="checkbox"/> 1/73 | <input type="checkbox"/> 1/74 |
| <input type="checkbox"/> 2/72 | <input type="checkbox"/> 2/73 |
| <input type="checkbox"/> 3/72 | <input type="checkbox"/> 3/73 |
| <input type="checkbox"/> 4/72 | <input type="checkbox"/> 4/73 |

Zum neuen Preis von DM 6,80 + Porto pro Heft:

- | | | | |
|---|-------------------------------|-------------------------------|-------------------------------|
| <input type="checkbox"/> 1/75 | <input type="checkbox"/> 2/75 | <input type="checkbox"/> 3/75 | <input type="checkbox"/> 4/75 |
| <input type="checkbox"/> Hiermit abonniere ich bis auf Widerruf die Zeitschrift „kürbiskern“ zum Jahresabonnementpreis von DM 22,— + Porto. | | | |

Ich bestelle folgende Ausgaben der „tendenzen“:

- | | | | |
|--------------------------------|-----------------------------|-------------------------------------|------------------------------|
| <input type="checkbox"/> 59 | <input type="checkbox"/> 88 | <input type="checkbox"/> 95 | <input type="checkbox"/> 100 |
| <input type="checkbox"/> 70 | <input type="checkbox"/> 89 | <input type="checkbox"/> 96 | <input type="checkbox"/> 101 |
| <input type="checkbox"/> 77 | <input type="checkbox"/> 91 | <input type="checkbox"/> 97 | <input type="checkbox"/> 102 |
| <input type="checkbox"/> 79/80 | <input type="checkbox"/> 92 | <input type="checkbox"/> 98 | <input type="checkbox"/> 103 |
| <input type="checkbox"/> 84 | <input type="checkbox"/> 93 | <input type="checkbox"/> 99 | <input type="checkbox"/> 104 |
| <input type="checkbox"/> 85 | <input type="checkbox"/> 94 | (Preise s. Gesamtverzeichnis S. 22) | |

Hiermit abonniere ich bis auf Widerruf die Zeitschrift „tendenzen“ zum Jahresabonnementpreis von DM 35,— + Porto.

(Gewünschte Hefte oder Abonnements bitte im Kästchen ankreuzen.)

.....
.....
.....

(Unterschrift)
Absender bitte umseitig deutlich ausfüllen.

tendenzen

Zeitschrift für engagierte Kunst

Redaktionskollektiv: B. Bücking, H. v. Damnitz, H. Erhart, Dr. R. Hiepe, Th. Liebner, H. Kopp, W. Marschall (verantwortlich), C. Nissen, C. Schellemann, J. Scherkamp, G. Zingerl.

„tendenzen“ erscheint 6mal jährlich. Einzelheft DM 6,50, Jahresabonnement DM 35,— + Porto. Lehrlings-, Schüler- und Studenten-Abonnements DM 27,—. Das Jahresabonnement ist mit dem Kalenderjahr identisch.

Porto

Absender _____
Name _____
Vorname _____
Plz _____ Ort _____
Straße/Nr. _____

Rückkantwort

Damnitz Verlag GmbH

8000 München 40

Hohenzollernstr. 144

Kleine Arbeiterbibliothek

Porto

1 Gotsche/Sturm sirenen über
Hamburg

2 Sowjetische Erzählungen
der 20er Jahre

3 Grünberg/Brennende Ruhr

4 Neutschl/Auf der Suche nach Gott

5 David/Die Überlebende

6 Bogdanow/Das erste Mädel

7 Püschell/Die Kembauer

8 Der erste Tag

9 Jakobs/Beschreibung eines Sommers

10 Hauser/Wo Deutschland lag
Privat

8000 München 40

Hohenzollernstr. 144

Rückkantwort

Absender _____
Name _____
Vorname _____
Plz _____ Ort _____
Straße/Nr. _____

Damnitz Verlag GmbH

Stratf/Nr.

11 Braune/Das Mädchen an der Orga
Privat

12 Wogatzki/Zement und Karfunkel

Ich bestelle zum Subskriptionspreis von
DM 12,— + Porto

..... **Expl. Richard Hiepe**
„Die Taube in der Hand“

(Der Subskriptionspreis gilt nur bei Bestellung
bis zum 15. Januar 1976, maßgebend ist das
Datum des Poststempels.)

.....
(Unterschrift)

.....
Name

.....
PLZ Ort

.....
Straße/Nr.

Werbeantwort

40 Pfennig
Porto

Damnitz Verlag GmbH

8000 München 40

Hohenzollernstraße 144

Subskriptions-Angebot

Richard Hiepe

Die Taube in der Hand

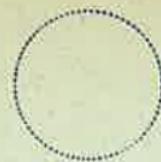
Aufsätze zur Kunst und Kulturpolitik 1955—1975

Ca. 250 Seiten Text + 16 Seiten Abbildungen, Register, broschiert, erscheint Februar 1976, Damnitz Verlag GmbH München

Preis DM 16,—, bei Bestellung bis 15. Januar 1976 DM 12,— !

Diese erste Sammlung von Arbeiten des bekannten marxistischen Kunsthistorikers umfaßt Aufsätze, die in den letzten 20 Jahren entstanden. Sie weisen auf, wie sich die fortschrittliche Kunst in der BRD entwickelte und wie sich ein oppositionelles kunstpolitisches und kunstwissenschaftliches Bewußtsein herausbildete. Themen sind auch die Veränderungen in der herrschenden Kunstszene sowie Ansätze und Formen der demokratischen und sozialistischen Kunst. Ein weiterer Schwerpunkt sind kunstgeschichtliche Untersuchungen, die modellhaft die produktive Auseinandersetzung mit dem Kulturerbe für Wissenschaft und Schulunterricht vorführen. Gemeinsam ist allen Beiträgen der parteiliche Standpunkt und die unbedingte Verteidigung des gesellschaftlichen Wertes der bildenden Kunst.

Die Arbeiten dieser Sammlung waren zum großen Teil nur schwer zugänglich, einige sind bisher nicht veröffentlicht. Zusätzlich wurden Texte für diesen Band neu verfaßt.



DM

Pf

für Postscheckkonto Nr.

308822-806Absender
der Zahlkarte _____Für Vermerke des Absenders
_____Postscheckkonto Nr. des Absenders
_____**Empfängerabschnitt**

DM

Pf

für Postscheckkonto Nr.

308822-806Absender (mit Postleitzahl) der Zahlkarte bzw. Postüberweisung

_____Verwendungszweck

PSchA

Postscheckkonto Nr. des Absenders
_____Postscheckteilnehmer
_____**Zahlkarte/Postüberweisung**

DM

Pf

(DM-Betrag in Buchstaben wiederholen)

fur

**Damnitz Verlag GmbH
Hohenzollernstr. 144
8 München 40**

Postscheckkonto Nr.

308822-806

Postscheckamt

MünchenAusstellungsdatum
_____Unterschrift
_____Postscheckkonto Nr. des Absenders
_____**Eintieferungsschein/Lastschriftzettel**

DM

Pf

für Postscheckkonto Nr.

308822-806

Postscheckamt

Mchn**Damnitz Verlag GmbH
Hohenzollernstr. 144
8 München 40**

Hinweis für Postscheckkontoabnehmer: Dieses Formblatt können Sie auch als Postüberweisung benutzen, wenn Sie die stark umrandeten Felder zusätzlich ausfüllen. Die Wiederholung des Betrages in Buchstaben ist dann nicht erforderlich. Ihren Absender (mit Postleitzahl) brauchen Sie nur auf dem linken Abschnitt anzugeben.	
1. Abkürzung für den Namen Ihres Postscheckkontoabnehmers ("PschA") s. unten 2. Im Feld "Postscheckteilnehmer" genügt Ihre Namensangabe 3. Die Unterschrift muß mit der beim Postscheckamt hinterlegten Unterschriftenprobe übereinstimmen 4. Bei Einsendung an das Postscheckamt bitte den Lastschrifzettel nach hinten umschlagen	
Für Mitteilungen an den Empfänger	

Abkürzungen für die Ortsnamen der PschA:	
Bin W = Berlin West	Kln = Köln
Dtmd = Dortmund	Lshfn = Ludwigshafen am Rhein
Esn = Essen	Mnchen = München
Ffm = Frankfurt am Main	Nbg = Nürnberg
Hmb = Hamburg	Sbr = Saarbrücken
Han = Hannover	Sgt = Stuttgart
Krh = Karlsruhe	

Unmittelbar nach dem blutigen Militärputsch vom 11. September 1973 in Chile hat das Antiimperialistische Solidaritätskomitee in der Bundesrepublik zur politischen und materiellen Solidarität mit den chilenischen Demokraten aufgerufen und ein zentrales Spendenkonto eingerichtet.

Durch die Hilfsbereitschaft vieler tausend Bürger unseres Landes und die unermüdliche Arbeit zahlreicher örtlicher Chile-Solidaritätskomitees konnten bis heute über 1,4 Millionen DM aufgebracht werden.

Allen Spendern und Helfern gilt dafür unser tiefempfundener Dank.

Die gesammelten Spenden sind ausschließlich für humanitäre Zwecke bestimmt. Einer internationalen Übereinkunft folgend, werden sie der gemeinsamen Auslandsvertretung der chilenischen Linken, „Chile Democrático“, in Rom übergeben, die mit der Organisierung der materiellen Hilfe für Chile betraut wurde. Von dort werden die Spenden nach Chile weitergeleitet, wo sie allen am Widerstand gegen das faschistische Regime beteiligten Kräften für die Bewältigung humanitärer Aufgaben zugute kommen.

• • •

„(. . .) danken wir Ihnen erneut für die wertvolle politische und materielle Hilfe, die die Arbeit Ihres Komitees für den Kampf des chilenischen Volkes gegen die faschistische Militärjunta darstellt.

(. . .) Entsprechend den Erfordernissen des Kampfes gegen den Faschismus in Chile, fanden die Spenden für folgende Hauptaufgaben Verwendung: juristische Verteidigung führender politischer Gefangener; materielle Hilfe für die Familien der Inhaftierten, für Witwen und Waisen der von der Junta Ermordeten; Hilfe für jene, die aus politischen Gründen arbeitslos wurden. Ferner wurde die Errichtung von 'Volksküchen' für chilenische Kinder unterstützt, die unter Hunger und Elend leiden. Ebenso wurden Maßnahmen zur Arbeitsbeschaffung für politische Arbeitslose gefördert. (. . .)“

(Aus einem Schreiben von „Chile Democrático“ an das Antiimperialistische Solidaritätskomitee)

Prof. Erich Wulff – Sonderkonto –

5270 55-602 PschA Ffm.

Kennwort: Chile-Solidarität

Herausgeber: Antiimperialistisches Solidaritätskomitee für Afrika, Asien und Lateinamerika, 6 Frankfurt am Main, Eichwaldstr. 32. Verantw.: Peter Dietzel; Druck: hallstein-grafik

Ein Schiff für die Weihnacht der **chilenischen Kinder**



– Spendenaufruf –

des Antiimperialistischen Solidaritätskomitees

CHILES VOLK BRAUCHT HILFE!

Im Chile der faschistischen Militärjunta sterben täglich Kinder an den Folgen von Unterernährung. 271 waren es allein im Monat Juli 1975 in der achtzigtausend Einwohner zählenden Bergarbeiterstadt Lota.

Wo unter der Regierung der Unidad Popular und ihres Präsidenten Salvador Allende jedes Kind täglich einen halben Liter Milch kostenlos erhielt, ist heute kaum noch ein Vater in der Lage, seine Familie mit dem Notwendigsten zu versorgen. Die geistige und körperliche Entwicklung einer ganzen Generation junger Menschen droht dadurch schweren Schaden zu nehmen.

Die Verantwortung dafür tragen die faschistischen Militärs, deren Wirtschaftspolitik einzig und allein auf die Interessen mächtiger internationaler Konzerne und einer winzigen Oberschicht zugeschnitten ist. Um diese Politik durchsetzen zu können, greift die Junta auch weiterhin zu den Mitteln brutalsten Terrors, verweigert dem Volk politische und soziale Rechte.

Über 8000 Chilenen sind nach wie vor in Konzentrationslagern eingekerkert, wo sie unter Folter und Entbehrungen Prozessen entgegensehen, von denen sie keine Gerechtigkeit zu erwarten haben. Achtzig Prozent der Gefangenen sind Jugendliche im Alter von 15 bis 25 Jahren.

Doch dem blutigen Terror der Junta zum Trotz schließt sich das Volk zusammen, kämpft entschlossen um seine Rechte und organisiert die Verteidigung seiner Lebensinteressen gegen die wirtschaftliche Unterdrückung. Dabei braucht es unsere Solidarität!

**Deshalb: Nichts für die Faschisten! Hilfe und
Unterstützung für das chilenische Volk!**

Helfen auch Sie,
damit Menschenrecht und Menschenwürde in Chile wiederhergestellt werden;
damit Freiheit und Demokratie den Sieg davontragen;
damit Chiles Kinder wieder ihre Milch bekommen ...

Helfen Sie durch eine Spende auf das Solidaritätskonto: Prof. Erich Wulff – Sonderkonto – 5270 55-602 PschA Ffm., Kennwort: „Chile-Solidarität“.

EIN SCHIFF FÜR DIE WEIHNACHT DER CHILENISCHEN KINDER

Um die wirtschaftliche Not und das Elend lindern zu helfen, das der Faschismus über das chilensche Volk gebracht hat, wird im Dezember dieses Jahres ein Solidaritätsschiff, beladen mit Hilfsgütern, den französischen Hafen Le Havre verlassen und nach Chile auslaufen. Die Ladung ist für die notleidenden chilenischen Kinder bestimmt. Sie wird aus haltbaren und konzentrierten Lebensmitteln, Kindernahrung, Milchpulver, Schuhen, Bekleidung, Schulmaterial und Spielzeug bestehen.

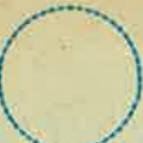
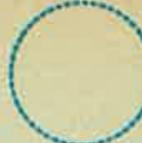
Diese Hilfsaktion, an der sich die Chile-Solidaritätsbewegungen vieler Länder beteiligen, steht unter der Schirmherrschaft des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften, des Weltgewerkschaftsbundes, des Weltbundes der Arbeit und des Ökumenischen Rates der Kirchen. Die zentrale Organisation wurde dem Auslandskomitee des chilenischen Gewerkschaftsbundes CUT in Paris übertragen.

Empfänger der Hilfssendung ist das kirchliche „Komitee der Zusammenarbeit für den Frieden“, das legal in Chile arbeitet und die Verteilung der Güter vornehmen wird. Das Komitee, in dem die verschiedenen Glaubensgemeinschaften Chiles zusammenarbeiten, leistet seit Oktober 1973 wertvolle humanitäre Hilfe für die Opfer des faschistischen Terrors und bei der Linderung der wirtschaftlichen Not in den Armenvierteln.

**Unterstützen auch Sie diese Solidaritätsaktion
der internationalen Gewerkschaftsbewegung!
Helfen Sie mit, das Solidaritätsschiff zu beladen!
Bitte überweisen Sie Ihre Spende auf das Soli-
daritätskonto: Prof. Erich Wulff – Sonderkonto –
5270 55-602 PschA Ffm. Kennwort: „Ein Schiff
für Chile“.**

Alle für diesen Zweck eingehenden Spenden werden an das Auslandskomitee des chilenischen Gewerkschaftsbundes CUT in Paris weitergeleitet, wo sie zum zentralen Ankauf der benötigten Hilfs-güter und zur Deckung der anfallenden Frachtkosten verwandt werden.

Für Vermerke des Absenders

 <input type="text"/> Postscheckkonto Nr. des Absenders	DM <input type="text"/> Pf <input type="text"/> für Postscheckkonto Nr. 5270 55 - 602 <small>Absender der Zahlkarte</small> _____	 <input type="text"/> Postscheckkonto Nr. des Absenders	<small>Für Vermerke des Absenders</small> <small>Postvermerk</small> <small>Postamt</small> <small>Postleitzahl</small> <small>Postort</small>
Zahlkarte/Postüberweisung		Einlieferungsschein/Lastschriftzettel	
Empfängerabschnitt DM <input type="text"/> Pf		Postscheckkonto Nr. des Absenders	
für Postscheckkonto Nr. 5270 55 - 602		Postcheckamt 5270 55 - 602 Ffm.	
Absenderangabe (mit Postleitzahl)		Erich Wulff Sonderkonto In 6 Frankfurt 60	
Kennwort:		Postscheckkonto Nr. 5270 55 - 602 Postscheckamt Frankfurt/M.	
Ausstellungsdatum:		Unterschrift:	
			